

KULTUREN
DES
SAMMELNS
3

Herausgegeben
von Peter Burschel,
Ulrike Gleixner,
Timo Steyer und
Marie v. Lüneburg

FORSCHEN IN SAMMLUNGEN

Dynamiken,
Transformationen,
Perspektiven

Wallstein

Forschen in Sammlungen

KULTUREN DES SAMMELNS
Akteure – Objekte – Medien

3

Herausgegeben von der
Herzog August Bibliothek

Editorial Board:

Lucas Burkart (Basel), Thomas Döring (Braunschweig),
Robert Felfe (Hamburg), Ina Heumann (Berlin),
Randolph C. Head (Riverside, CA), Markus Hilgert (Berlin),
Christiane Holm (Halle), Henrike Lähnemann (Oxford),
Reinhard Laube (Weimar), Ulinka Rublack (Cambridge),
Marília dos Santos Lopes (Lissabon), William H. Sherman (London)

H E R Z O G
A U G U S T
B I B L I O
T H E K

FORSCHEN IN SAMMLUNGEN

DYNAMIKEN, TRANSFORMATIONEN,
PERSPEKTIVEN

Herausgegeben von
Peter Burschel, Ulrike Gleixner,
Marie von Lüneburg und Timo Steyer



WALLSTEIN VERLAG

Dieser Band und die ihm zugrunde liegende Tagung wurden im Rahmen des Forschungsverbunds Marbach Weimar Wolfenbüttel mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung unter dem Förderkennzeichen 01UO1903C sowie der VolkswagenStiftung gefördert. Die Publikation wurde zudem im Rahmen des Fördervorhabens 16KOA026 mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung im Open Access bereitgestellt. Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt bei den Herausgebern und Autoren.



GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung



VolkswagenStiftung

Dieses Werk ist im Open Access unter der Creative-Commons-Lizenz
CC BY-SA 4.0 lizenziert.



Die Bestimmungen der Creative-Commons-Lizenz beziehen sich nur auf das Originalmaterial der Open-Access-Publikation, nicht aber auf die Weiterverwendung von Fremdmaterialien (z. B. Abbildungen, Schaubildern oder auch Textauszügen, jeweils gekennzeichnet durch Quellenangaben). Diese erfordert ggf. das Einverständnis der jeweiligen Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Autorinnen und Autoren 2024
Publikation: Wallstein Verlag GmbH, Göttingen 2024
www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond und der Roboto
Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf
unter Verwendung von: Neues Magazin Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel

ISBN (Print) 978-3-8353-3573-8
ISBN (Open Access): 978-3-8353-8051-6
DOI <https://doi.org/10.15499/kds-003>

INHALT

Vorwort	7
-------------------	---

Perspektiven

Markus Hilgert

Zwischen Kulturerhalt und gesellschaftlichem Transfer. Perspektiven der Erforschung kulturellen Erbes im Rahmen der digitalen Transformation	13
--	----

Jan Horstmann

Forschungsverbund Marbach Weimar Wolfenbüttel. Offene Daten und Tools für die digitale geisteswissenschaftliche Forschung und Lehre	23
---	----

Constanze Baum und Timo Steyer

Zwischen Experiment und Etablierung. Die Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften	37
--	----

Andreas Henrich, Tobias Gradl, Robin Jegan

Suchwerkzeuge für Sammlungen. Herausforderungen, Trends und Strategien	57
---	----

Dynamiken

Petra Feuerstein-Herz

Sammlung und Krise – Dynamiken im Kreislauf der Objekte	81
---	----

Caroline Jessen

»Kriegslücken«. Transferrouen und Provenienz von Büchern und Handschriften in Sammelstätten zur deutschen Literatur nach 1945	98
---	----

Forschungen

Joëlle Weis

Wie geht Sammlungsforschung? Bericht einer Anfängerin	121
---	-----

Reinhard Laube

Die Heilsberger Inschrifttafel. Perspektiven und Kontexte der Sammlungserschließung	136
--	-----

Tobias Heinzelmann

Büchersammlungen und Bibliotheken im Osmanischen Reich.

Typologie und Forschungsperspektiven 156

Autorinnen und Autoren 179

VORWORT

Drei Sammlungen, ein Verbund, fünf Jahre: Am 17. und 18. September 2018 fand anlässlich des fünfjährigen Bestehens des Forschungsverbundes »Marbach Weimar Wolfenbüttel« in Schloss Herrenhausen in Hannover eine Tagung statt, die der Sammlungsforschung gewidmet war: »Forschen in Sammlungen. Fünf Jahre Forschungsverbund Marbach Weimar Wolfenbüttel. Ergebnisse und Perspektiven«. Inzwischen ist der Verbund, der vom Bundesministerium für Bildung und Forschung finanziert wird, bereits am Ende seiner zweiten Förderphase angekommen.¹

Im Mittelpunkt der Tagung stand die Frage nach der digitalen Erschließung von Sammlungen, eine Frage, die eng auf die »klassischen« Ökonomien – und Kulturen – des Sammelns bezogen wurde: auf das Erwerben und Bewahren, das Verschenken, Verkaufen und Vergessen, aber auch auf das Rauben und Aneignen, auf das Tauschen und Vernichten, wobei transepocheale und transkulturelle Perspektiven eine besondere Rolle spielten. Das Verhältnis zwischen Krise und Sammlung »im Kreislauf der Dinge« fand dabei ebenso Aufmerksamkeit wie jenes zwischen »Kulturerhalt« und »Kulturtransfer«. Immer wieder gerieten zudem die Praktiken des Sammelns in den Blick: das Vermessen, das Bewerten, das Ordnen, das Bewirtschaften, das Vermitteln;² immer wieder auch wurde die Bedeutung der Sichtbarmachung von Materialität und Medialität der Dinge hervorgehoben.³

Gleichzeitig führten die Tagungsdiskussionen in aller Deutlichkeit vor Augen, dass die Frage nach der Entwicklung digitaler Methoden in der Sammlungsforschung immer auch eine Frage nach dem Mehrwert von Sammlungsforschung im Verbund ist – bis hin zur Herausforderung eines gemeinsamen »Virtuellen Forschungsraums«.⁴

- 1 Die Endterm-Tagung fand am 16. und 17. Februar 2023 unter dem Titel »Digital ist besser? Sammlungsforschung im digitalen Zeitalter« in Weimar statt. Für weitere Informationen: www.mww-forschung.de [zuletzt 29.9.2023].
- 2 Praktiken des Sammelns hier ganz im Sinne von Nils Güttler und Ina Heumann (Hrsg.): *Sammlungsökonomien*, Berlin 2016.
- 3 Vgl. dazu auch Moritz Neuffer: Die guten ins Töpfchen und die schlechten – in ein anderes. Eine Marbacher Tagung diskutiert Perspektiven des wissenschaftlichen Sammelns, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 127 (5. Juni 2013), S. N5.
- 4 Um nur zwei Tagungsberichte zu nennen: Christoph Schmälzle: Bestandsaufnahme mit Hindernissen. Forschung im nationalen Verbund: Nach dem Willen ihrer Geldgeber sollen die Museen, Bibliotheken und Archive in Marbach, Weimar und Wolfen-

Sechs Beiträge des vorliegenden Bandes gehen auf die ›Jubiläums‹-Tagung in Herrenhausen zurück. Drei weitere Beiträge aber sind erst nach der Tagung entstanden, um auch jenen Fragen gerecht werden zu können, die im Laufe der zweiten Förderphase des Verbundes zunehmend drängender wurden – und die nicht zuletzt auch Eingang in die Diskussionen der MWW-Forschungsgruppen »Provenienz«, »Ökonomie« und »Raum« fanden: Was zum Beispiel heißt Sammlung, was Sammeln, wenn Dinge ihre ›Ortsbindung‹ verlieren, indem sie als digitale Reproduktionen in immer ›neue‹ Sammlungen eingehen? Oder: Was bedeutet es für Sammlungen, wenn die modale Divergenz von Dingen im Rahmen einer digitalen ›Medienkonvergenz‹ hinfällig zu werden scheint? Hinzu kam, dass die Herausgeberinnen und Herausgeber des vorliegenden Bandes auch die (durchaus ›experimentell‹ zu nennende) Entwicklung der »Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften« dokumentieren wollten.

Die Herausgeberinnen und Herausgeber danken allen, die in der Herzog August Bibliothek dazu beigetragen haben, den vorliegenden Band auf den Weg zu bringen, vor allem aber Rebecca Sperl. Jan Philipp Bothe und Carolin Brodehl haben den Band im Wallstein Verlag mit professioneller Geduld begleitet. Auch ihnen sei herzlich gedankt. Ohne die Unterstützung der VolkswagenStiftung hätte die ›Jubiläums‹-Tagung in Herrenhausen nicht stattfinden können. Unser Dank dafür gilt Wilhelm Krull und seinem Team: Celina Adrion, Antje Tepperwien und Anorthe Wetzel. Zu danken ist schließlich auch allen MWW-Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus Marbach, Weimar und Wolfenbüttel, die nicht zuletzt die Tool Gallery in Herrenhausen zu einem Verbund-Erfolg werden ließen.

*Die Herausgeberinnen und Herausgeber,
Wolfenbüttel, im Oktober 2023*

büttel zusammenwirken. Nach fünf Jahren Pilotprojekt zeichnet sich ab: Wo Bücher, Bilder und Zettel nach je eigener Methode erfasst werden müssen, ist das digitale Allzweckwerkzeug der Stein der modernen Weisen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung 247 (24. Oktober 2018), Seite N3; Alexandra Serjogin: Forschen in Sammlungen: Fünf Jahre Forschungsverbund Marbach Weimar Wolfenbüttel. Ergebnisse und Perspektiven, 17.09.2018–18.09.2018 Hannover, in: H-Soz-Kult, 22.1.2019, www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8065 [zuletzt 29.9.2023].

PERSPEKTIVEN

Markus Hilgert

ZWISCHEN KULTURERHALT UND GESELLSCHAFTLICHEM TRANSFER

PERSPEKTIVEN DER ERFORSCHUNG KULTURELLEN ERBES
IM RAHMEN DER DIGITALEN TRANSFORMATION

1. Kulturerbe als gesellschaftliche Kategorie

Die wissenschaftliche Rede von Dingen als Kulturgütern oder materiellem Kulturerbe übergeht meist die Tatsache, dass diese Begriffe keine wissenschaftlichen Kategorien bezeichnen, sondern, ihrem Ursprung nach, gesellschaftliche. Auch wenn die anhaltende wissenschaftliche Rezeption eines Objekts oder Objektkonvoluts ein gewichtiges Argument für seine Klassifizierung als Kulturgut von besonderer Bedeutung oder Kulturerbe sein kann, handelt es sich bei dieser Klassifizierung doch stets um eine Zuschreibung der Gesellschaft an die entsprechenden Dinge aufgrund ihrer angenommenen stabilisierenden Funktion für diese Gesellschaft. Die Narrative, mit denen diese stabilisierende Funktion beschrieben wird, thematisieren dabei vor allem gemeinsame Ursprünge und Erfahrungen, kollektive Identitäten, gesellschaftlichen Zusammenhalt, nachhaltige Entwicklung, Integrationsfähigkeit oder, im Falle der Abwanderung von Kulturgütern, gesamtgesellschaftlichen Verlust. Diese Narrative dienen gleichzeitig als Begründungen dafür, warum eine Gesellschaft die Dokumentation, den Erhalt, den Schutz, die Erforschung und die Präsentation der entsprechenden Objekte anstrebt, priorisiert und unter Aufwendung gemeinsam verwalteter Ressourcen gewährleistet.

Als Produkte gesellschaftlicher Zuschreibungen stehen Kulturgüter in einem Abhängigkeitsverhältnis nicht nur von der Organisationsform einer Gesellschaft und den Verfahren ihrer Entscheidungsfindung, sondern auch von Prozessen mit gesamtgesellschaftlichen Auswirkungen wie etwa militärischen Konflikten, wirtschaftlichen Krisen oder technologischen Umbrüchen. Beredte Hinweise darauf sind etwa die UNESCO-Konventionen von 1954, 1970 und 1972, die auf die diversen Gefährdungen von Kulturgütern durch bewaffnete Konflikte, durch Raubgrabungen und illegalen Handel bzw. durch Massentourismus und wirtschaftliche Expansion reagieren. Auch diejenigen Prozesse, die wir mit dem Begriff »digitale Transformation« bezeichnen, sind ein Phänomen von gesamtgesellschaftlicher Relevanz. Mit Blick auf den

Bereich der Wirtschaft sprechen daher manche von »Industrie 4.0«, um damit auszudrücken, dass es sich bei der digitalen Transformation um die vierte industrielle Revolution handelt.

2. Drei Thesen zur gesellschaftlichen Dimension der Erforschung kulturellen Erbes

Vor dem Hintergrund dieser Zusammenhänge und weil es wenig originell und gewinnbringend wäre, bei einer Tagung des Forschungsverbunds Marbach Weimar Wolfenbüttel allein über das Verhältnis zwischen sammlungsbezogener Grundlagenforschung und digitalen Geisteswissenschaften zu sprechen, will ich mir eine Frage vorlegen, die sich aus dem Verständnis von »Kulturgut« und »kulturellem Erbe« als ursprünglich gesellschaftlichen Kategorien ergibt. Diese Frage lautet: In welchem grundlegenden Bezug zur Gesellschaft sowie zu gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen steht die Erforschung des kulturellen Erbes insbesondere unter den Bedingungen der digitalen Transformation und welche zusätzlichen, innovativen Forschungsperspektiven ergeben sich daraus für die sammlungsbezogene Grundlagenforschung in kulturerhaltenden Einrichtungen? Nicht zuletzt mit Blick auf ein staatlich gefördertes Forschungskonsortium öffentlicher Einrichtungen, die Archive, Bibliotheken Museen unter ihren Dächern vereinigen, frage ich also nach dem möglichen forschungsbasierten Beitrag dieser Einrichtungen zur gesellschaftlichen sowie politischen Diskussion um Kulturgüter und den langfristigen, staatlich getragenen Schutz von Kulturgütern als gesamtgesellschaftlich relevantem kulturellem Erbe.

Dabei vertrete ich drei Thesen, die ich jeweils im Einzelnen erläutern werde:

1. Die Erschließung und Erforschung von Objekten und Objektkonvoluten durch Kulturgut bewahrende Einrichtungen in öffentlicher Trägerschaft muss stets auch die Gesellschaft und gesellschaftliche Prozesse im Blick haben und diese in methodischer Hinsicht als Rezeptions- und Handlungsdimensionen mitdenken.
2. Durch den Einsatz digitaler Infrastrukturen und Anwendungen eröffnen die unter dem Begriff »digitale Transformation« zusammengefassten Prozesse dieser dialogischen Rückkopplung der sammlungsbezogenen Forschung an die Sphäre des Gesellschaftlichen – und mithin des Politischen – besonders aussichtsreiche Möglichkeiten, aber auch beträchtliche Herausforderungen.

3. Es lassen sich mindestens fünf übergreifende Forschungsperspektiven identifizieren, die das thematische und methodische Repertoire der herkömmlichen sammlungsbezogenen Grundlagenforschung ergänzen, unter konsequentem Einsatz digitaler Technologien das Transferpotenzial dieser Forschung in die Gesellschaft erhöhen und damit eine Grundlage für die notwendigen, nur gesamtgesellschaftlich sinnvollen Aushandlungsprozesse im Bereich des öffentlichen Kulturgutschutzes schaffen. Mit Schlagworten gekennzeichnet, handelt es sich bei diesen fünf übergreifenden Forschungsperspektiven um Zugang, Vermittlung, Wirkung, Teilhabe und Verantwortung. Bevor ich näher auf Fragestellungen und Methoden dieser fünf Forschungsperspektiven eingehe, will ich zunächst die beiden ersten hier vorgetragenen Thesen erläutern und begründen.

2.1 Die Gesellschaft als Rezeptions- und Handlungsdimension der sammlungsbezogenen Grundlagenforschung

Wenn ich davon spreche, dass die Akteure der sammlungsbezogenen Grundlagenforschung in Kulturgut bewahrenden Einrichtungen gut daran tun, auch die Gesellschaft und gesellschaftliche Prozesse als Rezeptionsdimensionen dieser Forschung konzeptionell und strategisch zu berücksichtigen, so bin ich mir durchaus bewusst, dass diese Aussage nicht unproblematisch ist. Es sollte sich jedoch von selbst verstehen, dass dieses Postulat keinesfalls im Sinne der Selbstzensur oder eines Eingriffs in die grundgesetzlich verbrieft Freiheit der Forschung gemeint ist. Die dialogische Rückkopplung der sammlungsbezogenen Forschung an die Sphären des Gesellschaftlichen und Politischen muss vielmehr zunächst aus der ethischen Grundhaltung einer Verantwortlichkeit gegenüber der Gesellschaft als Auftraggeberin und Ermöglicherin dieser Forschung sowie gegenüber der besonderen gesellschaftlichen Funktion von Kulturgütern und kulturellem Erbe resultieren. Sodann ergibt sich die praktische Notwendigkeit einer solchen Rückkopplung der sammlungsbezogenen Forschung an die Sphären des Gesellschaftlichen und Politischen aus der Tatsache, dass es ja gerade der gelungene Dialog sowie die kooperative Partnerschaft zwischen Forschung und Gesellschaft sind, von denen der politische Wille und das zivilgesellschaftliche Engagement zum nachhaltigen Schutz von Kulturgütern wesentlich abhängen.

So setzt sich in der wissenschaftlichen und politischen Auseinandersetzung mit den Themen kulturelles Erbe und Kulturgutschutz in den letzten drei Jahrzehnten zunehmend die Erkenntnis durch, dass ein reiner Expertendiskurs ohne Einbeziehung der Zivilgesellschaft keine praktikablen und nachhaltigen

Modelle für den Erhalt, die Pflege und den langfristigen Schutz von Kulturgütern liefert. Ein strategischer Meilenstein ist in diesem Zusammenhang das von der UNESCO im Jahr 2015 verabschiedete »Policy Document for the Integration of a Sustainable Development Perspective into the Processes of the World Heritage Convention«,¹ das eine Umsetzung der UNESCO-Welterbe-Konvention von 1972 im Dienste nachhaltiger Entwicklung unter anderem von der Partizipation aller relevanten Interessengruppen nicht zuletzt auf lokaler Ebene abhängig macht. Die konkreten Formen, in denen diese Partizipation der Zivilgesellschaft realisiert werden kann, variieren dabei von Fall zu Fall.

Allerdings zeigt sich inzwischen ebenso deutlich, dass gerade auch die Steuerung entsprechender Prozesse und Projekte von der aktiven Teilhabe der Zivilgesellschaft maßgeblich profitiert und daher nach Möglichkeit ebenfalls partizipativ gestaltet sein sollte. Im April 2018 hat die Europäische Union einen Bericht zur partizipativen Steuerung des kulturellen Erbes vorgelegt, dessen Ziel es ist, »vorbildliche Vorgehensweisen zu Bottom-up-Ansätzen für ein gemeinsames integratives Management des kulturellen Erbes zu erarbeiten und zu verbreiten«.² Der Bericht gelangt insbesondere zu dem Ergebnis, dass »die partizipative Steuerung des materiellen, immateriellen und digitalen kulturellen Erbes ... ein innovativer Ansatz« ist, »mit dem sich spürbar ändert, wie das kulturelle Erbe verwaltet und geschätzt wird. Langfristig ist dieser Ansatz nachhaltiger als der bisherige.« Aus der Analyse konkreter Fallbeispiele ziehen die Verfasser des Berichts weiterhin die Schlussfolgerung, dass für eine erfolgreiche partizipative Steuerung des kulturellen Erbes »das öffentliche Interesse gefördert und Beziehungen, Flexibilität und Unterstützung für Projekte gestärkt sowie die Kompetenzen und Ausbildung des Personals ausgebaut werden müssen; ... dass der Prozess Teil des Ergebnisses ist, Bottom-up- und Top-down-Ansätze sich gegenseitig ergänzen können, Mitwirkung und Transparenz in allen Phasen unerlässlich sind und das materielle, das immaterielle und das digitale Erbe miteinander verknüpft werden sollten.«³

1 UNESCO: Policy Document for the Integration of a Sustainable Development Perspective into the Processes of the World Heritage Convention, <https://whc.unesco.org/document/139747> [zuletzt 9.3.2020].

2 Europäische Union: Participatory Governance of Cultural Heritage, Executive Summary, <https://publications.europa.eu/en/publication-detail/-/publication/1ef98ad-437b-11e8-a9f4-01aa75ed71a1/language-en/format-PDF/source-search>, S. 1. [zuletzt 9.3.2020].

3 Ebd., S. 3.

Vor diesem Hintergrund wird offensichtlich, warum die wissenschaftliche Erschließung und Erforschung von Objekten und Objektkonvoluten durch Kulturgut bewahrende Einrichtungen in öffentlicher Trägerschaft von Anfang an stets auch die Gesellschaft und die sie prägenden Prozesse berücksichtigen müssen. Denn ohne einen grundlegenden gesellschaftlichen Konsens über den Mehrwert dieser Forschung und ihrer Gegenstände für das Gemeinwesen kann und wird es keine nachhaltige Perspektive für den langfristigen Unterhalt von Kulturgütern und der auf diesen basierenden Forschung geben.

2.2 Digitale Transformation als Katalysator gesellschaftlicher Teilhabe

Die zweite hier vertretene These geht davon aus, dass die »digitale Transformation« Kulturgut bewahrenden Einrichtungen vielversprechende Instrumente für diese Rückkopplung der sammlungsbezogenen Grundlagenforschung an die Sphäre des Gesellschaftlichen anbietet. Dazu müssen wir uns zunächst vergegenwärtigen, was der Begriff »digitale Transformation« bezeichnet und welche Handlungsoptionen darin für Kulturgut bewahrende Einrichtungen impliziert sind. Digitale Transformation beschreibt nicht in erster Linie die Tatsache, dass die Dokumentation, Kommunikation, Evaluation und Modifikation von Informationen nicht mehr analog, sondern digital erfolgt. Wo Computer genutzt werden, um Texte zu verfassen oder E-Mail-Nachrichten zu versenden, hat nicht zwangsläufig auch die digitale Transformation begonnen. Die digitale Transformation ist vielmehr ein in digitalen Technologien begründeter, kontinuierlicher Prozess der Veränderung, der alle Bereiche der Gesellschaft betrifft und ihre jeweiligen Funktionsweisen und Organisationsstrukturen von Grund auf neu formiert. Motoren der digitalen Transformation sind einerseits digitale Infrastrukturen und digitale Anwendungen, andererseits die dadurch ermöglichten digitalen Geschäftsmodelle und digitalen Wertschöpfungsnetzwerke. Besonders augenfällig sind die Folgen des Einsatzes dieser digitalen Technologien im Bereich der Unternehmen und der Wirtschaft, wo der digitale Wandel nicht nur enorme Wachstumspotenziale freisetzen kann, sondern auch eine massive Reformierung der Organisationsstruktur, der Marketingstrategien und damit der Unternehmenskultur insgesamt erforderlich macht.

Natürlich erfahren nicht nur Unternehmen, welche tiefgreifenden Konsequenzen die Verfügbarkeit und der Einsatz digitaler Technologien haben können. Auch unser Alltag wird zunehmend digitalisiert; unsere Lebensweisen und Lebenswelten verändern sich; das Smartphone avanciert zur universellen Schnittstelle des Individuums mit seinen Mitmenschen und der Umwelt. Dies wiederum hat Auswirkungen auf politische Prozesse, denn herkömmliche

Formen der gesellschaftlichen Teilhabe, der politischen Meinungsbildung und der demokratischen Mitbestimmung werden durch den Einsatz digitaler Technologien vielfach auf den Prüfstand gestellt, wenn nicht gar obsolet. Gleichzeitig entstehen neue Anforderungen an das regulatorische Handeln des Staates, der die Prinzipien der Rechtsstaatlichkeit mit den Gegebenheiten einer sich digital transformierenden Gesellschaft in Einklang bringen muss.

Schließlich bedeutet digitaler Wandel auch in kulturelserhaltenden Einrichtungen nichts weniger als die langfristige Transformation und strukturelle Re-Organisation *aller* Arbeits- und Aufgabenbereiche im Sinne einer optimierten Abstimmung auf die Anforderungen und Potenziale digitaler Technologien. Diese institutionelle Transformation ist auch deswegen geboten, weil mit der Verbreitung digitaler Technologien als Motoren der digitalen Transformation sich auch ein medialer Umbruch in der Präsentation, Kommunikation und Bewertung von Wissen vollzieht. Dabei sind drei Aspekte besonders relevant: Die digitale Transformation verändert 1. die Teilhabemöglichkeiten, 2. den Wirkungsradius und 3. die Formate der Kommunikation in unserer Gesellschaft. So bieten das Internet und die sozialen Netzwerke einem sehr viel größeren Personenkreis als früher die Chance, sich in schriftlicher Form an politischen, kulturellen oder wissenschaftlichen Diskussionen zu beteiligen. Auch Personen, die nicht über das Privileg einer wissenschaftlichen oder journalistischen Ausbildung verfügen, können so ihr Wissen und ihre Meinungen in den gesellschaftsübergreifenden Diskurs einbringen. Doch damit nicht genug, diese Diskussionsbeiträge können durch digitale Medien sehr viel mehr Menschen erreichen als früher und damit eine ganz andere Wirkung entfalten, als dies analoge Verbreitungsmittel bisher erlaubten. Schließlich erfordern digitale Kommunikationsformate, die sich etwa durch eine Einschränkung der Zeichenzahl, eine zeitliche Begrenzung der Verfügbarkeit, eine obligatorische Verknüpfung mit audio-visuellen Medien oder eine Abhängigkeit von Beliebtheitsindikatoren auszeichnen, eine besondere Prägnanz und Attraktivität der Kommunikation.

Digitale Medien besitzen demnach das Potenzial, verschiedene gesellschaftliche Zielgruppen auf jeweils spezifische Weise anzusprechen und damit den Austausch über bestimmte Themen sehr viel effektiver in der Breite der Gesellschaft zu verankern, als dies bislang möglich war. Eine Aktivierung der notwendigen gesellschaftlichen Teilhabe in den Handlungsfeldern »Kulturelles Erbe« und »Kulturgutschutz« wird demnach – so kann man schlussfolgern – durch die Prozesse der digitalen Transformation grundsätzlich begünstigt.

Doch Kulturgut bewahrende Institutionen und Kultur insgesamt sind auch in einer durchaus grundsätzlichen Weise von den Prozessen der digitalen

Transformation betroffen, ein Phänomen, das Andreas Reckwitz unlängst als »Kulturalisierung des Technologischen« charakterisiert hat, eine »Kulturalisierung des Technologischen«, die, so Reckwitz, »herausfordert, was unter digitalen Bedingungen Kultur bedeutet«. Nach Reckwitz »forcieren die Digitalität und das Internet eine Kulturalisierung des Sozialen«. Er schließt dies aus der Beobachtung, dass sich »im Zentrum der gesellschaftlich leitenden Technologie ... in der Spätmoderne nicht mehr die Produktion von Maschinen, Energieträgern und funktionalen Gütern« befindet, »sondern die expansive und den Alltag durchdringende Fabrikation von Kulturformaten mit einer narrativen, ästhetischen, gestalterischen, ludischen, moralisch-ethischen Qualität, also von Texten und Bildern, Videos und Filmen, phatischen Sprachakten und Spielen. Damit wird die moderne Technologie in ihrem Herzen erstmals zur Kulturmaschine«.⁴ Den Experten für die Kultur in unserer Gesellschaft, so könnte man im Anschluss an Andreas Reckwitz folgern, wachsen damit neue, bedeutende Aufgaben für die Programmierung, Steuerung und Instandhaltung dieser »Kulturmaschine« zu.

2.3 Fünf Forschungsperspektiven

Wenn es zutrifft, dass die digitale Transformation der Gesellschaft eine »Kulturalisierung des Sozialen« maßgeblich beschleunigt und gleichzeitig den Zugang zu sowie die Teilhabemöglichkeiten an Kulturgütern und Kultur wesentlich erhöht, so haben Kulturgut bewahrende Einrichtungen gleich in zweifacher Hinsicht die Verantwortung und Verpflichtung, diese »Kulturalisierung des Sozialen« sowie die stärkere Rückbindung der sammlungsbezogenen Forschung und des Kulturerhalts an die Sphäre des Gesellschaftlichen aktiv mitzugestalten. Die Voraussetzung dafür könnten sie schaffen, indem sie sich zusätzliche Forschungsperspektiven zu eigen machen, die letztlich auf eine intensivierte Einbeziehung der Zivilgesellschaft in den Kulturgutdiskurs insbesondere unter Einsatz digitaler Technologien zielen. Es handelt sich dabei um insgesamt fünf Forschungsperspektiven, die in inhaltlicher und methodischer Hinsicht die herkömmliche sammlungsbezogene Grundlagenforschung ergänzen: 1. Zugang, 2. Vermittlung, 3. Wirkung, 4. Teilhabe und 5. Verantwortung. In der Ausführung dieser meiner dritten und letzten These will ich abschließend skizzieren, was ich darunter jeweils verstehe und wie diese Perspektiven der Forschung in Bezug zueinander stehen.

4 Andreas Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, Berlin 2017.

Die Forschungsperspektive Zugang wird in erster Linie von der Frage angetrieben, mit welchen analogen und/oder digitalen Mitteln möglichst viele Menschen möglichst umfassende Informationen zu Objekten und Objektkonvoluten in Kulturgut bewahrenden Einrichtungen sowie zu den mit diesen Objekten in Verbindung stehenden Narrativen erhalten können. Es geht also darum, unter Berücksichtigung der jeweiligen Rezeptionsvoraussetzungen der verschiedenen gesellschaftlichen Zielgruppen auf nationaler und internationaler Ebene stark differenzierte Wege oder Kanäle für den Wissensaustausch mit der Gesellschaft zu identifizieren und einzurichten. Vorgeschaltet ist dabei aus praktischen Gründen zunächst eine Entscheidung darüber, zu welchen Inhalten diese Zugänge eröffnet werden sollen. Priorisierungen sind dabei kurz- und mittelfristig unvermeidlich. Langfristiges Ziel sollte aber größtmögliche Transparenz sein, insbesondere mit Blick auf die Provenienz und das Itinerar eines Objekts. Gerade auch mit Blick auf die Aufarbeitung des Kolonialismus und die dadurch bedingte massenhafte Entfernung von Kulturgut aus kolonialisierten Gesellschaften ist dies ein unabdingbares Postulat.

Darauf aufbauend ist die Kernfrage des Forschungsfeldes Vermittlung, auf welche Weise und mit welchen Medien der Kommunikation ausgewählte Inhalte möglichst zielgruppenspezifisch, im Idealfall sogar individuell, so dargestellt werden können, dass sie verständlich und potenziell handlungswirksam sind. Zu den zentralen strategischen Leitlinien gehören dabei Barrierefreiheit und Inklusion ebenso wie Differenzierung und Komplexitätsakzeptanz. Digitale Anwendungen erscheinen in diesem Zusammenhang als Kommunikationsmedien der Wahl, da sie nahezu ohne physische Beschränkungen eine schier unbegrenzte Auffächerung der Vermittlungsangebote erlauben. Ungeachtet dessen ist jeweils im Einzelfall zu klären, welche Darstellungsweise angemessen und effektiv ist.

Damit ist bereits angedeutet, dass die Erforschung der Wirkung, die Zugangswege und Vermittlung bei den jeweils angesprochenen Rezipienten erzielen, eine weitere zentrale Aufgabe für solche Kulturgut bewahrenden Einrichtungen sind, die das Maß ihrer Rückbindung an die Sphäre des Gesellschaftlichen aus den eingangs dargestellten Gründen erhöhen wollen. Die zentrale Herausforderung gerade auch bei der digital unterstützten Vermittlungsarbeit im Kulturbereich insgesamt besteht darin, die jeweilige Wirkung der Maßnahmen und eingesetzten Instrumente möglichst exakt zu ermitteln. Die Gründe dafür sind kapazitärer, aber insbesondere auch methodischer Art. Denn die *Wirkung* kultureller Vermittlungsangebote lässt sich schwerlich im Sinne einer Quantifizierung messen. Im besten Falle kann sie qualitativ erhoben und in sogenannten »impact stories« narrativ beschrieben werden. Welche Methoden und Verfahren dabei jeweils

angemessen sind und wie sie für ein effektives Wirkungsmanagement gerade auch unter Einbeziehung digitaler Anwendungen eingesetzt werden können, ist derzeit weitgehend unklar und ein besonders drängendes Desiderat der Forschung.

Eine wirkungsvolle Vermittlung über zielgruppenspezifische Zugänge ist jedoch die Voraussetzung für Teilhabe, deren Ziele, Formen und Verfahren die vierte Forschungsperspektive darstellen, die ich hier ansprechen möchte. Auch wenn inzwischen ein weitgehender Konsens darüber besteht, dass ein nachhaltiger Schutz von Kulturgütern sowie die Verfügbarkeit der zu ihrer Erforschung notwendigen Infrastrukturen entscheidend von einer breiten Teilhabe der Zivilgesellschaft und der damit verbundenen politischen Willensbildung in diesem Bereich abhängen, wissen wir nach wie vor noch viel zu wenig darüber, wie diese Teilhabe konkret gestaltet werden kann und welche Konsequenzen damit verbunden sein könnten. Ein erster Schritt wäre gewiss, die Objektnarrative der Kulturgut bewahrenden Einrichtungen zu ergänzen um diejenigen der externen Rezipientinnen und Rezipienten, die als variante, aber grundsätzlich gleichwertige Perspektive auf die Dinge die Variabilität der epistemologisch bestehenden Objektidentitäten adäquat abbilden könnten. Auch hier sind digitale Anwendungen wichtige Instrumente für Interaktion und Partizipation, jedoch gewiss nicht die einzig wirksamen.

Ohne gelungene Teilhabe, die ihrerseits auf Zugang, Vermittlung und Wirkung beruht, dürfte es zunehmend schwieriger werden, in der Gesellschaft ein Verantwortungsbewusstsein für diejenigen Dinge zu wecken, denen diese Gesellschaft eine stabilisierende Funktion zuschreibt und die damit zu Kulturgütern und kulturellem Erbe erklärt werden. Die Frage, wie die Zivilgesellschaft mehr Verantwortung bei der Definition, dem Unterhalt und dem langfristigen Schutz von Kulturgütern übernehmen kann und wie diese Verantwortung strukturell ausgestaltet sein sollte, ist nicht nur eine politische, sondern auch eine wissenschaftliche, die unter anderem durch explorative Studien zu bearbeiten wäre. Dabei wäre auch zu erörtern, ob die zivilgesellschaftliche Verantwortung für das gemeinsame Patrimonium so weit gehen sollte, dass etwa durch ein Online-Voting ermittelt wird, welche Kulturgüter »national wertvoll« im Sinne des deutschen Kulturgutschutzgesetzes sind und damit einer besonderen Aufmerksamkeit durch die Gesellschaft bedürfen.

3. Transdisziplinäre Forschung in kulturerhaltenden Einrichtungen

Für kulturerhaltende Einrichtungen könnte der besondere Reiz dieser fünf Forschungsperspektiven – Zugang, Vermittlung, Wirkung, Teilhabe, Verantwortung – nicht nur darin bestehen, dass ihre erfolgreiche Umsetzung die gesellschaftliche und politische Akzeptanz der entsprechenden Institutionen und ihrer Arbeit erhöht. Attraktiv ist in wissenschaftlicher Hinsicht vielmehr auch, dass das Design sowie das methodische Repertoire der Forschung, die auf diesen Gebieten notwendig ist, eine Ergänzung und Weiterung der herkömmlichen sammlungsbezogenen Grundlagenforschung sowie der digitalen Geisteswissenschaften darstellen. Denn die Fragestellungen dieser Forschung thematisieren stets gesellschaftliche Herausforderungen, sie sind ohne gesellschaftliche Akteure mit nicht wissenschaftlichen Kompetenzen und praxisbasiertem Zielwissen nicht zu bearbeiten und machen damit eine transdisziplinäre Ausrichtung der Forschung unumgänglich. Digitale Anwendungen bieten vielfältige, neuartige Möglichkeiten für die Durchführung, Anwendung und Kommunikation der transdisziplinären Forschung auf den Gebieten Zugang, Vermittlung, Wirkung, Teilhabe und Verantwortung. Je intensiver sich daher kulturerhaltende Einrichtungen auf die Herausforderungen der digitalen Transformation einlassen, umso mehr werden sie von den Potenzialen dieser Transformation profitieren können.

Unterstützt werden sollten entsprechende Bemühungen kulturerhaltender Einrichtungen durch eine progressive Forschungsförderung, die zu risikoreichen transdisziplinären Pilotvorhaben im Bereich der gesellschaftlichen Partizipation an Kultur anregt, deren Ergebnisse systematisch evaluiert und den Transfer erfolgreicher Modellprojekte in die Fläche ermöglicht. Damit würde sie nicht nur einer für den gesellschaftlichen Kulturerbediskurs problematischen Selbstreferenzialität der sammlungsbezogenen Grundlagenforschung vorbeugen. Vielmehr könnte sie dadurch auch einen Beitrag zur Vielfalt, der Integrationsfähigkeit und dem Zusammenhalt in unserer Gesellschaft leisten.

Jan Horstmann

FORSCHUNGSVERBUND MARBACH WEIMAR WOLFENBÜTTEL

OFFENE DATEN UND TOOLS FÜR DIE DIGITALE
GEISTESWISSENSCHAFTLICHE FORSCHUNG UND LEHRE

1. Drei Standorte digital zusammenbringen: Herausforderungen und Chancen

Der Wissenschaftsrat sprach 2011 die Empfehlung aus, die drei renommierten sammlungsführenden Häuser in Marbach, Weimar und Wolfenbüttel – das Deutsche Literaturarchiv, die Klassik Stiftung und die Herzog August Bibliothek – sollten »unter Beibehaltung ihrer rechtlichen Selbständigkeit in einem von den Einrichtungen selbst mitzugestaltenden Verbund zusammengeführt werden.«¹ »Dabei sollte eine Verbesserung der internationalen Sichtbarkeit und Vernetzung als eines der wichtigsten Ziele gelten. Die drei Einrichtungen sollten ein gemeinsames Stipendienprogramm entwickeln und gemeinsame Lösungen für die Langzeitarchivierung und Speicherung großer Datenmengen suchen.«² Vor diesem Hintergrund fördert das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) seit 2013 den »Forschungsverbund Marbach Weimar Wolfenbüttel (MWW)« als Drittmittelprojekt mit dem zentralen Auftrag, ein Verstetigungskonzept zu erarbeiten.³ Der Anspruch, neue Standards in der digitalen Sammlungsforschung zu etablieren, wurde 2019 mit Einleitung der zweiten Förderphase und der damit verbundenen Einrichtung eines Digitalen Labors geisteswissenschaftlicher Forschung zum konzeptionellen Kern dieser Verstetigung erklärt. Die verschiedenen Forschungsprojekte der drei Standorte sollen methodisch-digital zusammengeführt und damit gleichzeitig paradigmengestaltend für eine ortsübergreifende kollaborative Forschungsarbeit werden.

1 Wissenschaftsrat: Stellungnahme zur Klassik Stiftung Weimar, Jena 2011, S. 17.

2 Wissenschaftsrat: Stellungnahme zur Herzog August Bibliothek (HAB) Wolfenbüttel, Würzburg 2013.

3 Die bisherigen Arbeiten und weitere Entwicklungen des Forschungsverbunds MWW können auf der verbundeigenen Webseite nachvollzogen werden: <https://www.mww-forschung.de> [zuletzt 16.12.2020].

Die Beteiligung an den international seit Langem geführten Diskussionen in und um die Digital Humanities mit dem speziellen Fokus auf digitaler Sammlungsforschung birgt die Hoffnung, die Mühe möge sich auszahlen und den Status der drei Institutionen als zentrale Orte nicht nur der Bewahrung und Pflege, sondern auch der »Erschließung und Erforschung der deutschen literarischen und intellektuellen Traditionen vom Mittelalter bis zur Gegenwart« bestätigen.⁴

Ein derart groß angelegtes Projekt bringt jedoch auch erhebliche infrastrukturelle Herausforderungen mit sich und ist gut beraten, nicht in dieselben Fallen zu tappen, die bereits zuvor ähnlich aufgestellte Großprojekte der digitalen Forschungsinfrastruktur an ihr Ende brachten. Viel lässt sich diesbezüglich lernen etwa aus dem Scheitern des Projektes »Bamboo« der UC Berkeley und der University of Chicago, das von 2008 bis 2012 von der Andrew W. Mellon Foundation gefördert wurde.⁵ Als einen der Hauptgründe des Scheiterns nennt Dombrowski die fehlende Einigung auf eine konkretisierte Vision: »The project struggled to identify a coherent vision that neatly encapsulated all the work being done in the name of Bamboo, or to clearly describe what future state the work would collectively realize.«⁶

In MWW ist die größte Herausforderung, neben den unterschiedlichen historischen Schwerpunkten der drei beteiligten Institutionen und der Vielzahl der integrierten und integrierbaren geisteswissenschaftlichen Disziplinen, die diversen Traditionen des Sammelns in Archiven, Bibliotheken und Museen miteinander zu verknüpfen – und dies bezieht sich gerade auch auf verschiedene Arten der digitalen Erfassung und Verfügbarmachung von Bestandsdaten sowie ihre digitale Erforschung. »Der Begriff der Digitalität, der in der Wortbildung die Verbindung von digital, Materialität und Realität aufruft, bezeichnet für die Geisteswissenschaften die Verschränkung digitaler und analoger Praktiken«, betonen Gleixner und Steyer; und das ist vor allem in der digitalen Sammlungsforschung der Fall.⁷ Die Objekte in den unterschiedlichen Sammlungen der drei Institutionen beziehen sich nicht selten inhaltlich aufeinander; in den Datenbanken finden sich derlei Relationen bislang jedoch nur in Ausnahmefällen, wodurch die Sammlungen bestenfalls autark bleiben, schlimmstenfalls jedoch fehlinterpretiert werden. Es benötigt Systeme, die sowohl in den unterschiedlichen medialen Beständen der einzelnen Standorte

4 Wissenschaftsrat, Stellungnahme Klassik Stiftung, S. 17.

5 Vgl. Quinn Dombrowski: What Ever Happened to Project Bamboo?, in: *Literary & Linguistic Computing* (2014), doi: 10.1093/lc/fqu026.

6 Dombrowski, *Project Bamboo*, S. 6.

7 Ulrike Gleixner und Timo Steyer: Forschung in Bibliotheken, in: *Zeitschrift für Bibliothekswesen und Bibliographie (ZfBB)* 68,1 (2021), S. 27–37.

suchen und relevante Ergebnisse liefern, als auch institutionenübergreifend semantische Bezüge abbilden können. Der projektförmig geförderte Forschungsverbund MWW geht dieses Großvorhaben modellhaft an und demonstriert gleichsam *bottom-up* in mehreren Fallstudien, wie Sammlungsbestände offen digital erforschbar gemacht und in virtuellen Laboren (re-)präsentiert werden können. Um die Diskussion um digitale Sammlungsforschung sowohl institutionsübergreifend zu gestalten als auch an größere Debatten außerhalb der drei Standorte anzuschließen, erarbeiten drei Forschungsgruppen zudem ein theoretisches (Begriffs-)Fundament zur kritischen Reflexion der Themen Provenienz, Raum und Ökonomie des Sammelns. In den Gruppen wird der Sammlungsbegriff selbst im Spannungsfeld seiner digitalen Herausforderung diskutiert: Wie ist die Beziehung zwischen nicht digitalen Sammlungsobjekten und ihrer digitalen Erfassung in Form von Metadaten oder digitaler Reproduktion? Kann man noch von Sammlungen sprechen, wenn Objekte nicht mehr ortsgebunden sowie permanent verfügbar sind und Teil beliebig vieler Sammlungen gleichzeitig sein können? Entsteht ein neues Verständnis von Sammlungen, wenn sich multimodale Bestände sichtbar aufeinander beziehen können und damit die originäre Gegensätzlichkeit ihrer Objekte im Sinne einer Medienkonvergenz im Digitalen überwindbar erscheint?⁸ Wie kann der Sammlungsbegriff nutzbar gemacht werden, wenn es um Fragen der Bewertung expansiver Mengen von digitalen Forschungsdaten geht? Der Forschungsverbund MWW hat sich zum Ziel gemacht, bis 2024 zumindest einige dieser Fragen zu beantworten; der vorliegende Beitrag möchte das Problemfeld skizzieren und erste digitale und infrastrukturelle Lösungen präsentieren.

Die AG »Digitale Sammlungen« der Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen beschäftigt sich in ihrem 2020 veröffentlichten Positionspapier mit der letztgenannten Frage. Das Konzept der »digitalen Sammlung« kann laut der AG »zur Priorisierung spezifischer Arten von Forschungsdaten [dienen], die es ›wert‹ sind, in eine Sammlung aufgenommen zu werden.«⁹ »Ob Forschungsdaten zu einer Sammlung zusammengeführt werden, ist das Ergebnis von [disziplinär oder thematisch zu organisierenden] Aushandlungsprozessen zwischen Forschungs-Communities und datenhaltenden Infrastruktureinrichtungen.«¹⁰ Die AG entwirft hier ein datafiziertes

8 Zum Begriff der Medienkonvergenz vgl. Henry Jenkins: *Convergence Culture. Where Old and New Media Collide*. New York 2006.

9 Arbeitsgruppe Digitale Sammlungen: Zur Bedeutung des Konzepts »Digitale Sammlung«, in: Schwerpunktinitiative »Digitale Information« der Allianz der deutschen Wissenschaftsorganisationen (2020), S. 1, doi: 10.2312/allianzoa.040.

10 Ebd., S. 2.

Verständnis von »Sammlung« vor der Folie des traditionellen nicht digitalen Sammlungsbegriffs und stellt damit große Schnittmengen mit dem in den Digital Humanities bereits fest etablierten Korpusbegriff her.¹¹ Es wird zu klären sein, welche Aspekte »digitale Sammlungen« von »Korpora« unterscheiden und wo der Begriff epistemischen Mehrwert bietet. Klar ist jedoch, dass bei der

Erstellung und Erschließung von digitalen Sammlungen bibliothekarische Expertise ebenso von Nöten ist wie Kenntnisse im Feld der Digital Humanities sowie eine fachwissenschaftliche Perspektive auf die Sammlung. Die Forschung muss daher bereits in einem frühen Stadium in der Sammlungsererschließung stärker beteiligt werden – aus der *Datafication* resultiert eine notwendigerweise größere Nähe von Forschung und Erschließung.¹²

Der Sammlungsbegriff kann hier laut Gleixner und Steyer ordnungs- und orientierungsstiftend wirken, wenn Bestands- und Forschungsdaten im Digitalen eng aufeinander bezogen ein neues Datenset bilden.

Der vorliegende Beitrag stellt mit Fokus auf die DH-Teilprojekte die bisherigen Schritte vor, die im Forschungsverbund MWW gegangen wurden, um ortsunabhängig offen zugängliche und sich aufeinander beziehende Sammlungsdaten erforschbar zu machen. Zudem sollen Potenziale und Zukunftspläne Erwähnung finden, die für Forschung und auch Lehre in der nachhaltigen Bereitstellung einer offenen digitalen Forschungsinfrastruktur gegeben sind.

2. Das Digitale Labor

Das Digitale Labor des Forschungsverbunds MWW hat einen Schwerpunkt in der Anwendung und Vermittlung von Methoden und Tools der Digital Humanities. Bedarfsorientierung und die Möglichkeit zur Individualisierung je nach Fragestellung sind in diesem Rahmen zwei wesentliche Leitkriterien. Schaut man sich die Forschungslandschaft der Digital Humanities an, gibt es eine Vielzahl von Tools, die häufig projektspezifisch zur Lösung konkreter Probleme entwickelt wurden, jedoch oft nicht nachhaltig zur Verfügung gestellt werden. Möchte man hiervon ausgewählte Tools für die digitale (kol-

¹¹ Vgl. etwa Christof Schöch: Aufbau von Datensammlungen, in: Fotis Jannidis, Hubertus Kohle und Malte Rehbein (Hrsg.): Digital Humanities. Eine Einführung, Stuttgart 2017, S. 223–233.

¹² Gleixner und Steyer, Forschung in Bibliotheken.

laborative) Sammlungsforschung anbieten, muss man sich fragen, welche Tools (a) in welchen Forschungsphasen sinnvoll zum Einsatz kommen können, (b) über einen konkreten Projektkontext hinausgehend weiterentwickelt werden und (c) so niedrigschwellig vermittelt werden können, dass auch Forschende ohne informatische Vorkenntnisse in die Lage versetzt werden können, ihre Fragestellungen mithilfe dieser Tools zu verfolgen.

Die üblichen Phasen von digitalen Forschungsprojekten finden eine Formalisierung in der von DARIAH-EU entwickelten TaDiRAH-Taxonomie.¹³ Diese Taxonomie bietet im Forschungsverbund einen wesentlichen Referenzpunkt bei der Auswahl von zur Verfügung gestellten Tools. Der Anspruch ist, jede einzelne Forschungsphase methodisch mit digitalen Tools unterstützen zu können.

MWW stützt sich bei der Auswahl nicht nur auf einen sich abzeichnenden Kanon von Tools, die in den Digital Humanities zum Einsatz kommen. Durch die Integration in einen nachhaltig zur Verfügung stehenden virtuellen Forschungsraum fungiert der Verbund gleichzeitig kanonbildend – eine Funktion, die bereits bei der Auswahl von Tools kritisch reflektiert werden sollte, zugleich aber auch die Verankerung des Verbunds in sammlungsführenden Häusern begründet, deren eigentliche Kompetenz die auswählende Bewahrung auch digitaler Artefakte (zu denen Tools zählen sollten) und nachhaltige Bereitstellung von Infrastrukturen ist. Eine Konzentration auf häufig zur Anwendung kommende Grundfunktionalitäten wie der Entwicklung medienübergreifender Suchtechnologien, Digitalisierungsstandards etwa für die Volltextdigitalisierung von Drucken und Handschriften, die automatische Erkennung und Kennzeichnung benannter Entitäten als Voraussetzung für die Modellierung von Netzwerken, und nicht zuletzt die Möglichkeit, Daten in unterschiedlichen Visualisierungen zu erforschen und zu präsentieren, bewährt sich hierbei. Viel ist gewonnen, wenn verschiedenste Projekte in der Sammlungsforschung die gleichen Tools nutzen und mit ihrer Hilfe zu Einsichten gelangen können.

Schließlich sollte die Toolauswahl auch vor dem Hintergrund der Vermittlung stattfinden. Wer sind die Nutzenden einer virtuellen Forschungsumgebung? Die Hauptzielgruppe ist hierbei das Gros der geisteswissenschaftlichen Forschungsgemeinschaft, das häufig keine dezidierte Expertise in den Digital Humanities hat,¹⁴ durch sein spezifisches Fachwissen jedoch den wissenschaftlichen Diskurs auch in den DH enorm voranbringen kann. Die digi-

13 Vgl. <https://tadirah.info/index.html> [zuletzt: 24.8.2022].

14 Vgl. Gleixner und Steyer: Forschung in Bibliotheken: »Denn anders als bei analogen Forschungsprozessen kann nicht davon ausgegangen werden, dass das Curriculum

talen Methoden müssen daher in ihrem epistemischen Potenzial theoretisch reflektiert und die Tools niedrigschwellig vermittelt werden. Nur eine solche Form der *embedded Digital Humanities* kann verhindern, dass ein hoch spezialisiertes Angebot für eine kleine Gruppe von Expertennutzer*innen geschaffen wird, von der die Mehrheit der Forschenden ausgeschlossen bleibt. Fragen der niedrigschwelligen Vermittelbarkeit (etwa: Gibt es grafische Userinterfaces? Gibt es Tutorials, Beispielanwendungen, Handbücher, User-support etc.?) spielen daher eine nicht zu vernachlässigende Rolle in der Auswahl der bereitzustellenden Tools. MWW verfolgt somit eine Strategie, die nicht zuletzt das generelle Ziel einer »data literacy« hat, die mit Ridsdale et al. beschrieben werden kann als »the ability to collect, manage, evaluate, and apply data in a critical manner«.¹⁵ Wo dies nicht gegeben ist, ein Tool aber dennoch großes Erkenntnispotenzial für die digitale Sammlungsfor-schung verspricht, muss überlegt werden, in welcher Form das Tool zur Verfügung gestellt, d.h. für eine breitere Nutzer*innengruppe handhabbar gemacht werden kann etwa durch die Erstellung von Webanwendungen, die eine grafische Interaktion mit den jeweiligen Algorithmen ermöglichen, oder die Erarbeitung von Tutorials durch den Verbund selbst. Gleixner und Steyer betonen: »Das angestrebte Selbstbild und die wissenschaftliche Bedeutung von Forschungsbibliotheken [und das gilt gleichermaßen für Archive und Museen; Anm. JH] werden zukünftig maßgeblich von der Verbindung von Daten, Tools und Vermittlungsangeboten beeinflusst sein.«¹⁶

Ergänzend zu den genannten Kriterien spielen die Möglichkeit der digitalen Kollaboration (s. Abschnitt 3) und die offene Zugänglichkeit von Sammlungsdaten in Form offener Schnittstellen und Forschungsergebnissen eine wichtige Rolle in der Ausrichtung des Digitalen Labors. Da »die Kultur des Besitzens einer Kultur des Teilens weichen muss«,¹⁷ sind die wichtigsten Stichworte in diesem Zusammenhang Open Access in den Modellen des goldenen oder

der Geistes- und Kulturwissenschaften derzeit die notwendigen Fertigkeiten für digitalbasierte Forschung vermittelt.«

15 Chantel Ridsdale, James Rothwell, Mike Smit, Hossam Ali-Hassan, Michael Bliemel, Dean Irvine, Daniel Kelley, Stan Matwin und Brad Wuetherick: *Strategies and Best Practices for Data Literacy Education*. Knowledge Synthesis Report (2015), S. 2, doi: 10.13140/RG.2.1.1922.5044.

16 Gleixner und Steyer, *Forschung in Bibliotheken*.

17 Thomas Stäcker: *Die Sammlung ist tot, es lebe die Sammlung! Die Digitale Sammlung als Paradigma moderner Bibliotheksarbeit*, in: *Bibliothek – Forschung und Praxis* 43,2 (2019), S. 304–310, hier S. 304, doi: 10.1515/bfp-2019-2066.

grünen Wegs,¹⁸ die FAIR data principles¹⁹ sowie die Anbindung der digital erschlossenen Bestände an die sogenannte LOD-Cloud (»Linked Open Data«) als Standard des Semantic Web, das seinerseits die Vision eines Netzwerks verlinkter und semantischer Daten darstellt.²⁰ Digitale Sammlungsforschung im Speziellen wie die digitale Transformation des kulturellen Erbes im Allgemeinen »sollte[n] dort, wo es datenschutz- und urheberrechtlich möglich ist, [...] dem Open-Science-Gedanken verpflichtet sein, sodass [digitale Sammlungen] ungehindert referenziert, aggregiert, selektiert, rearrangiert oder homogenisiert werden können«.²¹ Sammlungsführende Institutionen sollten sich aus der durch digitales Arbeiten entstehenden engeren Verknüpfung von Sammlungs- und Forschungsdaten den Auftrag ableiten, digitale Forschungsprozesse mit ihren Mitteln zu befördern. Tun sie das nicht, machen sie sich als Wissenszentren schlimmstenfalls obsolet, da ihre Bestände in den verschränkten und auf Nutzer*innenverhalten reagierenden Datenstrukturen des Internets mit der Zeit ganz einfach nicht mehr gefunden werden. In ähnlicher Richtung konstatiert Stäcker: »Es schöpft das Potential des Digitalen nicht aus oder muss sogar als Einschränkung von Forschungsmöglichkeiten betrachtet werden, wenn Bibliotheken in Anhänglichkeit an traditionelle Sammlungskonzepte Digitalisate mit Nutzungsbedingungen, die keine uneingeschränkte Nutzung erlauben, ausstatten, wenn sie nicht den massenhaften Download für Big-Data-Analysen gestatten, verminderte Bildqualitäten anbieten und so die Datenqualität verschlechtern oder auch Volltexte oder mit deskriptivem Markup versehen [sic!] Volltext verbergen oder Metadaten nicht über frei verfügbare Schnittstellen zur Verfügung stellen.«²²

3. Ortsunabhängige digitale Zusammenarbeit im Virtuellen Forschungsraum

Wird Ortsunabhängigkeit zum Leitmotiv eines neuen Selbstverständnisses von sammlungsbewahrenden Institutionen, sollten sämtliche damit einher-

18 Vgl. die Open-Access-Strategie des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (2016): https://www.bmbf.de/SharedDocs/Publikationen/de/bmbf/1/24102_Open_Access_in_Deutschland.pdf?__blob=publicationFile&v=5 [zuletzt 24.8.2022].

19 FAIR steht für die Grundsätze nachhaltigen Datenmanagements: »findable«, »accessible«, »interoperable« und »re-usable«; vgl. https://www.forschungsdaten.org/index.php/FAIR_data_principles [zuletzt 25.11.2020].

20 Vgl. <https://www.w3.org/standards/semanticweb/> [zuletzt 25.11.2020].

21 Arbeitsgruppe Digitale Sammlungen, Digitale Sammlung, S. 3.

22 Stäcker, Die Sammlung ist tot, S. 309.

gehende Vorteile digitalen Forschens einbezogen werden. Mit den Methoden der Digital Humanities können digitalisierte Bestände so angereichert werden, dass ihre Provenienz, ihre internen wie externen Bezugnahmen über Institutionen hinweg, ihre Entstehung usw. dem Digitalisat eingeschrieben werden. Die Digitalisierung selbst – und damit ist mehr als lediglich die Bereitstellung von Scans im Bildformat gemeint – sollte bereits vor dem Hintergrund dieser Möglichkeiten im Rahmen der in den Fachcommunities ausgehandelten Standards geschehen. Standards gibt es spartenspezifisch sowohl in Bezug auf Meta- und Normdatenformate als auch in Bezug auf Dokumentstrukturen (wie etwa der TEI-XML-Standard in der Volltexterfassung). Die massenhafte Volltextdigitalisierung der in Sammlungsinstitutionen liegenden historischen Drucke ist dabei nicht nur ein seitens der Förderer explizit formuliertes Ziel,²³ sondern auch im Sinne der Forschung: Viele Methoden der Digital Humanities zielen darauf ab, semantische Strukturen von Texten automatisiert zu erfassen. »Wenn Bibliotheken früher Bücher mit Katalogisaten ausstatteten, um sie zugänglich zu machen, müssen sie heute Dokumentinhalte durch Volltexte und strukturelle Metadaten zugänglich machen.«²⁴

Die Daten treten mit der Digitalisierung ein in den *Data Life Cycle* und können dort immer weiter angereichert, (idealerweise interoperabel) verarbeitet, analysiert, visualisiert und interpretiert werden.²⁵ Dieser verstärkte Austausch bezieht sich jedoch nicht nur auf die Daten selbst, sondern auch auf die Forschenden, die mit den Daten umgehen: »Nicht allein die digitale Verknüpfung von Beständen unterschiedlicher Bibliotheken und Archive führt zu neuen Forschungsergebnissen, sondern auch die analoge Vernetzung ihrer MitarbeiterInnen ist Teil der Digitalität.«²⁶ Die hier »analog« genannte Vernetzung kann jedoch ebenfalls digital zustande kommen und unterstützt werden.²⁷ Digitale Kollaboration – das gemeinsame Arbeiten an bestimmten Datensätzen mit digitalen Tools – kann durch die neuen infrastrukturellen Möglichkeiten auch in Bezug auf wissenschaftliche Forschungsfragen Anwendung finden. Die Grundvoraussetzung ist dabei, dass ein Tool von sich aus eine Möglichkeit der gemeinsamen Projektarbeit anbietet, oder dass das Tool

23 Vgl. etwa das seitens der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Großunternehmen OCR-D: <https://ocr-d.de/de/> [zuletzt 14. 12. 2020].

24 Stäcker, *Die Sammlung ist tot*, S. 307.

25 Zum *Data Life Cycle* vgl. etwa Jeannette M. Wing: *The Data Life Cycle*, in: *Harvard Data Science Review* 1,1 (2019), doi: 10.1162/99608f92.e26845b4.

26 Gleixner und Steyer, *Forschung in Bibliotheken*.

27 Analog sollte nicht als Gegenteil von digital verstanden werden. Vielmehr stehen die beiden Modi in dynamischen und historisch wandelbaren Austauschprozessen zueinander (vgl. etwa Schröter 2004).

eingebettet ist in eine virtuelle Forschungsumgebung, welche die einzelnen Zugriffe der unterschiedlichen Nutzer*innen orchestriert, indem Arbeitsschritte synchronisiert und potenziell verschiedene Zugriffsrechte geregelt werden.

Im Forschungsverbund MWW wurde vor diesem Hintergrund der sogenannte Virtuelle Forschungsraum (VFR)²⁸ entwickelt, um sowohl die institutionsübergreifende Suche digitalisierter und digitaler Sammlungen, die kollaborative Arbeit mit ausgewählten Daten unter Hinzuziehung forschungsphasenspezifischer Tools, als auch die Dokumentation und Präsentation von Forschungsdaten und -ergebnissen zu ermöglichen. Von Beginn an wurden dabei unterschiedliche Nutzer*innengruppen und Nutzungsszenarien berücksichtigt, um die Arbeit mit den im VFR integrierten Tools möglichst für alle zu ermöglichen.²⁹ Die (in den kommenden Jahren noch zu erweiternde) Auswahl konkreter Tools geschah sowohl vor dem Hintergrund von Nutzer*inneninterviews als auch, wie erwähnt, mit Bezug auf die von DARIAH-EU erarbeitete TaDiRAH-Forschungsphasen-Taxonomie.³⁰ Beachtet werden muss hierbei, dass sowohl Disziplinen untereinander verschiedene Vorgehensweisen und Schwerpunktsetzungen haben, als auch disziplinenintern eine große Diversität von Forschungsszenarien anzutreffen sind: Die traditionellere historisch-hermeneutische Arbeit am Einzelobjekt kann in Form digitaler Annotation stattfinden; gleichzeitig bieten maschinelle Analysemethoden von Text- oder Objektkonglomeraten die ergänzende Möglichkeit, Relationen etwa in Form von Netzwerken abzubilden, d.h. Sammlungsobjekte in ihrem internen wie externen Verweiskontext erfahr- und erforschbar zu machen. Eine Rückkoppelung mit den diversen Bedarfen der unterschiedlichen potenziellen Nutzungsgruppen verhindert dabei, in die gleiche Falle zu gehen, die auch schon für das Scheitern des Projekts »Bamboo« mitverantwortlich war: »Effective communication with scholarly and professional communities was never one of Project Bamboo's greatest strengths.«³¹ Ein auf Grundlage von Bedarfen ausgewähltes Set an Tools nachhaltig verfügbar zu halten, sollte das Bestreben einer jeden sammlungshaltenden Institution sein, so sie ihre Anschlussfähigkeit an Forschungs-

28 Vgl. <https://vfr.mww-forschung.de/> [zuletzt 14.12.2020].

29 Vgl. Swantje Dogunke und Timo Steyer: Virtuell Zusammenwachsen: Konzeption, Aufbau und Intention der digitalen Forschungsinfrastruktur im Forschungsverbund MWW, in: Martin Huber, Sybille Krämer und Claus Pias (Hrsg.): Forschungsinfrastrukturen in den digitalen Geisteswissenschaften: Wie verändern digitale Infrastrukturen die Praxis der Geisteswissenschaften?, Frankfurt a.M. 2019, S. 111-128, hier S. 114f., urn:nbn:de:hebis:30:3-519476.

30 Vgl. ebd.

31 Dombrowski, Project Bamboo, S. 7.

diskurse bewahren möchte. Für die Entwickler*innen der Tools bietet die Einbindung neben erhöhter Sichtbarkeit und Anerkennung auch die Chance der Nachhaltigkeit. Für die Forschungscommunity bedeuten nachhaltige Lösungen nicht zuletzt die Reproduzierbarkeit und damit die intersubjektive Nachvollziehbarkeit digital gewonnener Forschungsergebnisse. Dogunke und Steyer betonen: »[D]ie Forschung benötigt kuratierte Tools, um auch ein Vertrauen für ihre nachhaltige Nutzung zu sichern.«³²

Neben der modularen Struktur individualisierter Labore und der Möglichkeit strukturierter Zusammenarbeit durch ein integriertes Zugriffs- und Rechtemanagement bietet die Einbettung von Tools in virtuelle Forschungs-umgebungen im europäischen Raum zudem die Möglichkeit, Instanzen von Tools anzubieten, die sonst außerhalb des europäischen Datenschutzgesetzes arbeiten. Der VFR wird von der Gesellschaft für wissenschaftliche Datenverarbeitung mbH Göttingen (GWDG) gehostet, wodurch die Bedingungen der DSGVO gewährleistet sind.³³ Instanzen von außereuropäischen Tools im VFR bieten somit einerseits die Sicherheit des datenschutzkonformen Arbeitens. Andererseits sind eigene Toolinstanzen nicht mehr auf dem neuesten Stand, sobald das Original-Tool ein Update erfahren hat und dieses im VFR noch nicht nachgerüstet sein sollte. Es ist eine Frage der Vermittlungsarbeit, den Nutzenden diese Vor- und Nachteile vor Augen zu führen, damit in jedem Bedarfsfall eine je individuelle Entscheidung getroffen werden kann.

4. Formen virtueller Labore und Dynamik im Virtuellen Forschungsraum

Im VFR ist es nun möglich, in der sammlungsübergreifenden Suche digitalisierte Sammlungen institutionenübergreifend zu suchen und sich somit eigene forschungsspezifische Sammlungen anzulegen.³⁴ Die eigentliche kol-

32 Dogunke und Steyer, *Virtuell Zusammenwachsen*, S. 121.

33 Zur Europäischen Datenschutz-Grundverordnung (DSGVO) vgl: <https://dsgvo-gesetz.de/> [zuletzt 14.12.2020].

34 Die Suche (<https://vfr.mww-forschung.de/suche> [zuletzt 14.12.2020]) stellt eine Instanz der von DARIAH-DE entwickelten Generic Search dar (<https://search.de.dariah.eu/search/> [zuletzt 14.12.2020]) und enthält derzeit 31 Kollektionen. Die Integration weiterer digitalisierter Sammlungen aus Marbach, Weimar und Wolfenbüttel ist geplant. Digitalisiert bedeutet hier jedoch nicht immer das Gleiche und kann sich auf die unterschiedlichen Stufen von digitaler Erfassung, Digitalisierung in Form von Image Scans, oder – in Bezug auf Texte – die Volltextdigitalisierung durch eine Optical Character Recognition (OCR) oder digitale Edition beziehen.

laborative Arbeit findet dann in sogenannten Laboren statt. Diese können unterschiedlichste Ausformungen haben, die auf die jeweiligen Bedarfe der beteiligten Forschenden zurückgeht. Generell können Projekt-, Ausstellungs- und Veranstaltungslabore unterschieden werden. Während in Veranstaltungslaboren vornehmlich Tools zur ortsunabhängigen Kommunikation, Planung und zur Präsentation bzw. Dokumentation der Veranstaltung gefragt sind, gehen Projektlabore in der Regel über diese Möglichkeiten hinaus. Je nach Forschungsphase können hier zusätzlich Tools zur Erfassung und Digitalisierung nicht digitaler Bestände, zur Analyse von Text-, Bild-, Objekt- oder Raumdaten, zur Visualisierung etc. modular hinzugefügt werden. Sollen in einem Projekt unterschiedliche Zugriffs- und Nutzungsrechte vergeben werden, ist dies in der Verwaltung des jeweiligen Labors ebenfalls möglich.³⁵ Die Ausstellungslabore schließlich dienen zur Dokumentation und zeitunabhängigen Rekapitulation von während der ersten Förderphase von MWW an den drei Standorten stattgefundenen Ausstellungen: »Luthermania«, »Du bist Faust« und »Die Familie. Ein Archiv«.³⁶

Der VFR ist damit sowohl Präsentationsplattform für die Außendarstellung und Vermittlung der in den Fallstudien und Forschungsgruppen gewonnenen Forschungsergebnisse als auch ein Content Management System, wie es den meisten Webseiten zugrunde liegt. In jedem Labor können öffentliche und private Seiten unterschieden werden, wobei es ebenso möglich ist, sämtliche Seiten öffentlich oder auch das gesamte Labor privat einzustellen. Da Forschung in der Regel nicht während ihres eigentlichen Prozesses veröffentlicht wird, sondern zunächst vermeintliche Ergebnisse konsolidiert und präsentationsfähig gemacht werden, unterstützt diese doppelte Grundfunktionalität die Forschenden in mehreren Prozessstufen: Digital gewonnene Ergebnisse etwa in Form von angereicherten Metadaten, volltexterschlossenen Drucken, Netzwerken oder anderen Visualisierungen müssen nicht migriert werden, um sie zu veröffentlichen, sondern können dort, wo sie erstellt wurden, bleiben. Arbeits- und Präsentationsraum gehen im Virtuellen Forschungsraum von MWW ineinander über und katalysieren somit die diversen Arbeitsschritte digitaler Sammlungsforschung.

Die Projektlabore demonstrieren beispielhaft Anwendungsfelder der digitalen Sammlungsforschung in ihrer ganzen Breite: Sowohl die thematisch

35 Beispielhafte Anwendungsfälle hierfür wären etwa die Einbindung von studentischen Hilfskräften in die Projektarbeit oder die Nutzung eines VFR-Labors im Rahmen von Lehrveranstaltungen, bei denen die Zugriffsrechte der Studierenden ggf. eingeschränkt werden sollen.

36 Vgl. <https://vfr.mww-forschung.de/ausstellungen> [zuletzt 14.12.2020].

aufgefächerten Forschungsgruppen als auch die sechs Fallstudien von MWW, deren historische Fokusse sich von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart erstrecken, als auch bereits abgeschlossene Forschungsprojekte besitzen ein virtuelles Labor; mehrere davon bereits im öffentlichen Präsentationsmodus.³⁷ Die Anschlussfähigkeit für weitere Forschungsprojekte ist evident und auch wenn MWW selbst den Fokus dezidiert auf digitale Sammlungsforschung setzt, funktioniert die kollaborative Arbeit im Labor auch für geisteswissenschaftliche Fragestellungen abseits der Sammlungsforschung. Die im Frühjahr 2020 ausgebrochene Covid-19-Pandemie etwa hat ganze Fachgemeinschaften vor die Aufgabe gestellt, die Lehre des Sommersemesters ad hoc vollständig digital abzuhalten. Viele Universitäten haben in dieser Situation eigene eLearning-Lösungen angeboten – eine ortsübergreifende disziplinspezifische Möglichkeit des Erfahrungsaustauschs und des effektiven Erlernens digitaler Lehrformate gab es jedoch nicht. Auch für diese – der Sammlungsforschung ferne – Anforderung hat sich die Struktur des VFR als hilfreich erwiesen, wodurch die Anschlussfähigkeit des Systems eindrücklich unter Beweis gestellt wurde. In einem gemeinsamen Kraftakt haben über 20 Vertreter*innen der nationalen und internationalen Germanistik zusammen mit dem Forschungsverbund das Portal »Digitale Lehre Germanistik« binnen kürzester Zeit ins Leben gerufen – in Form eines Labors im VFR.³⁸ Dem erfolgreichen Launch folgte im Anschluss an das Sommersemester eine ebenso erfolgreiche virtuelle internationale Konferenz zum gleichen Thema, die ebenfalls über den VFR organisiert und koordiniert wurde.³⁹ Im Vergleich zu nicht digitalen Veranstaltungen dieser Art war der Planungsaufwand dabei relativ gering, da die digitale Infrastruktur vorhanden und einsatzbereit war.

37 Die veröffentlichten Projektlabore finden sich unter <https://vfr.mww-forschung.de/projekte> [zuletzt 16.12.2020]. Die sechs in der derzeitigen Förderphase zu bearbeitenden Fallstudien heißen (in chronologischer Reihenfolge): 1. Intellektuelle Netzwerke. Frühneuzeitliche Gelehrtenbibliotheken als Wissens- und Kommunikationsräume, 2. Weltwissen. Das kosmopolitische Sammlungsinteresse des frühneuzeitlichen Adels, 3. Goethe digital, 4. Kunst und Memoria. Der dingliche Nachlass des Weimarer Nietzsche-Archivs, 5. Transatlantischer Bücherverkehr. Migrationswege und Transfer Routen vor und nach 1945 und 6. Archivierung, Erschließung und Erforschung von Born-digitals; vgl. <https://www.mww-forschung.de/fallstudien> [zuletzt 16.12.2020].

38 Das Portal findet sich unter <https://vfr.mww-forschung.de/web/digitale-lehre-germanistik/> [zuletzt 16.12.2020].

39 Vgl. den Tagungsband: Kai Bremer, Thomas Ernst, Andrea Geier, Jan Horstmann, Ariane Larrat, Thorsten Ries und Claudius Sittig (Hrsg.): Während und nach Corona: Digitale Lehre in der Germanistik: Ergebnisse der digitalen Konferenz am 25./26. August 2020. Frankfurt am Main: GinDok (2020). URN: urn:nbn:de:hebis:30:3-592851.

Die Vielzahl diverser Beispielprojekte, die im VFR realisiert wurden und werden, vermag den Mehrwert einer nachhaltigen digitalen Arbeits-, Austausch- und Präsentationsplattform zu verdeutlichen und vermeidet zugleich einen weiteren entscheidenden Fehler, der etwa im Projekt »Bamboo« begangen wurde: »Demonstrator projects could have effectively and concretely shown that Bamboo was producing something useful, or provided an opportunity for feedback at a stage where it could have been incorporated productively.«⁴⁰

5. Fazit und Ausblick – suchen, erforschen, speichern, publizieren

Neben den Laboren für Projekte, Veranstaltungen und Ausstellungen werden im Forschungsverbund weitere zentrale Anwendungen erarbeitet, die verbunden mit der Seite des VFR bzw. dort eingebettet das digitale Angebot funktional ergänzen. Die sammlungsübergreifende Suche ermöglicht das Auffinden digitalisierter Sammlungen an allen drei Verbundinstitutionen durch die Integration in ein gemeinsames, spartenübergreifendes Metadatenformat.⁴¹ Entwickelt wird zudem ein Virtueller Sammlungsraum (VSR), der das Herstellen von semantischen Relationen zwischen medial potenziell heterogenen Sammlungsbeständen aus unterschiedlichen Datenbanken in visueller Weise ermöglichen wird. Schließlich erarbeitet der Verbund standortübergreifende Lösungen für die Langzeitspeicherung sowie das Forschungsdatenmanagement, abgerundet durch eine ebenfalls in den VFR integrierte digitale »Platform for open access Publication« (PoP). Neben der verbundeigenen »Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften« (ZfdG) – für verschriftlichte Artikel und Projektvorstellungen – und dem VFR – für Labore mit Visualisierungen, Blogposts, Auswertungen von Daten etc. – wird PoP die offen zugänglichen Publikationsmöglichkeiten für die digitale Sammlungsforschung durch Möglichkeiten der Publikation von Forschungsdaten oder Zweitpublikation von wissenschaftlichen Beiträgen erweitern und komplettieren. Sammlungs- und Forschungsdaten können hierdurch eng aufeinander bezogen im Sinne einer *enhanced publication* der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden.

In einer Zeit der sich überschlagenden technologischen Neuerungen, der sich potenzierenden digitalen Daten und Tools und damit verbundenen wissenschaftlichen Erkenntnissen, sind das Sammeln und Bewahren des kulturellen Erbes und mit ihnen die sammlungstragenden Institutionen vor

⁴⁰ Dombrowski, Project Bamboo, S. 9.

⁴¹ Zum gemeinsamen Metadatenformat vgl. <https://vfr.mww-forschung.de/web/digitales-labor/metadaten> [zuletzt 16.12.2020].

erhebliche Herausforderungen aber auch wichtige Aufgaben gestellt. Was ist bewahrungswürdig und welche Versionen eines sich stets weiterentwickelnden, d.h. verändernden digitalen Werkzeugs, Algorithmus oder Kunstwerks sollen langfristig archiviert werden? Die auf diesen Selektionsprozessen aufsetzende digitale Erschließung und Aufbereitung bildet einen zweiten Filter, durch den Forschung auf kulturelles Erbe blickt. Aus diesen großen Herausforderungen lässt sich jedoch gleichzeitig die wichtige Rolle ablesen, die den sammlungstragenden Institutionen als Träger eines wie auch immer gearteten kulturellen Gedächtnisses und damit als Standpfeiler unserer kulturellen Identität, die aber ebenso der reflektierten digitalen Sammlungsforschung zukommt. Einem virtuellen Forschungsraum kommt in ähnlicher Hinsicht die Aufgabe zu, der Forschungscommunity nachhaltig ein möglichst interoperables Set an Tools zur Verfügung zu stellen, das auf einer bedarfsorientierten Auswahl beruht und sich an Parametern wie Benutzer*innenaufkommen, wissenschaftlicher wie auch niedrigschwelliger Nutzbarkeit, Datensicherheit, Nutzer*innenfreundlichkeit und Supportmöglichkeiten orientiert.

In Zukunft werden diese Aufgaben – nicht nur in Bezug auf Fragen der Archivierung von Born-digitals – nur noch umso wichtiger. Dem exponentiellen Datenwachstum werden von Entwicklerseite neue Methoden entgegengestellt, um Forschung weiter zu ermöglichen, aber auch um Prozesse zu automatisieren. Viel Aufmerksamkeit erhält derzeit etwa die Analyse großer Datenbestände mittels neuronaler Netze in Deep-Learning-Algorithmen, die sowohl auf Text- wie auf Bildbestände angewendet werden können. Unterschieden werden hierbei »recurrent neural networks« (für Texte) und »convolutional neural networks«.⁴² Die Kombination für die Analyse multimedialer Bestände und z.B. Text-Bild-Relationen wird eine Herausforderung sein, die insbesondere vonseiten der digitalen Sammlungsforschung formuliert werden dürfte. Die Grundvoraussetzung ist und bleibt ein Bekenntnis zu offenen Sammlungsdaten und Forschungs- wie Vermittlungsinfrastrukturen sowie eine beherrzte Abkehr von überkommenen proprietären Strukturen des Sammelns.

»Wenn zukünftig alle Texte frei zirkulieren, wenn sich alle Bibliotheken in wahrhaft alexandrinischem Umfang gegenseitig kopieren, dann liegt die Qualität der Sammlung nicht mehr im *Content*, sondern in der Fähigkeit, den Content zu prozessieren, d.h. zu ergänzen, aufzubereiten und sinnvoll zu selektieren, vulgo zu ordnen.«⁴³

42 Vgl. Hannes Bajohr: Algorithmic Empathy. On Two Paradigms of Digital Generative Literature and the Need for a Critique of AI Works, in: Basal Media Culture and Cultural Techniques Working Papers 4 (2020), doi: 10.5451/UNIBAS-EP79106.

43 Stäcker, Die Sammlung ist tot, S. 308.

ZWISCHEN EXPERIMENT UND ETABLIERUNG

DIE ZEITSCHRIFT FÜR DIGITALE GEISTESWISSENSCHAFTEN

Mit der Gründung der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften (ZfdG) im Jahr 2015 und ihrem Launch unter <https://www.zfdg.de> im Juni 2016 hat der Forschungsverbund Weimar Marbach Wolfenbüttel¹ ein eigenes E-Journal in Zusammenarbeit mit dem Verband Digital Humanities im deutschsprachigen Raum (DHd)² initiiert und mittlerweile auf dem Markt etabliert. Im Gegensatz zu traditionellen Printzeitschriften möchte sich die ZfdG über die thematische Ausrichtung hinaus dem Bereich des digitalen Publizierens produktiv widmen, indem aktuelle Standards adaptiert sowie neue Akzente gesetzt werden. Die Gründung der ZfdG war dabei nicht nur eine Reaktion auf die sich wandelnden Publikationsformen in der Wissenschaftskommunikation und der damit verbundenen Konjunktur von E-Journals, sondern es war auch der Versuch, der noch jungen Community der digitalen Geisteswissenschaften (Digital Humanities) ein zentrales Publikationsorgan zu bieten, das auch dem innovativen, experimentierfreudigen Charakter dieser Gruppe gerecht wird.

Gerade der Bereich des Publizierens war in den letzten Jahren vielfältigen Veränderungen und Diskursen unterworfen, die das traditionelle Verständnis von Publikationskulturen und die Rolle der beteiligten Akteure grundlegend hinterfragten.³ Ein markanter Ausdruck dieser Entwicklung sind z.B. die im Oktober 2016 veröffentlichten »Siggenthesen zum wissenschaftlichen Publizieren im digitalen Zeitalter«, die für einige Aufmerksamkeit in der Fachcommunity sorgten und die – basierend auf einer Klausurtagung mit

1 <http://mww-forschung.de> [zuletzt 26.8.2022].

2 <https://dig-hum.de/> [zuletzt 26.8.2022].

3 Vgl. Hubertus Kohle: Digitales Publizieren, in: Fotis Jannidis, Hubertus Kohle und Malte Rehbein (Hrsg.): Digital Humanities. Eine Einführung, Stuttgart 2017, S. 99-105; Kathleen Fitzpatrick: Planned Obsolescence. Publishing, Technology, and the Future of the Academy, <http://mcpress.media-commons.org/plannedobsolescence/> [zuletzt 26.8.2022]; Matthew K. Gold: Debates in the Digital Humanities, <https://dhdebates.gc.cuny.edu/projects/debates-in-the-digital-humanities> [zuletzt 26.8.2022].

Expertinnen und Experten im Feld –, auf dem Merkur-Blog⁴ und bei *hypothesen.org*⁵ publiziert wurden. Ebenso zeigte das Working Paper der DHd AG Digitales Publizieren⁶ zum Stand des digitalen Publizierens in Deutschland auf, dass Zitationsmöglichkeiten, Finanzierungswege, Publikationsformen oder auch Publikationsinfrastrukturen einem grundlegenden Wandel unterliegen. Allein die Interaktionsmöglichkeiten zwischen Lesenden und der Publikation verdeutlichen diesen Umbruch: Anstelle des Top-Down-Paradigmas, bei dem die Inhalte nur konsumiert werden können, bieten digitale Publikationen Möglichkeiten, die Inhalte direkt zu kommentieren, sie über Social Media zu diskutieren, zu liken oder zu teilen und die Inhalte unmittelbar in eigene Publikationen, wie z.B. Blogposts, einfließen zu lassen. Damit verbunden ist auch die Entwicklung einer neuen Art des Lesens – digitale Publikationen bewirken dabei kein Verschwinden des Lesens per se, sondern schaffen eine neue interaktive Art des Lesens, welche neue Publikationsformen, ein anderes Zusammenspiel mit den Lesenden erfordert und alte Wissensmonopole aufbricht.⁷

Die ZfdG ist damit Ausdruck dieser jüngsten Entwicklungen, zugleich aber auch ein Forschungsobjekt, indem nicht wenige der neuen Ansätze standardbildend umgesetzt werden. Gleichzeitig ist die ZfdG ein Ort der Diskussion und Reflexion dieser Entwicklungen: So wurde z.B. die zweite und erweiterte Version des Working Papers der DHd AG Digitales Publizieren in der ZfdG veröffentlicht und einem innovativen Reviewverfahren unterworfen – doch dazu später mehr.⁸

Der vorliegende Beitrag möchte einerseits einen grundlegenden Einblick in das Zusammenspiel redaktioneller und technischer Komponenten im Kontext einer e-only Open-Access-Zeitschrift bieten, andererseits die Potenziale einer solchen digitalen Publikationsmöglichkeit und deren wissenschaftspolitische Relevanz aufzeigen. Es werden also Fragen nach der Bedeutung des digitalen Publizierens in den Geisteswissenschaften, hier besonders in Hinblick auf die Digital Humanities, thematisiert. Aber es sollen auch die Herausforderungen und Kritikpunkte am digitalen Publizieren aufgezeigt werden. Da die ZfdG schon seit fünf Jahren erscheint, kann sie wie kein zweites E-Journal im deutschsprachigen Raum als Beispiel für die Potenziale und Herausforde-

4 <https://www.merkur-zeitschrift.de/2016/10/24/siggenthesen/> [zuletzt 26.8.2022].

5 <https://redaktionsblog.hypothesen.org/3182> [zuletzt 26.8.2022].

6 <http://diglib.hab.de/ejournals/ed000008/startx.htm> [zuletzt 26.8.2022].

7 Vgl. Gerhard Lauer: Lesen im digitalen Zeitalter, Darmstadt 2020, S. 171 f.

8 Vgl. DHd AG Digitales Publizieren (Hrsg.): Digitales Publizieren in den Geisteswissenschaften: Begriffe, Standards, Empfehlungen, Wolfenbüttel 2021, https://doi.org/10.17175/wp_2021_001 [zuletzt 26.8.2022].

rungen dienen, die mit dem digitalen Publizieren eines wissenschaftlichen Journals in den Geisteswissenschaften verbunden sind. Gleichzeitig gilt es zu beachten, dass seit der Gründung der ZfdG mehr als fünf Jahre vergangen sind und die Entwicklungen im Bereich des digitalen Publizierens einen dynamischen und fluktuierenden Charakter haben. Der Beitrag versucht diesem gerecht zu werden und den Spagat zwischen Rück- und Ausblick durch eine chronologische Gliederung zu leisten.

Ausrichtung und Ziele

Die Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften hatte sich bei ihrer Gründung zum Ziel gesetzt, relevante Forschungsbeiträge aus dem Bereich der Digital Humanities in einer innovativen digitalen Publikationsumgebung zu veröffentlichen sowie einen Publikationsprozess unter einem digitalen Paradigma zu konzipieren. Inhalt und Form sollten korrespondieren, weshalb die ZfdG als ein rein digitales und vollwertiges Open-Access-Angebot entwickelt und umgesetzt wurde. Eine Printversion existiert daher nicht. Die Digital Humanities verbindet informatische, informationswissenschaftliche und geisteswissenschaftliche Fragestellungen und Methoden.⁹ Dabei spielen auf der Ebene digitale Werkzeuge (Tools und Services) eine große Rolle und damit auch (Forschungs-)Daten, die eine Art Rohstoff der digitalen Geisteswissenschaften darstellen. Daher muss sich die ZfdG einer großen Bandbreite an Inhalten, Methoden und Forschungsgegenständen widmen.

Hinzu kommt die Komplexität der publizistischen Herausforderung im digitalen Milieu, die auf vielen Ebenen neue Fragen entstehen lassen: Die Digital Humanities produzieren stärker und zwangsläufig mehr kollaborative, transdisziplinäre Forschungsbeiträge als dies z.B. in germanistischen oder historischen Fachdiskursen üblich ist.¹⁰ Dies stellt Herausforderungen an die redaktionelle Kommunikation im Prozess der Articleinreichung, der unterschiedlichen Zitierstile in den Fachkulturen und dem Redigat auf der einen Seite und veranlasst auf der anderen Seite zu einem Nachdenken über Fragen der Autorschaft und Publikationspräsentation: Wer ist der Hauptautor des

9 Susan Schreibman, Ray Siemens und John Unsworth (Hrsg.): *A Companion to Digital Humanities*, Oxford 2004, <http://www.digitalhumanities.org/companion/> [zuletzt 26.8.2022]; Fotis Jannidis, Hubertus Kohle und Malte Rehbein (Hrsg.): *Digital Humanities. Eine Einführung*, Stuttgart 2017.

10 Bis zum Ende des Jahres 2020 waren 43 % der Artikel in kollaborativer Autorschaft erschienen.



Abb. 1: Poster der ZfdG auf der DHd-Jahrestagung 2015 in Graz

Textes? Was bedeutet überhaupt Autorschaft im digitalen Raum?¹¹ Wer trägt Anteil an einem Forschungsbeitrag und in welcher Funktion? Welche Rolle spielt der Kommentar? Ist ein Blogbeitrag bereits eine wissenschaftliche Publikation?¹² Diese und andere Fragen adressierte die ZfdG im Rahmen einer Posterpräsentation auf der DHd-Jahrestagung 2015 in Graz unter dem Titel »Was heißt und zu welchem Ende produziert man ein wissenschaftliches E-Journal?«. Hier trat sie noch unter dem Arbeitstitel »Zeitschrift für Digital Humanities« auf. Ausgelotet wurden von Projektbeginn an die technischen

11 Vgl. Anne Baillot und Thomas Ernst: Was kennzeichnet die digitale wissenschaftliche Autorschaft, in: Working Paper »Digitales Publizieren« (Hrsg.): DHd-Arbeitsgruppe »Digitales Publizieren« (2016), <http://dhd-wp.hab.de/?q=content/2-was-kennzeichnet-die-digitale-wissenschaftliche-autorschaft> [zuletzt 26.8.2022]; Lambert Heller, Roland The und Sönke Bartling: Dynamic Publication Formats and Collaborative Authoring, in: Sönke Bartling, Sascha Friesike (Hrsg.): Opening Science, Cham 2014, S.191-211, DOI: 10.1007/978-3-319-00026-8 [zuletzt 26.08.2022].

¹² Vgl. <https://de.hypotheses.org/> [zuletzt 26.8.2022].

und inhaltlichen Innovationspotenziale, die mit dem redaktionellen Aufbau der Zeitschrift Hand in Hand gingen.

In einer Kultur der Digitalität gilt es sich nicht nur zu behaupten und deren Potenziale zu nutzen, um anschlussfähig zu bleiben, sondern auch im Horizont der eigenen Wissenschaftsgeschichte den selbstkritischen Diskurs nicht zu verleugnen. Die Digital Humanities oder digitalen Geisteswissenschaften sollten sich in dem zu gründenden Organ wiederfinden und eine Plattform zur Verfügung gestellt bekommen, die sich einem *Digital Criticism* und Problemfeldern ihrer jungen Disziplin stellt. Hierunter fallen beispielsweise digitale Wissensmonopole, digitale Quellenkritik, erst in Ansätzen erkennbare Theoriebildung in den digitalen Geisteswissenschaften oder der Umgang mit dem Informationsoverload, die durch digitale Verfahren ebenso befördert werden wie eine Kultur der Öffnung und Gemeinsamkeit, des Teilens und produktiven Referenzierens. Auch für Überlegungen, die in dieser Hinsicht über Fachgrenzen hinausdenken, ist die Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften ein Kursbuch. Gleichzeitig versteht sich die Zeitschrift als Schnittstelle zu den traditionellen Geisteswissenschaften. Zwar verwenden auch die eher konventionell arbeitenden Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler vermehrt digitale Tools und Services, verstehen Digitalität aber weniger als diskursiven Methodenkanon, sondern eher im Sinne eines Portfolios von Werkzeugen, durch welches etablierte Arbeitsweisen in den Geisteswissenschaften effizienter gestaltet werden können. Die ZfdG kann hier als Kontakt- und Austauschzone fungieren, in der beide Welten unter der Klammer der Digitalität publizieren können, wobei auch *Digital Criticism* ausdrücklich erwünscht ist. Dieser Gedanke kann um den Aspekt der Interdisziplinarität erweitert werden, hier scheinen durch die Digitalität neue Brücken nicht nur zwischen Geisteswissenschaft und Informatik zu entstehen. So könnte z.B. die digitale Philologie vice versa auch von Tools, Methoden und Diskursen der Computerlinguistik profitieren.

Umsetzung

Zu Beginn des Vorhabens wurde 2016 mittels einer Marktanalyse festgestellt, dass elektronische Journale mit einer der ZfdG vergleichbaren Ausrichtung im deutschsprachigen Raum rar gesät waren.¹³ Daher lag es nahe, für aktuelle

¹³ Für den englischsprachigen Raum existiert mit Digital Humanities Quarterly ein etabliertes E-Journal für Themen und Diskurse rund um die Digital Humanities. Vgl. <http://digitalhumanities.org/dhq/> [zuletzt 26.8.2022].

Diskurse, Methoden und Theorien der Digital Humanities eine deutschsprachig operierende Plattform zu gründen, die den rasanten Entwicklungen der letzten Jahre Rechnung tragen kann und ein Publikationsmedium unter einer starken, Kontinuität versprechenden Trägerschaft bietet. Für die immer zahlreicher werdenden Forschungsprojekte der Digital Humanities bedurfte es adäquater Formate zur Publikation der Ergebnisse, die einerseits ihrem Profil entsprechen und andererseits auch technisch mit den Anforderungen der Projekte mithalten konnten.¹⁴ Für die organisatorische Umsetzung der gesetzten Ziele wurde eine Tagesredaktion gebildet, die neben der Redaktionsleitung eine technische Stelle sowie eine bibliothekarische Fachkraft umfasste und bis heute in dieser Konstellation besteht. Diese Zusammensetzung hat sich als äußerst gewinnbringend für die skizzierten Anforderungen des Projekts erwiesen.

Eine erste Phase der Arbeit bestand in der Sichtung und Auseinandersetzung mit vorhandenen digitalen Publikationsformaten und der Erarbeitung eines eigenen Konzepts für die ZfdG. Bewusst wurde die Chance ergriffen, jenseits von den damals kursierenden Standardlösungen nach Perspektiven Ausschau zu halten, die es ermöglichen, das digitale Publizieren überhaupt als Format für die Geisteswissenschaften attraktiv zu gestalten und damit zu etablieren. Anleihen und Anregungen kamen hier von Publikationsorganen aus dem naturwissenschaftlichen Bereich und aus der Open-Science-Bewegung.¹⁵ Wichtige Leitideen der ZfdG stellten die Prinzipien des Open Access dar,¹⁶ die transparente freie Lizenzierung, eine persistente Adressierung und das Angebot einer Langzeitarchivierung der Beiträge sowie der Artikeldistribution über offene Schnittstellen und Nachweissysteme. Aus diesen Leitlinien wurden Umsetzungsbedingungen abgeleitet sowie Ziele für den Aufbau der Zeitschrift bzw. der Publikationsplattform gesetzt. Daraus resultierten u.a. die Lizenzierung aller Artikel unter der Lizenzbedingung CC BY-SA 4.0,¹⁷ die Verwendung von Digital Object Identifier (DOI)¹⁸ für die Adressierung der Artikel sowie die Listung der ZfdG im »Directory of Open Access Journals« (DOAJ).¹⁹ Für den Nachweis der Artikel konnten die bibliothekarischen Systeme und Workflows der beteiligten Einrichtungen genutzt werden, für die Langzeitarchivierung wurde im Zuge des Forschungsverbunds MWW

14 Eine Übersicht über einige Digital-Humanities-Projekte ist zu finden unter: <https://dig-hum.de/forschung/projekte> [zuletzt 26.8.2022].

15 Vgl. z.B. <https://f1000research.com/> [zuletzt 26.8.2022].

16 Vgl. <https://open-access.net> [zuletzt 26.8.2022].

17 Vgl. <https://creativecommons.org/> [zuletzt 26.8.2022].

18 Vgl. <https://www.doi.org/> [zuletzt 26.8.2022].

19 Vgl. <https://doaj.org/> [zuletzt 26.8.2022].

```

▼<div type="chapter">
  <head>1. Einleitung</head>
  ▼<p>
    Es ist ein offenes Geheimnis in den
    <term type="dh">Digital Humanities</term>
    (DH), dass es für die
    <term type="dh">Computational Literary Studies</term>
    (CLS) bezüglich der verfügbaren Textbestände ein
    <hi rend="italic">window of opportunity</hi>
    gibt, das sich um 1800 öffnet und um 1920 wieder schließt. Es öffnet sich um 1800, weil :
    Herausforderungen im Bereich
    <term type="dh">Optical Character Recognition</term>
    (OCR) und Normalisierung von orthographischer Varianz immer noch so groß sind, dass deutl.
    weniger hochwertige Textsammlungen zur Verfügung stehen als für die Zeit nach 1800. Und
    erschienen sind, in sehr vielen Fällen (abhängig vom Todesdatum der Autor*innen) das Urh.
    auch das Teilen von Textsammlungen mit Dritten damit deutlich erschwert sind. Dieser Ums.
    von Forschungsschwerpunkten häufig nicht primär von den Erkenntnisinteressen und Zielen
    und rechtlichen, also dieser Forschung externen Faktoren, bestimmt wird. Als Konsequenz
    <hi rend="italic">state of the art</hi>
    mit neueren Textbeständen nur begrenzt, teilweise sogar überhaupt nicht möglich. Die For.
    Informatik, Computerlinguistik und Statistik adaptierte Verfahren, kann sie aber in den
    anwenden, die unsere zeitgenössische literarische Kultur ausmachen.
  ▼<note type="footnote">
    Der vorliegende Beitrag ist im Kontext der Workshopreihe »Strategien für die Nutzbar-
    macht Forschung durch Dritte« am 28.11.2019 und 17.01.2020 in Trier, organisiert von Benjami-
    nian danken den Teilnehmer*innen des Workshops für die engagierten und produktiven Diskussio-
    nen im LIS-Programm. Ein wesentlicher Impuls für die Workshopreihe war die Trierer Tagung
    <ref target="http://text-und-data-mining.de/">Text und Data Mining – in Recht, Wissens-
    2018.
  </note>
</p>
▼<p>
  Allerdings verbessert sich die Lage seit einigen Jahren deutlich, sodass es Anlass zu Op-
  in neue Verfahren für OCR investiert, bei denen die Texterkennung auf neuronalen Netzen

```

Abb. 2: Ausschnitt aus der XML-Datei eines Artikels der ZfdG, https://www.zfdg.de/sites/default/files/xml_uploads/textformate_2020.xml [zuletzt 26.8.2022]

mit der Technischen Informationsbibliothek in Hannover (TIB) kooperiert. Durch die Finanzierung der ZfdG im Rahmen des Forschungsverbundes war es möglich, die diamantene Variante von Open Access umsetzen, d.h. es fallen weder Kosten für Autorinnen und Autoren noch für Lesende an. Die Inhalte der ZfdG stehen allen frei zur Verfügung und tragen im Sinne des Open-Science-Gedankens zur Verbreitung der wissenschaftlichen Inhalte ohne Schranken bei.

Als Ausgangs- bzw. Masterformat entschied man sich für XML/TEI-P5, aus dem nach dem Single-Source-Prinzip die Publikationsformate bzw. -ansichten auf die Artikel, wie z.B. HTML für die Webansicht oder PDF zum Ausdrucken, abgeleitet werden. Als Auszeichnungssprache bietet XML vielfältige Vorteile gegenüber dem häufig verwendeten PDF-Format: Layout und Struktur der Artikel werden getrennt, detaillierte Suchmöglichkeiten unterstützt sowie die Verwendung der Artikel durch Tools und Methoden der Digital Humanities (z.B. Textanalyse oder Visualisierung) gefördert. Dafür müssen im XML bestimmte Entitäten ausgezeichnet werden; so werden z.B. die bibliografischen Angaben, Fachtermini oder Programmcode in den Artikeln gekennzeichnet und Personenangaben mit Normdaten referenzierbar gemacht. Auf diese Weise können die Texte leichter mit anderen Wissensquellen verknüpft werden und die Artikel stärker in den digitalen Kosmos

integriert werden. Mit der Auszeichnung der Artikel entsprechend der Regeln der Text Encoding Initiative²⁰ (TEI) orientierte man sich an einem de facto Standard, der eine internationale Vergleichbarkeit der Artikel der ZfdG mit Publikationen von anderen Veröffentlichungsorganen gewährleistet. Aus diesen Vorteilen resultiert ein erhöhter Aufwand bei der redaktionellen Arbeit, da die Autorinnen und Autoren bevorzugt Textdateien, in der Regel im Wordformat, einreichen. Für die Transformation der eingereichten Dateien nach XML/TEI-P5 wurde ein semiautomatischer Workflow entwickelt, der die manuelle Arbeit reduziert, indem durch Skripte automatisch aus der Worddatei ein XML-Dokument nach den Regeln der TEI erstellt und auch rudimentäre Auszeichnungen vorgenommen werden. Trotzdem bedarf es noch der intellektuellen Arbeit, um die erforderlichen Informationen im XML in einem weiteren Schritt auszuzeichnen. Diese Mehrarbeit gegenüber einem klassischen Publikationsworkflow zahlt sich aber aufgrund der beschriebenen Vorteile aus und verdeutlicht das Ziel der ZfdG, aktuelle Standards im Bereich des digitalen Publizierens zu adaptieren: Die Artikel stehen daher Nutzerinnen und Nutzern auch in der XML-Version zur Verfügung und die ermittelte Downloadrate zeugt davon, dass diese Version wahrgenommen wird.²¹ Um die Transparenz des Verfahrens, die Nachnutzbarkeit sowie Nachvollziehbarkeit des Publikationsprozesses zu stärken, werden ebenfalls die verwendeten Transformationsskripte als Download bereitgestellt.

Für die Präsentation der Artikel fiel nach einer Reihe von Tests mit verschiedenen Instanzen die Entscheidung auf das Content-Management-System Drupal,²² das durch die Modifizierung und Entwicklung von Plugins und Modulen an die Anforderungen des digitalen Publizierens angepasst und zu einer Publikationsplattform ausgebaut wurde. Für die Modulentwicklung und die Anpassung von Drupal an das eingangs skizzierte Konzept der ZfdG unterstützte eine kommerzielle Webagentur die Tagesredaktion. Wichtig waren dabei zwei Aspekte: Erstens die Erstellung einer optisch ansprechenden, für den Zugang zu den Artikeln, das Lesen der Inhalte sowie die Bereitstellung von Kontextinformationen geeigneten Website als Frontend, und zweitens die Umsetzung des redaktionellen Workflows im Backend des Systems.

Das Frontend soll unterschiedliche Zugänge zu den Artikeln bieten: so werden die neuesten Artikel und Sonderbände auf der Startseite ebenso präsentiert wie thematische Schwerpunkte und Artikel, die von der Redaktions-

20 Vgl. <https://tei-c.org/> [zuletzt 26.8.2022].

21 Die XML-Version wird in der Regel innerhalb der ersten Woche nach der Publikation um die zehn Mal heruntergeladen.

22 Vgl. <https://www.drupal.org/> [zuletzt 26.8.2022].



Abb. 3: Screenshot der Startseite der ZfdG, <http://www.zfdg.de/> [zuletzt 27.12.2020]

leitung als besonders lesenswert bewertet werden. Die Artikel eines Jahres werden zusätzlich in Jahrgangsheften angeboten.

Unter der Rubrik »Informationen« wird über die Redaktionszusammensetzung und -arbeit, die Einreichungs- und Begutachtungsmodalitäten sowie über aktuelle Calls informiert. Ebenso bietet die Website ein Verzeichnis aller Autorinnen und Autoren an.

Dient das Frontend als Schaufenster nach außen, finden die redaktionellen Arbeiten im Backend des Systems statt. Bei der Umsetzung des Redaktionsworkflows war das Kriterium der Anerkennung der ZfdG als wissenschaftliches Journal und damit verbunden die Umsetzung eines Begutachtungsverfahrens essenziell. Die Qualitätssicherung geschieht in zweierlei Hinsicht: Die Fachredaktion prüft die Eignung der eingereichten Themenvorschläge im Sinne eines »gentle« Gatekeepings, eine weitere Begutachtung setzt dann mit der Einreichung des Beitrags ein.

Der Fachredaktion gehören Expertinnen und Experten aus unterschiedlichen Bereichen der Digital Humanities an. Diese hat neben der Bewertung der Einreichungen die Aufgabe, die Tagesredaktion zu beraten und in strategischen Entscheidungen zu unterstützen. Nach einer positiven Entscheidung der Fachredaktion, die moderiert durch die Redaktionsleitung Empfehlungen und mögliche Kritikpunkte an die Autorinnen und Autoren rückspiegelt und damit qualitätssteuernd Anteil am Arbeitsprozess nimmt, kann der Beitrag geschrieben werden, der anschließend von der Redaktionsleitung

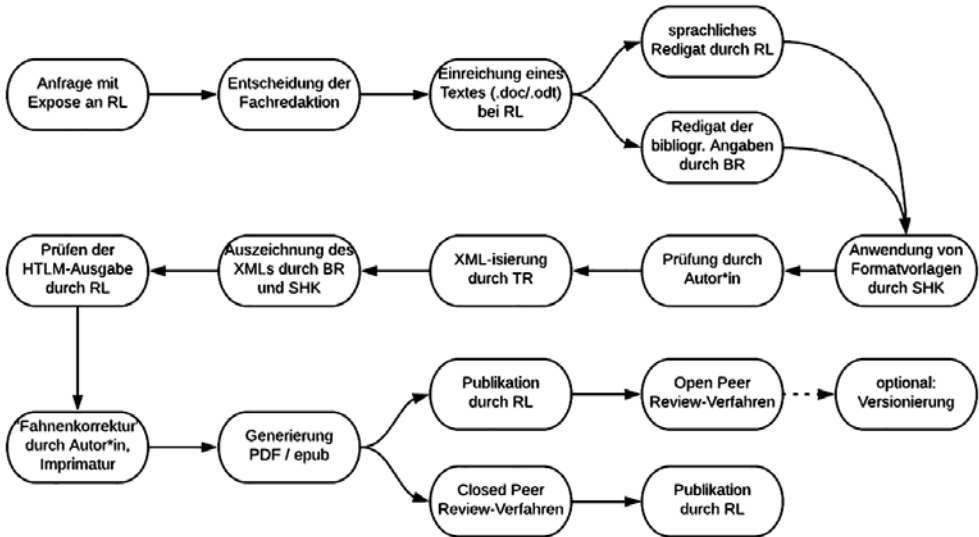


Abb. 4.: Darstellung des Redaktionsworkflows der ZfdG

redigiert wird. Zusätzlich prüft und ergänzt die bibliothekarische Fachkraft der ZfdG die bio-bibliografischen Angaben.²³ Um die XML-Transformation und die Auszeichnung der Entitäten zu unterstützen, werden durch eine studentische Hilfskraft Formatvorlagen im Beitrag gesetzt. Basierend auf der XML-Datei wird die Webansicht generiert, zu welcher die Autorin/der Autor einen Preview-Zugang erhält und noch Monita anmerken kann, bevor das Imprimatur erteilt und die XML-Datei sowie PDF-Variante erstellt wird. Es folgen Begutachtungsverfahren und Publikation, allerdings nicht zwangsläufig in dieser Reihenfolge.

Den Autorinnen und Autoren werden für das Begutachtungsverfahren zwei Optionen geboten: Sie können die Begutachtung im bekannten Fahrwasser eines Double- bzw. Single-Blind-Verfahrens vor der Veröffentlichung ihres Beitrags durchlaufen oder aber sich für ein Begutachtungsverfahren entscheiden, das nach der Veröffentlichung des Beitrags einsetzt. Die Komplexität und der Mehraufwand, der durch das Angebot von zwei Reviewverfahren

²³ Es werden alle Literaturangaben mit vorhandenen DOIs oder vergleichbaren Zugängen auf Online-Ausgaben verlinkt. Zudem erfolgt eine weitere Anreicherung, indem die verhandelte Forschungsliteratur über die PPN mit dem GVK verknüpft wird.



Abb. 5: Die bisherigen Sonderbände der ZfdG

entsteht, wird dabei in Kauf genommen. Hintergrund dieser Entscheidung war die Überlegung, dass den Wünschen und Vorstellungen der Autorinnen und Autoren am ehesten entsprochen werden kann, wenn ein traditionelles sowie ein innovatives Reviewverfahren angeboten werden. Durch den Aufbau eines Pools an Gutachtenden sollte nicht zuletzt auch die Communitybildung und -bindung unterstützt werden.

Der Vorteil beim Post-Publication-Review-Verfahren liegt in der schnelleren Publikation des Beitrags, da der zeitintensive Reviewprozess die Publikation des Artikels nicht mehr bestimmt bzw. hemmt. Der Zeitraum von der Einreichung eines Artikels bis zu dessen Publikation kann dadurch signifikant verkürzt werden. Ein möglicher Nachteil ist jedoch, dass bei negativen Gutachten der Artikel veröffentlicht ist und natürlich auch veröffentlicht bleibt. Bei der Konzeptionierung der ZfdG herrschte noch die Meinung vor, dass die Mehrheit der Autorinnen und Autoren das traditionelle Begutachtungsverfahren wählen würde – dies stellte sich jedoch als Fehleinschätzung heraus. Der Großteil entschied sich stattdessen für das Post-Publication-Review-Verfahren, da der Vorteil einer zeitnahen Publikation als entscheidender Faktor angesehen wird.²⁴ Für nicht wenige Autorinnen und Autoren ist es das erste Mal, dass sie dieses Verfahren ausprobieren:

²⁴ Circa 60 % der Einreichenden haben sich für das Post-Publication-Review-Verfahren entschieden (Stand Ende 2020).

Offenbar hat die ZfdG mittlerweile genügend Reputation gesammelt, um eine vertrauenswürdige Ausgangsbasis für ein solches Experiment zu sein. Dabei spielt auch eine Rolle, dass die digitale Publikation die Möglichkeit bietet, jederzeit – im Fall der ZfdG unterliegt dies einer Abstimmung mit der Redaktionsleitung – eine neue Version des Artikels anzulegen und Änderungen sichtbar und transparent durch eine Versionshistorie zu dokumentieren. Autorinnen und Autoren können also auf Verbesserungsvorschläge und Anmerkungen des Begutachtungsverfahrens reagieren und eine neue Version ihres Artikels verfassen. Dabei bleibt die ursprüngliche Version des Artikels weiterhin publiziert. Somit führt das Post-Publication-Review-Verfahren zu einer inhaltlichen Verbesserung, Erweiterung oder Revision von Artikeln, für welche nicht nur die Autorinnen und Autoren, sondern auch die lesende, kritische Fachcommunity letztlich dankbar ist. Diskursgeschichtlich wird damit eine stärkere Wissenszirkulation vorangetrieben, die weniger statisch als in herkömmlichen Printmedien ist.

Die ZfdG bietet verschiedene Publikationskategorien an: Für Einzelartikel existieren die Bereiche »Projektvorstellung« und »Fachartikel«. Beide Kategorien unterliegen einem der vorgestellten Begutachtungsverfahren. Projektvorstellungen konzentrieren sich vor allem auf die Präsentation und Diskussion von drittmittelfinanzierten Projekten aus dem Kontext der Digital Humanities und thematisieren zum Beispiel den Aufbau neuer Infrastrukturen, die Umsetzung einer neuen digitalen Edition oder einer neuen Fachdatenbank. Dabei können durchaus unterschiedliche Stadien der Projektarbeit Eingang finden, von ersten konzeptuellen Überlegungen einer Modellierung über Fort- und Rückschritte bis hin zu Bilanzierungen. Fachartikel dagegen haben einen mehr auf einen breiten Diskurs ausgelegten Charakter, sind weniger produktbezogen und richten das Augenmerk stärker auf neue Methoden oder Theorien in den Digital Humanities. Als neue Produktlinie wird gerade die Reihe »Working Papers« aufgebaut, in der Leitlinien, Best-Practice-Empfehlungen oder Diskussionspapiere aus Arbeitsgruppen oder wissenschaftlichen Netzwerken publiziert werden können. Als weitere Formatlinie ermöglicht die ZfdG nach Abstimmung durch die Fachredaktion und in Hinblick auf Machbarkeiten hinsichtlich der vorhandenen Kapazitäten Sonderbände. Bei Sonderbänden unterliegt die inhaltliche Qualitätssicherung den jeweiligen Herausgeberinnen und Herausgebern, daher findet kein zusätzliches Begutachtungsverfahren statt.

Wenn ein Artikel in der ZfdG veröffentlicht wird, kann dank der guten Vernetzung in den sozialen Medien, die inzwischen von vielen Forschenden genutzt werden, eine schnelle und flächendeckende Verbreitung und Aufmerksamkeit erreicht werden. Die ZfdG verwendet dafür die Dienste Face-



Abb. 6: Screenshot des Twitterauftritts der ZfdG

book²⁵ und Twitter²⁶ und bietet darüber hinaus einen RSS-Feed an.²⁷ Über diese Kanäle kann die Community schnell und adäquat über neue Artikel der ZfdG informiert werden. Des Weiteren kann bei Twitter beobachtet werden, dass es regelmäßig zu Diskussionen über einen neuen Artikel und seine Kernthesen kommt oder Feedback zur ZfdG allgemein kommuniziert wird.

Bei der Konzeption der ZfdG wurde großer Wert auf die Vernetzung und Clusterung der einzelnen Inhalte gelegt. Synergien werden z.B. durch Verschlagwortungen hergestellt, indem sich mehrere Artikel mit einer einfachen Suchanfrage zu thematischen Clustern zusammenbinden lassen oder durch eine redaktionelle Auswahl über Jahrgänge hinweg Kontroversen verfolgt werden können. Beiträge zu Fragen der digitalen Edition lassen sich so unproblematisch als ein diskursives Kontinuum rezipieren. Darüber hinaus wird zudem ein Kuratorenmodul durch die Tagesredaktion gepflegt, indem konkrete Leseempfehlungen von bestimmten Personen als Angebot

25 Vgl. <https://www.facebook.com/Zfdg2015/> [zuletzt 26.8.2022].

26 Vgl. https://twitter.com/ZfdG_MWW [zuletzt 26.8.2022].

27 Vgl. https://zfdg.de/zfdg_beitraege.xml [zuletzt 26.8.2022].

an die Leserinnen und Leser ausgesprochen werden. Es besteht also die Möglichkeit, sich von der starren Chronologie und Abgeschlossenheit von Themenheften zu lösen und flexibler auf Inhalte zu reagieren und diese zu arrangieren. Eine vollständige Bibliografie der in der ZfdG erschienenen Artikel befindet sich in einer öffentlichen Zoterolibrary.²⁸

Diskussion, Überprüfung und Konsolidierung gewinnen im digitalen Raum daher eine neue Qualität, denn sie eröffnen Möglichkeitsräume, die mehr Transparenz in Wertungsverfahren einbringen oder eine moderierte Kritik- und Kommentarkultur neu beleben können. Ob und wie dies von der Wissenschaft genutzt wird, muss sich noch erweisen.

Publikationsformate

Viele Online-Journale aus Fachwissenschaften, die zurzeit auf dem Markt sind, setzen (noch) auf das PDF-Format, das der Printkultur in vielen Punkten stark verhaftet ist. PDF ist zwar ein global interpretierbares und stabiles Format, das immerhin schon seit 1993 existiert und gut für die Langzeitar Archivierung geeignet ist, aber – als Druckformat von Adobe konzipiert – eben Anteile einer jeden sogenannten *enhanced publication* nicht abbildet.²⁹ Auszeichnungstiefen verschwinden in PDF-Fassungen von der Bildoberfläche, ebenso wie Möglichkeiten, den Text für unterschiedliche Nutzungsszenarien zur Verfügung zu stellen. Die Einbettung interaktiver Grafiken oder Forschungsdaten ist ebenso nicht möglich wie die Nutzung des Textes für Text Mining oder andere digitale Analyseverfahren. Das PDF bleibt ein Format für den Konsum des Textes – nicht mehr, aber auch nicht weniger. Möchte man aber eine stärkere Verbindung von Forschung und Text erreichen sowie die Faktoren Transparenz und Nachvollziehbarkeit der Textaussagen durch unmittelbare Einbettung der relevanten Daten und Quellen, kann PDF nicht das primäre Publikationsformat sein, sondern stellt lediglich ein Surrogat dar. Wie stark man sich an Printvorgänger oder -nachgänger bindet, hängt aber letztlich von vielen, mitunter pragmatischen und ökonomischen Faktoren ab.

Der ZfdG wurde ein Konzept zugrunde gelegt, das die Potenziale digitalen Publizierens neu zu denken versucht. Das betrifft – unabhängig von den

28 Vgl. <https://www.zotero.org/groups/463617/zfdg-library/library> [zuletzt 26.8.2022].

29 Vgl. Andreas Degkwitz: *Enhanced Publications Exploit the Potential of Digital Media*, in: *Evolving Genres of ETDs for Knowledge Discovery. Proceedings of ETD 2015 18th International Symposium on Electronic Theses and Dissertations (2015)*, S. 51–59.

Inhalten, die veröffentlicht werden – fast alle Bereiche des Publikationsprozesses, von der Aufbereitung der Texte in XML/TEI-P₅ über ein offenes Review-Verfahren und den Verzicht auf die tradierten Wege der Distribution. So soll die ZfdG im Sinne einer Öffnung der (Geistes-)Wissenschaften agieren. Die ZfdG ist als ein subventioniertes Open-Access-Journal konzipiert: weder von Beitragenden – im Sinne der in den Naturwissenschaften gängigen APCs (Author Processing Charges) – noch von Leserinnen und Lesern werden in diesem Rahmen finanzielle Eingaben erwartet. Damit erfüllt die ZfdG die Anforderungen des sogenannten »Diamond Open Access«, der als bestes Modell für die wissenschaftliche Nutzung von Forschungspublikationen gilt, da keine kommerziellen Hürden die Nutzung des Beitrages einschränken.³⁰ Ebenso werden seit 2021 offene Begutachtungsverfahren (Open Peer Review) durch diese Variante des Open Access gefördert.³¹ Es wird sich zeigen, ob diese Vorteile die Stakeholder und Fördergeber langfristig überzeugen und sich daraus ein tragfähiges Geschäftsmodell entwickeln lässt. Vor allem durch den stark wachsenden Anteil von Open-Access-Veröffentlichungen und Möglichkeiten des Selfpublishings wird der Markt subskriptionsfinanzierter Journale erheblich unter Druck gesetzt. Es ist daher sicherlich der richtige Zeitpunkt, jetzt Geschäftsmodelle zu entwerfen, die Alternativen aufzeigen können. Gerade die Lebensdauer und damit verbunden das langfristig aufgebaute Renommee einer Zeitschrift sind das entscheidende Kapital für eine wissenschaftliche Zeitschrift – ohne eine dauerhafte Förderung der ZfdG kann aber auch die beschriebene Publikationsstrategie nicht aufrechterhalten werden.

Die ZfdG kann für eine Verstetigung allein schon in ihrer Publikationshistorie seit ihrem Launch überzeugende Argumente aufführen: Zum Stand März 2021 wurden bisher 34 Projektvorstellungen und Fachartikel in der ZfdG publiziert. Zusätzlich wurden vier Sonderbände mit insgesamt 57 Beiträgen publiziert. Die Beiträge spiegeln die fachliche Bandbreite der Dig-

30 Vgl. Jason M. Kelly: Green, Gold, and Diamond?: A Short Primer on Open Access, 2013, <https://jasonmkelly.com/jason-m-kelly/2013/01/27/green-gold-and-diamond-a-short-primer-on-open-access/> [zuletzt 26.8.2022]. Vgl. Christian Fuchs und Marisol Sandoval: The Diamond Model of Open Access Publishing: Why Policy Makers, Scholars, Universities, Libraries, Labour Unions and the Publishing World Need to Take Non-Commercial, Non-Profit Open Access Serious, in: Triple C 13,2 (2013), S. 428-443, <http://triplec.at/index.php/tripleC/article/view/502/497> [zuletzt 26.8.2022].

31 Esther Hoorn: Diamond Open Access and Open Peer Review: An Analysis of the Role of Copyright and Librarians in the Support of a Shift Towards Open Access in the Legal Domain, in: European Journal of Current Legal Issues 20,1 (2014), <http://webjcli.org/index.php/webjcli/article/view/302/421> [zuletzt 26.8.2022].

ital Humanities wider und reichen von der Literaturwissenschaft über die Kunstwissenschaft bis zur Ägyptologie. Ebenso wird ein breites Methodenportfolio in den Beiträgen thematisiert, darunter z.B. maschinelles Lernen oder Graphtechnologien.

Perspektiven und Optionen

Die Konzeption der ZfdG beinhaltet von vornherein den Wunsch, digitales Publizieren in den Geisteswissenschaften nicht nur umzusetzen und zu befördern, sondern es war auch immer das Ziel, neue Methoden und Funktionen aufzugreifen, zu evaluieren und zu adaptieren. Das Feld des digitalen Publizierens wird dabei als *Community of Practice* verstanden, bei dem kein Publikationsorgan den Anspruch erheben kann, für alle Bereiche standardbildend zu sein. Vielmehr zeichnet sich das digitale Publizieren durch Vielfalt und zielgruppenspezifische Angebote aus, sowohl auf der inhaltlichen Ebene, dem Bereich des Publikationsprozesses sowie den Funktionalitäten der Publikationsplattform. So kann auch nicht gesagt werden, dass es eine Publikationsplattform gibt, die allen Ansprüchen gerecht wird; weit verbreitet ist die Nutzung etwa von Drupal, Open Journal System (OJS)³² oder Janeway.³³ Die ZfdG hat sich bei ihrer Gründung für Drupal entschieden, doch die technischen Lösungen entwickeln sich stets weiter und daher erfolgt eine regelmäßige Evaluierung der einzelnen Publikationsplattformen und deren Abgleich mit den Anforderungen der ZfdG. So hat OJS in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht und bietet vor allem für den Redaktionsprozess mittlerweile vielfältige Optionen an, die ggbf. den Publikationsprozess der ZfdG effizienter gestalten könnten. Dieses Beispiel macht bereits deutlich, dass technische Expertise beim Betreiben eines E-Journals ein entscheidender Faktor ist.

Abgesehen von der Frage des technischen Systems haben sich in den letzten Jahren auch De-facto-Standards und -Services etabliert, die jedes Journal bereitstellen sollte, damit wissenschaftliches Publizieren in zeitgemäßer Form möglich ist. Darüber hinaus existieren vielfältige Initiativen, Konzepte und Anwendungen, welche das Potenzial besitzen, die ZfdG in Zukunft um innovative Funktionen zu bereichern. Zu den sich bereits abzeichnenden Neuerungen gehört die Besprechung von Forschungsdaten als Publikationsform in den digitalen Geisteswissenschaften. Da eine digitalbasierte Forschung stets Daten als Rohstoff benötigt, spielen Forschungsdaten eine zunehmende Rolle

32 Vgl. <https://ojs-de.net/start> [zuletzt 26.8.2022].

33 Vgl. <https://janeway.systems/> [zuletzt 26.8.2022].

in aktuellen Forschungsaktivitäten.³⁴ Neben der Rezension von Forschungsdatensets könnte die gemeinsame Publikation eines Fachartikels inklusive der dem Artikel zugrunde liegenden Forschungsdaten eine neue Publikationsform sein.³⁵ Im Sinne einer *enhanced publication* würden Daten und Artikel zu einer Publikation verschmelzen – Daten wären nicht länger Supplement des Textes, sondern ein fester Bestandteil des Textes selbst. Generell wird sich unabhängig von Forschungsdaten der Trend fortsetzen, in den Artikel andere Medienformate als Text und Bild zu integrieren. Die direkte Einbindung von audiovisuellen Medien ist bei Publikationen in der ZfdG bereits möglich und wird genutzt.³⁶ Besonders spannend erscheinen in diesem Kontext die Einbindung von interaktiven und dynamischen Medien, wie z.B. Graphmodellierungen, interaktiven Videos oder sogar die Einbettung von ausführbarem Programmcode.³⁷

Eine weitere sich abzeichnende Entwicklung betrifft die zunehmende Offenheit des Publikationswesens gegenüber einer stärkeren Einbindung der Community. Diese Entwicklung wird am sichtbarsten im Bereich des wissenschaftlichen Begutachtungswesens. So lässt sich in den letzten Jahren ein

- 34 Vgl. Fabian Cremer, Lisa Klaffi und Timo Steyer: Redaktionssache Forschungsdaten. Ein Servicekonzept zur Forschungsdatenpublikation in den Geisteswissenschaften, in: Bibliothek Forschung und Praxis 43,1, S. 118–125, <https://doi.org/10.1515/bfp-2019-2018> [zuletzt 26.8.2022]. Vgl. ebd.: Der Chimäre auf der Spur: Forschungsdaten in den Geisteswissenschaften, in: O-bib. Das offene Bibliotheksjournal 5, Nr. 2 (2018), S. 142–162, <http://dx.doi.org/10.5282/o-bib/2018H2S142-162> [zuletzt 26.8.2022].
- 35 Bisher wurden Forschungsdaten in der ZfdG verlinkt, vgl. Waltraud von Pippich: Rot rechnen, in: Constanze Baum und Thomas Stäcker (Hrsg.): Grenzen und Möglichkeiten der Digital Humanities, Sonderband der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften 1 (2015), http://dx.doi.org/10.17175/sb001_016 [zuletzt 27.12.2020].
- 36 Vgl. für die Einbettung audiovisueller Inhalte: Stefan Münnich: Quellenverluste (Deperdita) als methodologischer Unsicherheitsbereich für Editorik und Datenmodellierung am Beispiel von Anton Weberns George-Lied op. 4 Nr. 5, in: Andreas Kuczera, Thorsten Wübbena und Thomas Kollatz (Hrsg.): Die Modellierung des Zweifels – Schlüsselideen und -konzepte zur graphbasierten Modellierung von Unsicherheiten. Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften, Sonderband der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften 4 (2019), http://dx.doi.org/10.17175/sb004_005 [zuletzt 26.8.2022].
- 37 Vgl. für die Einbettung eines Netzwerks: Stefan Heßbrüggen-Walter: What People Said: The Theoretical Foundations of a Minimal Doxographical Ontology and Its Use in the History of Philosophy, in: Constanze Baum und Thomas Stäcker (Hrsg.): Grenzen und Möglichkeiten der Digital Humanities, Sonderband der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften 1 (2015), http://dx.doi.org/10.17175/sb001_001 [zuletzt 26.8.2022].

vermehrtes Interesse an alternativen Begutachtungsverfahren feststellen, denen allen gemein ist, dass sie auf die Faktoren Offenheit und Transparenz setzen. Diese neuen Verfahren firmieren unter dem Begriff des Open-Peer-Reviews, wobei unterschiedliche Spielarten existieren, die sich vor allem in der Granularität der Offenheit unterscheiden.³⁸ Gemeinsam ist dabei die Sichtweise auf das Gutachten als eigene Publikationsform, das somit auch veröffentlichungswürdig ist sowie die Offenlegung der Identität der Autorin bzw. des Autors gegenüber den Gutachtenden. Unterschiede existieren z.B. in der Frage, ob auch die Identitäten der Gutachtenden offengelegt werden sollten und ob ein crowdbasiertes Begutachtungsverfahren eine mögliche Variante wäre.

Die ZfdG hat sich durch Diskussionen innerhalb der Fachredaktion und durch die Teilnahme an einschlägigen Workshops und Tagungen diesem Thema angenommen und hat 2021 ein Open-Peer-Review als weitere Begutachtungsvariante für das Format Working Paper umgesetzt. Dabei hatten die Begutachtenden die Möglichkeit, direkte und stellengenaue Kommentare und Anmerkungen im publizierten Text zu hinterlassen. Diese Annotationen dienten als Grundlage für einen moderierten Prozess zwischen den Autorinnen, Autoren und den Gutachtenden, mit dem Ziel, den Artikel zu optimieren. Nach der Kommentierphase überarbeiten die Autorinnen und Autoren den Text unter Berücksichtigung der Ergänzungen, Kritik und Hinweise, um einen finalen Text zu schaffen. Dabei bleibt das begutachtete Dokument neben dem finalen Artikel mit den Annotationen als eine Art Preprintversion publiziert, um den Prozess transparent zu gestalten und die Annotationen als Leistungen zu würdigen. Über ORCID könnten diese von den Schreibenden als ihre Leistung ausgewiesen werden.

Die ZfdG möchte mit dieser Variante nicht nur der neuen Entwicklung Rechnung tragen, sondern sieht die Etablierung eines Open-Peer-Review-Prozesses auch als iterativen Prozess an, bei dem eine enge Rückkopplung an die Community notwendig ist. Dabei wird der Annahme Rechnung getragen, dass die Autorinnen und Autoren selber das größte Interesse an einem Begutachtungsverfahren haben, das zur Verbesserung ihres Artikels beiträgt. Dies scheint vor allem über einen offenen Dialog zwischen Autorinnen und Autoren und Lesepublikum möglich.³⁹

38 Tony Ross-Hellauer: What is Open Peer Review? A Systematic Review, in: *F1000Research* 6 (2017), <https://doi.org/10.12688/f1000research.11369.2> [zuletzt 27.12.2020]. Vgl. Birgit Schmidt, Tony Ross-Hellauer, Xenia van Edig und Elizabeth C. Moylan: Ten Considerations for Open Peer Review, in: *F1000Research* 7 (2018), <https://doi.org/10.12688/f1000research.15334.1> [zuletzt 26.8.2022].

39 Jonathan P. Tennant et al.: Ten Hot Topics around Scholarly Publishing, in: *Publications* 7,2 (2019), <https://doi.org/10.3390/publications7020034> [zuletzt 26.8.2022].

Im Gegensatz zum Open-Peer-Review ist der Einsatz von graphbasierten Technologien bei digitalen Publikationen noch nicht über das Experimentierstadium hinausgekommen. Aber Projekte wie z.B. der Open Knowledge Research Graph der TIB⁴⁰ zeigen das Potenzial, das Graphen für die Vernetzung von Publikationen mit anderen Wissensressourcen bieten. Erstmals könnte es so möglich sein, die Publikation mit damit verbundenen Mikropublikationsformaten, wie z.B. Blogbeiträgen, Twittertweets oder Rezensionen direkt zu verbinden. Auch die direkte Einbettung von Zitationen wäre denkbar; Diskurs und Publikation könnten so verschmelzen.

Unabhängig davon, welche Ideen sich in Zukunft wirklich etablieren werden, wird das digitale Publizieren noch vielfältiger, dynamischer und variantenreicher werden. Vermutlich wird sich die Geschwindigkeit des Publizierens erhöhen. Damit verbunden werden die Ansprüche an Publikationsorgane und -infrastrukturen weiter ansteigen. Es wird dazu führen, dass sich Publikationsorgane auch und gerade in den Geisteswissenschaften stärker spezialisieren müssen – nicht nur thematisch, sondern auch hinsichtlich des angebotenen Publikationsprozesses und der Funktionalitäten.

Fazit

Dieser Beitrag hat die Entwicklung der ZfdG von den ersten Überlegungen und Konzepten über die Umsetzung hin zu den zukünftigen Herausforderungen aufgezeigt. Dabei ist deutlich geworden, in welchem Rahmen sich ein ambitioniertes E-Journal bewegen muss, um die Potenziale des digitalen Publizierens auszuloten und zu adaptieren. Wenn es der ZfdG gelingt, digitales Publizieren in diesem Sinne langfristig mit hohen Qualitätsstandards zu etablieren, dann leistet die ZfdG damit einen Anteil an der wissenschaftspublizistischen Wende, die die Geisteswissenschaften in den nächsten Jahren beschäftigen wird. Eine Vision ist es dabei immer gewesen, ein Format zu schaffen, das für andere anschlussfähig ist oder anregt, vergleichbare Wege einzuschlagen. Entscheidend ist dabei natürlich, dass Inhalte, die digital vorliegen, den Kriterien der Wissenschaftskultur genügen: sie müssen qualitätsgeprüft und verlässlich sein.

40 Vgl. <https://projects.tib.eu/orkg/> [zuletzt 27.12.2020]. Vgl. Sören Auer und Sanjeet Mann: Toward an Open Knowledge Research Graph, in: *The Serials Librarian. From the Printed Page to the Digital Age* 76 (2019), S. 35–41, <https://doi.org/10.1080/0361526X.2019.1540272> [zuletzt 26.8.2022].

Das Buch- und Druckformat galt hier lange als das bestmögliche Verbreitungsmedium, Bibliotheken als wichtiger Anlaufpunkt und Speicher. Das hat sich im digitalen Zeitalter verändert, Wissen und Wissensstände können online besser und schneller ausgetauscht werden. Auch der Wissensbegriff ist viel weiter und offener geworden. Open Access ist ein sehr guter Gedanke der Inklusion für die globale Forschungsgemeinschaft, aber auch für eine bessere Anschlussfähigkeit der Forschung an den gesellschaftlichen Diskurs. Man kann es als Vorteil und Chance oder als Bedrohung empfinden: Hier treffen verschiedene Haltungen aufeinander. Natürlich verlangt digitales Publizieren aber stets auch, dass man sich als Teil der Wissens- und Wissenschaftsgesellschaft um die Aufbereitung und Darbietung der Inhalte mit der gleichen Sorgfalt kümmert, wie man dies auch zuvor getan hat.

Ein digitaler Aufsatz kann schneller und global abgerufen werden, ihn zu schreiben oder seine Thesen zu erfassen, braucht immer noch dieselbe Zeit konzentrierter und intensiver Forschungsarbeit.

SUCHWERKZEUGE FÜR SAMMLUNGEN

HERAUSFORDERUNGEN, TRENDS UND STRATEGIEN

1. Einleitung

Sammlungen stellen wesentliche Ressourcen für die Forschung dar. Dabei kommt im Zuge der Digitalisierung dem Forschungsdatenmanagement eine wichtige Rolle zu. Ein Konsortium von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und Organisationen hat diesbezüglich im März 2016 die »FAIR Guiding Principles for scientific data management and stewardship«¹ formuliert und veröffentlicht. Wissenschaftliche Daten sollen demnach auffindbar (Findable), zugänglich (Accessible), interoperabel (Interoperable) und wiederverwendbar (Re-usable) sein. Suchwerkzeuge leisten in diesem Kontext einen wesentlichen Beitrag zur *Auffindbarkeit*.

Um die Rolle der Suchwerkzeuge und die von ihnen zu erfüllenden Aufgaben besser zu verstehen, ist dabei zunächst ein Blick auf die Suche an sich notwendig. Offensichtlich gibt es viele verschiedene Arten von Informationsbedürfnissen und damit auch Arten der Suche. Marchionini unterscheidet hier »Lookup«, »Learn« und »Investigate«, wobei »Learn« und »Investigate« unter dem Begriff explorative Suche zusammengefasst werden können.² Während es beim Lookup eher um die Suche nach einfachen Fakten oder das Auffinden von Daten bzw. Dokumenten geht, deren Existenz man bereits kennt, dient die explorative Suche dem Wissenserwerb, der Interpretation, dem Vergleich oder auch der Wissensaggregation, der Analyse, dem Ausschluss sowie der Bewertung. Je nach Art der Suche stehen dabei im Hinblick auf eine Suchlösung die breite Abdeckung möglichst vieler Ressourcen oder die tiefe Adressierbarkeit von Ressourcen, die z.B. nach fachlichen Kriterien vorausgewählt wurden, im Vordergrund.

Der Forschungsverbund Marbach Weimar Wolfenbüttel (MWW), der in diesem Artikel als Beispiel betrachtet werden soll, umfasst Dutzende digitale

1 Mark D. Wilkinson et al.: The FAIR Guiding Principles for scientific data management and stewardship, in: Scientific Data 3 (2016), doi:10.1038/sdata.2016.18.

2 Gary Marchionini: Exploratory search: from finding to understanding, in: Communications of the ACM 49,4 (2006), S. 41-46, doi: <https://doi.org/10.1145/1121949.1121979>.

Sammlungen, die Zugang zu europäischer und deutscher Literatur ermöglichen.³ Die große Menge und Heterogenität der Daten in diesen Sammlungen führt jedoch zu Problemen und Einschränkungen, sobald sie mittels einer einzigen Anfrage in der Breite durchsucht werden sollen. Im vorliegenden Artikel werden wir verschiedene Lösungsansätze für diese häufig anzutreffende Konstellation skizzieren und vergleichen. Diese Ansätze unterscheiden sich im Grad der Integration der Daten. Um die Betrachtung zu konkretisieren, beschreiben wir eine von uns entwickelte Suchlösung – die MWW-Verbandsuche für den Forschungsverbund Marbach Weimar Wolfenbüttel – als föderiertes System mit einer »dezentralen Integration von Daten«.⁴ Die Möglichkeiten, die durch einen föderierten Ansatz geschaffen werden, eröffnen hierbei neue Anwendungsszenarien über Sammlungsgrenzen hinweg.

Der Artikel ist dazu wie folgt gegliedert: Das zweite Kapitel ordnet einleitend die Suche in Sammlungen im Kontext der Digital Humanities ein. Das dritte Kapitel befasst sich mit der Beschreibung und Charakterisierung von verschiedenen Konzepten bzw. Architekturen für Suchlösungen. Im vierten Kapitel wird die generische Suche aus DARIAH-DE beschrieben, deren Anwendung im Kontext des Forschungsverbundes MWW Gegenstand von Kapitel fünf ist. Kapitel sechs geht zum Abschluss kurz auf weitere Nutzungsmöglichkeiten von generischen Suchlösungen ein.

2. Einordnung der Suche in Sammlungen

Digitale Sammlungen, das heißt Forschungsdaten im geisteswissenschaftlichen Rahmen, rücken in jüngerer Vergangenheit im Kontext der Digital Humanities verstärkt in den Vordergrund. Dadurch wächst auch der Bedarf an unterschiedlich ausgeprägten Suchmöglichkeiten über die heterogenen Daten in solchen Sammlungen. Die Sammlungen sind jedoch geprägt durch Heterogenität auf mehreren Ebenen, nicht nur auf syntaktischer, sondern auch auf struktureller und semantischer Ebene.⁵

3 <https://vfr.mww-forschung.de/die-sammlungsuebersicht> [zuletzt 14.12.2022].

4 Tobias Gradl, Andreas Henrich und Christoph Plutte: Heterogene Daten in den Digital Humanities. Eine Architektur zur forschungsorientierten Föderation von Kollektionen, in: Grenzen und Möglichkeiten der Digital Humanities: Sonderband der Zeitschrift für digitale Geisteswissenschaften 1 (2015), http://zfdg.de/sb001_020 [zuletzt 8.5.2019].

5 Amit P. Sheth und Vipul Kashyap: So far (schematically) yet so near (semantically), in: Proceedings of the IFIP WG 2.6 Database Semantics Conference on Interoperable Database Systems (DS-5) (1993), S. 283–312.

Die syntaktischen Unterschiede beziehen sich auf technische Eigenschaften der Daten, wie das Dateiformat oder die Zugriffsmechanismen der Sammlungen. Auf struktureller Ebene werden die schematischen Eigenschaften der Sammlungen behandelt, das heißt in welchen Metadatenformaten und Formaten Informationen zu den Sammlungen, beziehungsweise die Daten in den Sammlungen selbst, vorliegen. Semantische Unterschiede beziehungsweise die Verknüpfungen zwischen Daten und Sammlungen können oftmals nur mithilfe von Hintergrundwissen über die jeweiligen Sammlungen abgebildet werden.⁶ Weiterhin ist die genaue Eingliederung von Sammlungen in einen größeren Suchkontext nur durch die Befragung von Fachexperten und deren detailliertes Wissen über die Eigenschaften, Inhalte, und den Aufbau der Sammlung möglich.

Die Zusammenführung heterogener Sammlungen ist im Kontext von Digital Libraries kein neuartiges Phänomen.⁷ Jedoch stellen die konkrete Umsetzung und die Bereitstellung von Interoperabilität für diese Daten auch heute noch eine Herausforderung dar. Von besonderer Bedeutung ist dabei die Verwendung von etablierten Metadatenstandards wie etwa dem Dublin Core Metadata Element Set (DC)⁸ mit 15 zentralen Elementen oder der Text Encoding Initiative (TEI)⁹ für die Auszeichnung von Textdaten. Diese Standards und die darin verwendeten Schemata ermöglichen eine effizientere Verarbeitung, Analyse und Suche der Daten.

Aufbauend auf diesen Überlegungen ist nun die Suche in Sammlungen einzuordnen. Hierbei können die Inhalte der Sammlungen selbst sehr unterschiedlich sein – von Textdokumenten, über Bilder bis hin zu Videos oder Audiodateien. Während man bei (Text-)Dokumenten sicher auch Interesse an einer Suche in den Volltexten hat, sind Ansätze zur inhaltsbasierten Suche in anderen Medientypen bisher auf Nischen beschränkt.¹⁰ Daher kommt der Suche in Metadaten eine wichtige Rolle zu. Eine übergreifende Suche

6 Tobias Gradl und Andreas Henrich: A novel approach for a reusable federation of research data within the arts and humanities, in: Digital Humanities 2014: conference abstracts EPFL-UNIL (2014), S. 382-384.

7 Howard Besser: The Next Stage: Moving from Isolated Digital Collections to Interoperable Digital Libraries, in: First Monday 7,6 (2002), <https://doi.org/10.5210/fm.v7i6.958> [zuletzt 14.12.2022].

8 <http://www.dublincore.org/specifications/dublin-core/dces/> [zuletzt 4.9.2019].

9 <https://tei-c.org/> [zuletzt 4.9.2019].

10 Bernhard Bermeitinger, Simon Doing, Maria Christoforaki, André Freitas und Siegfried Handschuh: Object Classification in Images of Neoclassical Artifacts Using Deep Learning, in: Diane Jakacki u.a. (Hrsg.): Digital Humanities 2017, Montréal, Canada, S. 395-397.

über alle Felder der Metadaten mit unstrukturierten Anfragen ist dabei für eine erste Orientierung im Datenbestand sicher hilfreich. Dies bleibt aber zwangsweise recht grob, denn in welchem Metadatenfeld ein Suchbegriff wie »Goethe« steht, kann kaum vernachlässigt werden. In der Konsequenz ist eine Suche auf einzelnen Feldern des Metadatenschemas wünschenswert. Daneben können einzelne Elemente der Metadatenschemata auch als Filter im Rahmen einer facettierten Suche hilfreich sein. Beispiele wären die Dublin Core Felder »date«, »language« oder »format«. Probleme ergeben sich dabei natürlich aus der Heterogenität der Metadatenschemata. Diese müssen zusammengeführt werden, ohne die Spezifika einzelner Sammlungen zu vernachlässigen. Damit bleibt als Zielvorstellung eine Suche, die sowohl übergreifende als auch spezifische Suchen in den Metadaten unterstützt und dabei die gezielte Nutzung einzelner Elemente für die Suche ebenso erlaubt wie für die facettierte Filterung.

3. Mögliche Architekturen und Konzepte

Für die grundsätzliche Situation einer Suche über verteilte Sammlungsbestände sind unterschiedliche Suchkonzepte möglich. Die Ausgangsbasis stellt sich dabei wie folgt dar: Die einzelnen Sammlungen werden in der Regel in eigenen Systemen (im Weiteren als dezentrale Systeme bezeichnet) verwaltet, die ihrerseits über Such- und Export-Schnittstellen verfügen. Über die Suchschnittstelle kann typischerweise unter Verwendung einer mehr oder weniger mächtigen Anfragesprache in den Daten gesucht werden. In den meisten Fällen existieren verschiedene Schnittstellen, die entweder über eine grafische Benutzerschnittstelle (Graphical User Interface; GUI) direkt von Nutzerinnen und Nutzern bedient werden oder von anderen Systemen über eine technische Schnittstelle (Application Programming Interface; API) angesprochen werden können. Neben Suchschnittstellen bieten die Systeme zur Verwaltung von Sammlungen, oder allgemeiner formuliert von Daten, normalerweise auch eine Exportschnittstelle an. Über diese Exportschnittstelle können die Sammlungsdaten von anderen Systemen, die über entsprechende Berechtigungen verfügen, exportiert werden. Ein typisches Beispiel für eine solche Schnittstelle ist das Protocol for Metadata Harvesting der Open Archives Initiative (OAI-PMH).¹¹ Zusammenfassend stellt sich damit die typische Basis-konstellation für eine übergreifende Suche so dar, dass die einzelnen Sammlungen in eigenen *dezentralen* Systemen verwaltet werden, die im Idealfall

¹¹ <https://www.openarchives.org/pmh/> [zuletzt 4.9.2019].

jeweils über eine Suchschnittstelle und eine Exportschnittstelle verfügen. Auf dieser Ausgangsbasis können nun sehr unterschiedliche Ansätze zur Umsetzung einer Suche verfolgt werden, die sammlungsübergreifende Suchen erfordern. Vier idealtypische Ansätze werden im Folgenden besprochen.

3.1 *Direkte Suche*

Bei der direkten Suche wird den Nutzerinnen und Nutzern schlicht keine integrierte Suchlösung über mehrere Sammlungen oder dezentrale Systeme angeboten. Vielmehr müssen die Nutzerinnen und Nutzer für eine Suche, die über mehr als eine Sammlung hinausgeht und Daten aus mehreren Sammlungen adressieren soll, selbst alle potenziell relevanten Sammlungen identifizieren und Anfragen über deren jeweilige Suchschnittstellen durchführen. Die mehrfache Abfrage in unterschiedlichen Systemen ist weder nutzerfreundlich noch effektiv. Zusätzlich können sich die jeweiligen Systeme in ihrer Bedienung und Benutzerführung stark unterscheiden und beeinträchtigen somit die Effizienz der Suche. Ein weiteres Problem ergibt sich dadurch, dass eine Integration oder vergleichende Betrachtung der Ergebnisse der verschiedenen Systeme ebenfalls durch die Nutzerin bzw. den Nutzer erfolgen muss.

Trotz dieser Nachteile hat der Verzicht auf eine übergreifende Suchlösung auch Vorteile. So entfallen zunächst die Entwicklungs- und Wartungsaufwände für eine übergreifende Suchlösung. Ferner kann man auch ins Feld führen, dass die direkte Nutzung der jeweiligen Systeme gewährleistet, dass die Daten in ihrer ursprünglichen Form und in ihrem ursprünglichen Kontext wahrgenommen werden können. Übergreifende Suchlösungen müssen hier darauf achten, dass die Daten möglichst unverfälscht bleiben und ihr ursprünglicher (Entstehungs-)Kontext problemlos nachverfolgbar bleibt.

3.2 *Metasuche*

Bei einer Metasuche werden die Datenbestände mehrerer dezentraler Systeme durch die Anbindung an eine zentrale Suchschnittstelle zugänglich gemacht.¹²

¹² Eine Metasuche ist eine Suche, bei der eine Suchanfrage an andere Suchmaschinen weitergeleitet wird. »Meta« bezieht sich hier also auf eine Suche über (oder mithilfe anderer) Suchen. Auf welchen Daten dabei gesucht wird (Daten oder Metadaten), spielt aus Sicht der Suchmaschinenterminologie keine Rolle. Eine Metasuche ist so natürlich auch in Metadaten möglich, aber ebenso in Daten selbst.

Die Daten liegen hier weiterhin nur in den ursprünglichen Systemen. Die zentrale Suchlösung nimmt die übergreifenden Anfragen der Nutzerinnen und Nutzer entgegen und übersetzt diese so, dass sie von den jeweiligen Suchschnittstellen der dezentralen Systeme verstanden werden. Die übersetzten Suchanfragen werden dann über die Suchschnittstellen (APIs) an die jeweiligen Systeme gesendet. Die Systeme bearbeiten die Anfrage auf ihren lokalen Datenbeständen und senden die Ergebnisse zurück. Die zentrale Suchlösung versucht nun in der Ergebnisdarstellung einen Überblick über die Treffer der einzelnen Systeme zu geben und der Benutzerin bzw. dem Benutzer so die übergreifende Recherche zu erleichtern.

Der größte Vorteil dieser Lösung ist, dass Nutzerinnen und Nutzer nur eine Anfrage stellen müssen, die automatisch für die verschiedenen dezentralen Systeme übersetzt und an diese weitergeleitet wird. Da die Suche genau zum Zeitpunkt der Anfragestellung an die dezentralen Systeme weitergeleitet wird, wird sie dort immer auf den aktuellen Daten ausgeführt. Probleme mit einem veralteten Index einer zentralen Suchlösung (siehe Abschnitt 3.3) können so nicht entstehen. Ein anderer Aspekt, der bei dieser Lösung relativ gut zu handhaben ist, liegt in gegebenenfalls komplexen Zugriffsrechten für die einzelnen dezentralen Systeme bzw. Sammlungen. Die Nutzerin bzw. der Nutzer kann sich gegenüber der zentralen Suchlösung identifizieren. Diese Suchlösung kann die Anfrage dann mit den jeweiligen persönlichen Zugriffsrechten an die verteilten Systeme weiterleiten, sodass die Anfrage mit den korrekten Zugriffsrechten auf den dezentralen Systemen ausgeführt wird. Ein weiterer Vorteil einer Metasuchlösung – der eng mit der hohen Aktualität verknüpft ist – liegt in der Tatsache, dass die Suchlösung praktisch keine Daten halten muss. Dadurch kann eine solche Lösung – zumindest was den Speicherplatzbedarf betrifft – problemlos zentral betrieben werden.

Ein Nachteil von Meta-Suchmaschinen ist, dass die Anfrage für jedes dezentrale System in dessen entsprechende Anfragelogik übersetzt werden muss. Dies kann zum einen durchaus aufwendig werden, zum anderen führt es aber auch dazu, dass die zentrale Suchlösung in gewisser Weise nur die Funktionalität der schwächsten dezentralen Suchlösung umsetzen kann. Ein anderes Problem ist das Mischen der Resultate der einzelnen dezentralen Systeme. Da der zentralen Suchlösung weitere Informationen zu den Regeln, die den einzelnen Suchergebnissen zugrunde liegen, fehlen, ist es in der Regel nicht mit vertretbarem Aufwand möglich eine einheitliche integrierende Sicht auf die Suchergebnisse zu erstellen. Deshalb wird häufig auf eine simple Trefferanzeige über die einzelnen dezentralen Systeme mit separaten Ergebnislisten zurückgegriffen. Schließlich setzt die Metasuche natürlich voraus, dass die einzelnen dezentralen Systeme eigene Suchschnittstellen als API anbieten.

3.3 *Gathering*

Eine Suchlösung auf Basis des Gathering-Konzepts nutzt, im Gegensatz zur Metasuche, nicht die Suchschnittstellen anderer dezentraler Systeme, sondern deren Exportschnittstellen. Über diese Exportschnittstellen werden die Datenbestände der dezentralen Systeme abgerufen und in einem zentralen Index für die Suche aufbereitet und verwaltet. Auf diese Weise kann der zentrale Index eine leistungsfähige, systemübergreifende Suche realisieren, die nicht auf die Schnittmenge aller Suchfeatures der indexierten dezentralen Systeme beschränkt ist.

Damit ist auch bereits der primäre Vorteil einer solchen Lösung genannt. Der Nutzerin bzw. dem Nutzer kann – analog zu Web-Suchmaschinen – eine leistungsfähige Suchfunktionalität zentral bereitgestellt werden, die einerseits eine vereinheitlichte Suchlogik und andererseits insbesondere auch eine integrierte Gesamtsicht auf die Ergebnisse erlaubt. Ferner ist die Suchlösung nicht auf die Leistungsfähigkeit der dezentralen Systeme angewiesen. Selbst wenn diese keine Suchschnittstelle bereitstellen, entstehen keine Probleme, solange auf die Daten zugegriffen werden kann. Dazu reicht allerdings auch eine gegebenenfalls sehr einfache Exportschnittstelle – z.B. über Dateien – aus. Schließlich kann die Suche über den zentralen Index sehr effizient (d.h. mit schnellen Antwortzeiten für die Nutzerinnen und Nutzer) realisiert werden. Dies stellt gegenüber der Metasuche einen deutlichen Vorteil dar, weil bei der Metasuche auf die Antworten der dezentralen Systeme gewartet werden muss bevor eine Antwort präsentiert werden kann.¹³

Diesen Vorteilen stehen allerdings mehrere Nachteile gegenüber. Das zentrale Argument gegen eine Gathering-Lösung ist hierbei der massive Speicherplatzbedarf der Suchlösung, da durch die Verwaltung eines eigenen Suchindex, über alle Daten der indexierten dezentralen Systeme (Redundanz), viel Speicher erforderlich ist, der linear zur Größe des gesamten Datenbestandes anwächst. Ein weiteres Problem bilden Aktualisierungen in den dezentralen Systemen. Diese werden in der Regel nicht an die Suchlösung gemeldet, sodass keine Synchronisierung des Suchindex in Echtzeit erfolgt. Stattdessen wird üblicherweise mit regelmäßigen Aktualisierungen über die Exportschnittstellen gearbeitet. Der Rhythmus kann dabei variieren. Zu berücksichtigen ist, dass eine hohe Aktualität mit häufigem Nutzen der Exportschnittstellen und

13 Aus diesem Grund zeigen Meta-Suchmaschinen oft mit dem Eintreffen der ersten Antworten der eingebundenen Systeme vorläufige Ergebnisse an, die anschließend immer weiter komplettiert werden. Dadurch kann die Nutzerin bzw. der Nutzer relativ früh erste Ergebnisse betrachten, die sukzessive Vervollständigung kann jedoch irritieren.

einem erneuten Aufbau oder einer Aktualisierung des zentralen Suchindex verbunden ist. Daher werden in der Regel wöchentliche oder bei hohem Aktualisierungsbedarf auch tägliche neue Indexierungen infrage kommen. Auch die Problematik der Zugriffsrechte ist für Gathering-Ansätze von Bedeutung. Da der Zugriff auf die Daten über die Exportschnittstelle erfolgt, ist zu diesem Zeitpunkt unklar, welche Nutzerinnen und Nutzer später über die Suche auf die Daten zugreifen werden. Es ist daher üblich, den Export umfassend zu gestalten und dann in der Suche gegebenenfalls bereits auf die Existenz der Daten zu verweisen. Vor dem Zugriff auf die eigentlichen Daten (oder alternativ eben auch bereits vor der Anzeige in der Ergebnisliste) müssen dann aber nochmals die Zugriffsrechte der Nutzerin oder des Nutzers geprüft werden. Auch sind Gathering-Ansätze darauf angewiesen, dass die Exportschnittstellen der dezentralen Systeme vollständige, gut aufbereitete Daten zur Verfügung stellen. Häufig muss dabei für die Suchlösung eine Schemaintegration stattfinden, da der zentrale Suchindex Annahmen zu einem übergreifenden vereinheitlichten Schema machen muss. Gerade zu dieser Problematik wird später im vierten Kapitel ein Ansatz beschrieben, der es erlaubt, sehr flexibel vorzugehen.

3.4 Hybride Lösungen

Sowohl die Metasuche als auch ein Ansatz mithilfe von Gathering weisen Probleme und Einschränkungen auf, die der jeweils andere Ansatz umgeht oder unterschiedlich löst. Es liegt daher nahe, die beiden Ansätze zu kombinieren. Aufgrund der Vorteile der Metasuche im Hinblick auf den geringen Speicherplatzbedarf, die Aktualität der Daten, in denen gesucht wird, und die Reduktion der Redundanz sollte die Metasuche genutzt werden, sofern dies möglich ist, weil die dezentralen Systeme entsprechend leistungsfähige Suchfunktionen zur Verfügung stellen. Daneben wird bei einer hybriden Lösung der Ansatz des Gathering für die dezentralen Systeme eingesetzt, die keine oder eine unzureichende Suchfunktionalität anbieten. Auch Systeme, die von zu häufigen Anfragen über die Metasuche überlastet würden, können per Gathering angebunden werden. Für diese Systeme wird ein ergänzender zentraler Index aufgebaut, der über die Exportschnittstelle der dezentralen Systeme gefüllt und in regelmäßigen Abständen aktualisiert wird.

Eine solche Lösung wird besonders attraktiv, wenn die in der Metasuche angebundenen Systeme eine bereits für die zentrale Suchlösung optimierte Suchschnittstelle anbieten. Bei einer Suchanfrage an die zentrale Suchlösung werden dann die entsprechend angebundenen Bestände im Sinne der Metasuche über deren Suchschnittstellen abgefragt und parallel dazu auch der

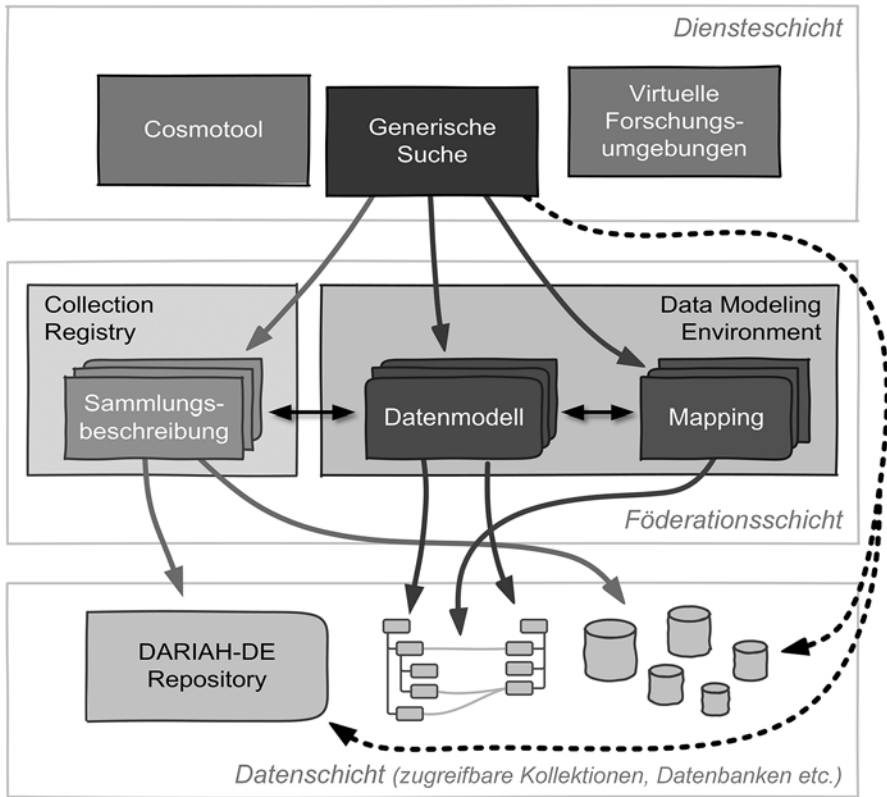


Abb. 1: Kernkomponenten der DARIAH-DE Föderationsarchitektur

im Gathering-Verfahren erstellte zentrale Index für die übrigen dezentralen Systeme angesprochen. Durch einen solchen Ansatz wird die Redundanz im System deutlich reduziert, da für die großen und leistungsfähigen dezentralen Systeme kein zentraler Suchindex erforderlich ist. Auf der anderen Seite wird eine hohe Abdeckung gewährleistet, da weniger leistungsfähige Systeme über den Gathering-Ansatz mit angebunden werden können.

Natürlich verbinden sich durch einen solchen hybriden Ansatz letztlich auch die Nachteile der beiden kombinierten Ansätze. Allerdings kann dies hier gut gesteuert werden, da für die einzelnen Systeme bzw. Sammlungen jeweils entschieden werden kann, ob sie per Gathering oder im Rahmen der Metasuche angebunden werden.

4. Eine übergreifende Suchlösung für föderierte Sammlungen

Um die in Kapitel drei vorgestellten Ansätze nun konkreter fassbar zu machen, soll als Beispiel die in den DARIAH-DE-Projekten entwickelte Suchlösung vorgestellt werden, die auch der Verbundsuche im Forschungsverbund Marbach Weimar Wolfenbüttel (MWW) zugrunde liegt. Dabei handelt es sich aktuell um einen Gathering-Ansatz.¹⁴ Im Folgenden soll nun zunächst das Konzept der Suchlösung dargelegt werden, welches auf einer föderierten Architektur basiert und auf dieser Grundlage eine generische Suchfunktionalität anbietet. Im anschließenden Kapitel fünf wird dann die Nutzung dieses Ansatzes im MWW-Kontext adressiert.

4.1 Die DARIAH-DE Föderationsarchitektur

Sammlungen in den Geisteswissenschaften und auch die Metadaten zu diesen Sammlungen nutzen häufig sehr unterschiedliche Formate. Das Ziel eines föderierten Ansatzes ist es in diesem Kontext, nicht nur Sammlungen in bestimmten standardisierten Formaten zu unterstützen, sondern auch Sammlungen, die in speziellen Formaten vorliegen. Die Heterogenität der Formate ist dabei einerseits durch Altbestände begründet, aber andererseits auch durch die Spezifika der Forschungsprojekte in denen die Sammlungen entstanden sind bzw. entstehen. Die DARIAH-DE Föderationsarchitektur (siehe Abb. 1) wurde dafür konzipiert, heterogene Sammlungen in einer Föderation zu verwalten und für Dienste – wie z.B. übergreifende Suchlösungen – zugänglich zu machen. Dabei werden »sowohl domänenübergreifende als auch forschungsspezifische Sichten«¹⁵ unterstützt.

Um eine Sammlung in die Föderation zu integrieren, muss zunächst ein entsprechender Eintrag in der Collection Registry vorgenommen werden. Hier sind neben administrativen Daten, wie dem Namen der Kollektion, insbesondere auch Angaben zur technischen Zugreifbarkeit erforderlich. Konkret geht es unter anderem um die Registrierung der Exportschnittstelle der entsprechenden Sammlung, um so im Gathering-Ansatz auf die Daten

¹⁴ Die Weiterentwicklung zu einer hybriden Lösung ist in Planung. Dabei soll es insbesondere ermöglicht werden, lokale Suchlösungen, die ihrerseits auf der DARIAH-DE Suchlösung basieren, zu einem größeren Verbund zusammenzuschließen, der nach dem Prinzip der Metasuche arbeitet.

¹⁵ Tobias Gradl und Andreas Henrich: Die DARIAH-DE-Föderationsarchitektur – Datenintegration im Spannungsfeld forschungsspezifischer und domänenübergreifender Anforderungen, in: *Bibliothek, Forschung und Praxis* 40,2 (2016), S. 222–228.

zugreifen zu können. Zu diesem Zweck werden verschiedene Schnittstellen vom OAI-PMH Protokoll bis zur Bereitstellung einer XML-Datei auf einem Webserver unterstützt.¹⁶ Die Collection Registry basiert dazu auf dem Dublin Core Collection Application Profile.¹⁷

Für die Nutzung der Sammlungen durch Dienste in der Diensteschicht (siehe Abb. 1) ist neben der Angabe der technischen Zugriffspunkte die Definition der verwendeten Schemata von hoher Bedeutung. Diese Schemata können im Data Modeling Environment ausgewählt bzw. modelliert werden. Dabei erlauben leistungsfähige Spezifikationsmechanismen die detaillierte Beschreibung der Schemata. Für die Interoperabilität mit anderen Schemata können auch Mappings erzeugt werden, um die Assoziationen zwischen unterschiedlichen Schemata zu modellieren, die für übergreifende Analysen und Werkzeuge notwendig sind. Mithilfe der Beschreibung der Datenmodelle und der Mappings können manuell gepflegte Verarbeitungsregeln verwendet werden, um Elemente beispielsweise zusammenzuführen oder zu zerlegen, etwa – als sehr einfaches Beispiel – die Zerteilung eines Namens in Vor- und Nachnamen.

Für die Neuaufnahme einer Sammlung in ein föderiertes System sind mehrere Voraussetzungen notwendig, die für die Integration einer Sammlung in einem nicht föderierten Ansatz unüblich sind.¹⁸ So ist nicht nur Expertenwissen für die Beschreibung der Daten in den Sammlungen unentbehrlich, sondern auch für den Kontext der Daten, das heißt etwa den organisatorischen Rahmen der Sammlung. Weiterhin ist dieses Fachwissen auch in der Modellierungs- und Transformationsphase im Data Modeling Environment erforderlich, welche die Sammlungen für die weitere Verwendung im jeweiligen Anwendungskontext vorbereiten.

Der föderierte Ansatz in DARIAH-DE ermöglicht Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus den Geisteswissenschaften auch ohne tiefen technischen Hintergrund ihr Expertenwissen über die Sammlungen mittels generischer Werkzeuge zur Verfügung zu stellen. Die Trennung von technischen Abläufen auf der einen und Modellierungs- und Integrationsaufgaben auf der anderen Seite ermöglicht somit den Fokus auf kontextuelle Funktionen und Rahmenbedingungen für die Sammlungen. Die im Folgenden beschriebene Generische Suche stellt einen konkreten Anwendungsfall dar, welcher die Komponenten dieses föderierten Ansatzes nutzt.

16 Gradl, Henrich und Plutte, Heterogene Daten.

17 <http://dublincore.org/groups/collections/collection-application-profile/> [zuletzt 4.9.2019].

18 Timo Steyer und Tobias Gradl: A research-oriented and case-based data federation for the Humanities, in: Zenodo (2019), <https://zenodo.org/record/2536107> [zuletzt 6.5.2019].



Abb. 2: Einfache Suche

4.2 Generische Suche

Die Generische Suche nutzt die in der Collection Registry und im Data Modeling Environment abgelegten Informationen zur Realisierung einer übergreifenden Suchfunktionalität. Im Gegensatz zum in Abschnitt drei beschriebenen allgemeinen Gathering-Ansatz wird jedoch nicht nur ein zentraler harmonisierter Index aufgebaut, stattdessen werden auf Basis der im Data Modeling Environment hinterlegten Beschreibungen zu den einzelnen Sammlungen einzelne Indexstrukturen für die jeweiligen Sammlungen aufgebaut, die die genauen Informationen dieser Sammlungen und ihre Schemata mit berücksichtigen können. Die Generische Suche hat somit nicht nur Zugriff auf einen homogenisierten – und damit um Details bereinigten – Datenbestand, sondern sie kann die Daten aus den einzelnen Sammlungen in ihrer tiefen Struktur adressieren. Dabei bietet die Generische Suche – wie viele Suchlösungen – einerseits eine einfache Suche und andererseits eine erweiterte Suchmöglichkeit an.

Die einfache Suche (siehe Abb. 2) ist eine vom Mapping zwischen den Sammlungsdaten unabhängige Volltextsuche über alle Attribute und kann auf allen verfügbaren Sammlungen ausgeführt werden. Zur Verfeinerung

Abb. 3: Erweiterte Suche

von Suchanfragen können die üblichen Suchoperatoren (wie AND, OR oder NOT) verfeinert werden.

Anfragen an die Generische Suche führen dabei zu unterschiedlichen Ergebnistypen: den einzelnen Suchtreffern (Ressourcen), verdichteten Ergebnissen je Sammlung (bzw. Kollektion), Subjekten und Termen. Die Darstellung von Ressourcen umfasst, in Abhängigkeit von ihrer Verfügbarkeit, folgende Informationen: die beinhaltende Sammlung, eine Titelangabe, Links zur Anzeige in der Sammlung, assoziierte Subjekte und Inhaltsangaben.

Neben der Präsentation einzelner Suchtreffer werden die Suchergebnisse für jede Sammlung in aggregierter Form dargestellt. Der bzw. dem Suchenden wird dadurch nicht nur ein Überblick über die einzelnen Treffermengen geboten, sondern auch die Relevanzbewertung einzelner Sammlungen für das eigene Informationsbedürfnis erleichtert. Neben den Ergebnissen je

```

<fg_mitglied>
  <nr>001</nr>
  <name>Teutleben</name>
  ...
  <aufnahmedatum>1617-08-24</aufnahmedatum>
  <aufnahmeort>Weimar</aufnahmeort>
  <umstand>Bei Gründung der FG in Weimar anwesend,
    deren Gründung er angeregt haben soll.</umstand>
  ...
  <bildungsweg>Erhielt Privatunterricht; 1593-97 U. Jena;
    1598-1601 Italien: U. Padua, Florenz, 1599 U. Siena,
    1600/01 Rom, Neapel, Florenz; 1603 als Hofmr.
    Rückkehr nach Italien.</bildungsweg>
  <werdegang>1608 Hofmr. der sachs.-weimar. Prinzen Friedrich
    (FG 4) und Wilhelm (FG 5), daneben seit 1611 Hofgerichtsassessor
    in Jena; 1613/14 Reisebegleiter Prinz Johann Ernsts d. J. von
    Sachsen-Weimar; ab 1616 Hofmarschall in Weimar; seit 1620 Geh.
    Rat in Coburg; seit 1621 auch weimar. Geh. Rat von Haus aus.
    </werdegang>
  ...
</fg_mitglied>

```

Abb. 4: Ein Beispieldatensatz aus dem Mitgliederverzeichnis der Fruchtbringenden Gesellschaft

Sammlung wird auch eine Aggregation gefundener Subjekte (Personen und Institutionen) sowie häufiger Terme für die Treffermenge dargestellt.¹⁹

Auch die erweiterte Suche (siehe Abb. 3) ist wie eine Volltextsuche implementiert. Im Gegensatz zur einfachen Suche ist für die Ausführung einer erweiterten Suchanfrage aber die Angabe eines Metadatenschemas erforderlich. Die Suche kann dann aus verschiedenen Teilanfragen zusammengesetzt werden, die sich gezielt auf die einzelnen Elemente des Schemas beziehen können. Eine Besonderheit der Generischen Suche besteht darin, dass zur Überwindung der Heterogenität in den Datenbeständen die Mappings herangezogen werden, die über das Data Modeling Environment verfügbar sind. Die Anfrage wird in alle Schemata übersetzt, zu denen entsprechende Mappings existieren und kann so auf allen Sammlungen mit verbundenen Schemata ausgeführt werden. Neben der Formulierung von Bedingungen zu einzelnen Schemaelementen erlaubt die Generische Suche auch die gezielte Auswahl von Sammlungen oder das Filtern (z.B. nach Ort, Genre oder Datenlieferant).

¹⁹ Gradl und Henrich, A novel approach for a reusable federation of research data, S. 382-384.

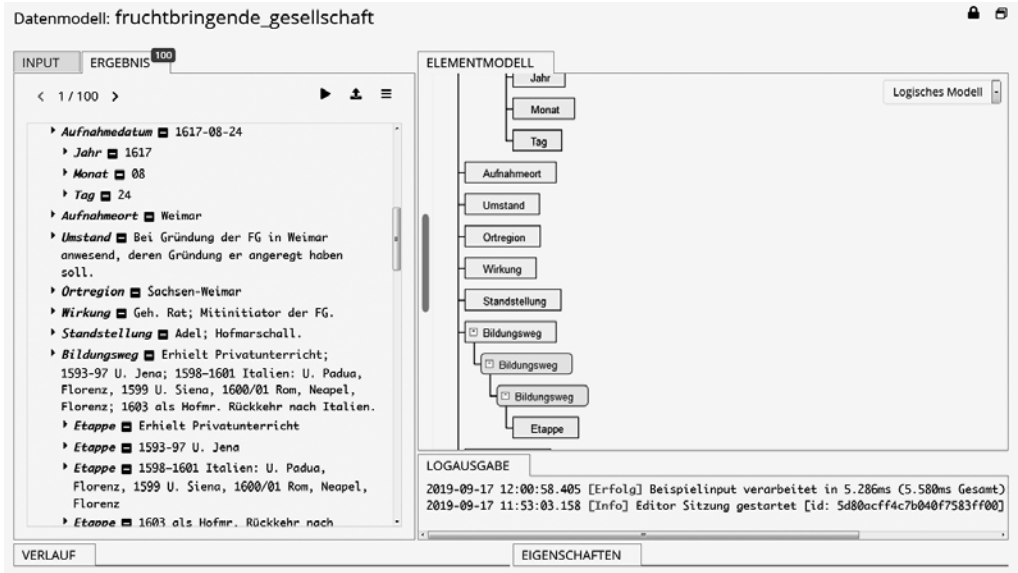


Abb. 5: Verfeinerung des Schemas im Editor für Datenmodelle

5. Nutzung im Forschungsverbund MWW

Der Forschungsverbund Marbach Weimar Wolfenbüttel nutzt die Generische Suche, um eine übergreifende Verbundsuche für Sammlungen aus den drei Häusern umzusetzen. Im Folgenden soll an einem Beispiel verdeutlicht werden, welche Möglichkeiten sich durch die Föderationsarchitektur ergeben und wie diese genutzt werden können. Als konkretes Anwendungsbeispiel wird der Datensatz »Mitgliederverzeichnis der Fruchtbringenden Gesellschaft« betrachtet.²⁰ Der in Abb. 4 dargestellte Auszug einer XML-Datei beschreibt ein Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft.

Im ersten Schritt kann das Datenmodell für das Mitgliederverzeichnis der Fruchtbringenden Gesellschaft als XML-Schema im Data Modeling Environment eingelesen werden. Die Analyse der Daten identifiziert dann aber zwei Elemente, für die durch eine Transformation eine Anreicherung des

²⁰ Gabriele Ball, Anne Dickel, Andreas Herz und Timo Steyer: Der gedruckten Edition eine digitale Schwester. Das AEDit-Projekt und die digitale Edition der Fruchtbringenden Gesellschaft, in: Denkströme. Journal der Sächsischen Akademie der Wissenschaften 16 (2016), S. 69–82.

Grammatik-Editor ⓘ

1) GRAMMATIK BEARBEITEN

Bezeichnung:

Einstiegsregel:

Grammatik-Layout: ☐ Passthrough ☒ Kombiniert ☐ Getrennt

☒ Ok

Parser Grammatik:

```
weg : (etappe ';'')+ etappe;
etappe: STRING;
STRING : ~ (';')+;
```

2) BEISPIELTRANSFORMATION AUSFÜHREN

Input:

```
Erhielt Privatunterricht; 1593-97 U. Jena; 1598-1601 Italien:
U. Padua, Florenz, 1599 U. Siena, 1600/01 Rom, Neapel,
Florenz; 1603 als Hofmr. Rückkehr nach Italien
```

3) ERGEBNIS DER TRANSFORMATION

The diagram illustrates the transformation of the input text into a structured format. The input text is split into segments labeled 'etappe' and 'weg'. The segments are connected by lines, showing the transformation process. The final result is a structured representation of the input text.

Abb. 6:
Nutzung des Editors
zum Verfassen von
Grammatiken zur
Aufspaltung des
Elementes Bildungs-
weg (linker Teil des
Editorfensters oben
und rechter Teil unten
dargestellt)

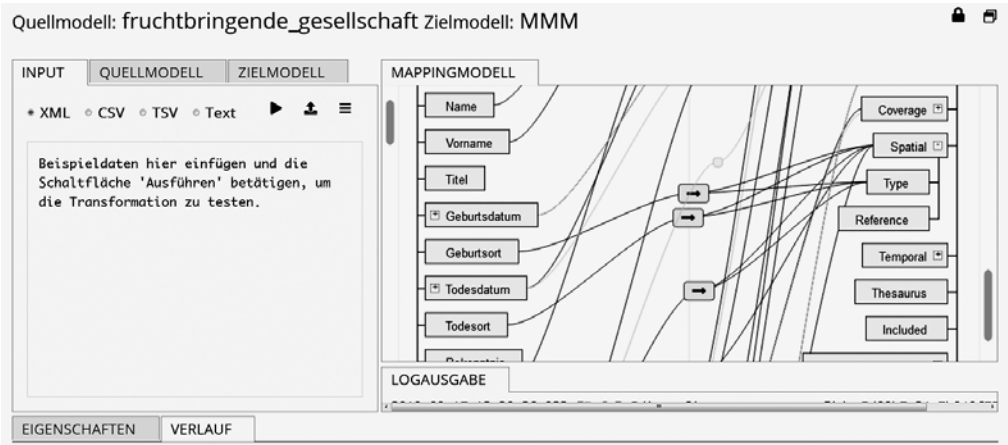


Abb. 7: Mapping zwischen dem Datenmodell für das Mitgliederverzeichnis der Fruchtbringenden Gesellschaft und dem MWW-Metadata-Modell

ursprünglichen Schemas erzielt werden könnte, nämlich die Elemente Aufnahmedatum und Bildungsweg. Das Aufnahmedatum ist im ursprünglichen Schema nur als Ganzes ausgezeichnet. Die einheitlich angewendete Syntax JJJJ-MM-TT erlaubt aber eine genauere Aufteilung, um dann beispielsweise in der Filterung bestimmte zeitliche Intervalle anzugeben. Im Falle des Bildungsweges sind die einzelnen Stationen, durch ein Semikolon getrennt, in einem Textfeld angegeben. Durch eine Aufspaltung in explizit modellierte Etappen ist in Anfragen und durch andere Werkzeuge eine zielgerichtete Ansprache möglich. Die beiden Elemente werden daher im Data Modeling Environment noch feiner beschrieben, sodass die Daten in einer Form vorliegen, die einen höheren Informationsgehalt verglichen mit dem ursprünglichen Schema aufweist (siehe Abb. 5).

So ist das Aufnahmedatum nun mit drei separaten Elementen für Tag, Monat und Jahr abgebildet. Am Beispiel des Elementes Bildungsweg, das in die unterschiedlichen Etappen der jeweiligen Laufbahn aufgespalten wird, soll die zur Verfeinerung zu nutzende Grammatik angedeutet werden. Diese ist exemplarisch in Abb. 6 dargestellt.

Unten links in Abb. 6 ist die Grammatik zu sehen, die bestimmt, dass ein Weg (oben in der Mitte als Einstiegsregel definiert) aus einer Folge von Etappen besteht, die durch Semikolons getrennt sind. Oben rechts auf der Seite können Testdaten eingegeben werden für die direkt darunter im »Ergebnis

der Transformation« geprüft werden kann, ob die eigene Grammatik wie gewünscht arbeitet. Die Spezifikation der Regeln, die für die Transformation der Elemente angewendet werden, wird somit mit Funktionen einer domänenspezifischen Sprache umgesetzt.²¹

21 Tobias Gradl und Andreas Henrich: Extending Data Models by Declaratively
Specifying Contextual Knowledge, in: DocEng '16: Proceedings of the 2016 ACM
Symposium on Document Engineering, S. 123-126.

22 Steyer und Gradl, A research-oriented and case-based data federation for the Hu-
manities.



Abb. 9: Visualisierung von »Migrationsprofilen« im Cosmotool

wird unter anderem der Geburtsort eines Mitglieds der Fruchtbringenden Gesellschaft mit den korrespondierenden Elementen des MWW-Datenmodells (Spatial und Type) verbunden.

Neben dem Geburtsort ist im Beispiel auch der Todesort einer Person an dieses Element geknüpft, da im integrierten MWW-Datenmodell alle Arten von Ortsbezügen über Spatial Elemente modelliert werden, deren genauere Bestimmung dann über das Unterelement Type festgelegt wird. Der Geburtsort wird also auf einen Ort mit dem Typ »Geburtsort« und der Todesort auf einen Ort mit dem Typ »Todesort« abgebildet. Dies verdeutlicht, dass auch Mappings zwischen Schemata möglich sind, die unterschiedliche Modellierungsansätze verfolgen.

Die MWW-Verbundsuche (siehe Abb.8) ermöglicht derzeit eine Suche über 26 Sammlungen in mehr als 200.000 Dokumenten.²³ Die Suche startet in der einfachen Suche und bietet die Möglichkeit zum Übergang in der er-

²³ <https://vfr.mww-forschung.de/suche> [zuletzt 4.9.2019].

weiterten Suche. Zusätzlich wird unter der Suchleiste eine Schlagwortwolke mit relevanten Termen der Sammlungen angezeigt.

6. Weitere Nutzungsformen und Ausblick

Die im fünften Kapitel beschriebene Nutzung der Generischen Suche für die MWW-Verbundsuche stellt dabei nur einen der möglichen Anwendungsfälle der Generischen Suche aus DARIAH-DE dar. Neben dem Hosten einer eigenen Instanz der Generischen Suche, wie es bei der MWW-Verbundsuche der Fall ist, kann auch eine gehostete Suche verwendet werden, bei der keine Verwaltung eines eigenständigen Index notwendig ist. Stattdessen können die Daten im Kontext des DARIAH-DE-Projekts verwaltet und als eine *gebrandete* Suche angeboten werden. Zusätzlich zu einer Benutzeroberfläche in den eigenen Farben und dem Anzeigen des eigenen Logos kann eine gebrandete Suche auf ausgewählte Sammlungen beschränkt werden. So können Projekte, die ihre Sammlungen in DARIAH-DE registrieren, mit geringem Aufwand eine Suche über ihre Sammlungen realisieren.²⁴

Ein weiterer konkreter Anwendungsfall der Generischen Suche, bzw. des in Abb. 1 dargestellten Data Modeling Environments, ist das Cosmotool;²⁵ es wurde im Rahmen von DARIAH-DE als Prototyp entwickelt.²⁶ Die Datenquellen des Cosmotools umfassen sowohl biografische Texte aus Wikipedia als auch strukturierte Informationen aus WikiData. Die Daten werden für eine übergreifende Analyse und Visualisierung der Orte, an denen sich historische Persönlichkeiten aufgehalten haben, verwendet, indem unter Zuhilfenahme von NLP-Technologien aus den Quellen Strukturen mit vier Elementen für die beteiligte Person, den Ort, die Zeit sowie das entsprechende Ereignis extrahiert werden. Zusätzlich können diese NLP-Technologien in den Grammatiken, die in Kapitel fünf beschrieben wurden, genutzt werden. Ferner ermöglichen die Grammatiken auch die Analyse von Wikipedia-Seiten

24 Harald Lordick, Tobias Gradl, und Andreas Henrich: Judaica recherchieren – Unterstützung bei der Realisierung forschungsspezifischer Suchlösungen durch die generische Suche von DARIAH-DE, in: DHd 2016: Modellierung, Vernetzung, Visualisierung – die Digital Humanities als fächerübergreifendes Forschungsparadigma, Konferenzabstracts, Universität Leipzig 2016, S. 138-143.

25 Tobias Gradl, Anna Aschauer, Swantje Dogunke, Lisa Klaffki, Stefan Schmunk und Timo Steyer: Daten sammeln, modellieren und durchsuchen mit DARIAH-DE, in: Zenodo (2017), doi: <http://doi.org/10.5281/zenodo.582316>.

26 <https://cosmotool.de.dariah.eu/cosmotool/personsearch/> [zuletzt 4.9.2019].

anhand des Markups. Die extrahierten Strukturen werden anschließend nach Personen geordnet und in einem Profil visualisiert (siehe Abb. 9).²⁷

Die verschiedenen Beispiele zeigen, wie vielfältig Suchlösungen über Sammlungen sein können, die auf einer generischen Plattform zur förderierten Suche basieren.

²⁷ Tobias Gradl und Andreas Henrich (2016c): Nutzung und Kombination von Daten aus strukturierten und unstrukturierten Quellen zur Identifikation transnationaler Lebensläufe, in: DHd 2016: Modellierung, Vernetzung, Visualisierung – die Digital Humanities als fächerübergreifendes Forschungsparadigma, Konferenzabstracts, Universität Leipzig, S. 129-132.

DYNAMIKEN

SAMMLUNG UND KRISE – DYNAMIKEN IM KREISLAUF DER OBJEKTE

Die »fiebernde Bibliothek« – Sammlung und Krise

Dem vielschichtigen, in seinen Ideen, Formalien, seiner Geschichte und ihren Zufällen nicht linear verfolgbaren Geschehen, das Objekte in Sammlungen bringt und dort verknüpft, kann nur eine weitausgreifende, historisch rekonstruierende Sammlungsforschung begegnen. Dieser Beitrag wird sich damit befassen, welche Möglichkeiten sich der Erforschung von Sammlungen auf der Folie eines im historischen Verständnis changierenden sozio-kulturellen Begriffs, dem Begriff der Krise, eröffnen. In Anbetracht der gebotenen Kürze können freilich nur wenige einzelne Aspekte aufgezeigt werden, sie sollen dem wechselnden Begriffsverständnis von Krise in unterschiedlichen Epochen folgen.

Versteht sich die moderne Gesellschaft als von ständigen Krisen geschüttelt, die in eine riskante, womöglich sogar katastrophische Zukunft führen und sich zu einer dauerhaften Metakrise zu verdichten drohen, so kennzeichnete den ursprünglich aus der griechischen Antike stammenden Begriff (κρίσις) doch eine ergebnisoffene Verwendung. Dabei sollte der Krisis »das ›Für und Wider‹ in der Weise innewohnen, »daß die fällige Entscheidung immer schon mitgedacht wurde.«¹ Die antike, wohl auf Hippokrates zurückführende medizinische Krisenlehre verdeutlicht dieses dichotome Verständnis in besonderer Weise:² Krisis bezeichnete den Entscheidungspunkt im Krankheitsverlauf, an dem sich die Alternative zwischen Leben und Tod an auffallenden Symptomen – maßgeblich an dem Grad des Fiebers – erkennen ließ.

- 1 In seinem bis heute für den Krisendiskurs grundlegenden Beitrag gibt Reinhart Koselleck eine differenzierte Darstellung des antiken Verständnisses im juristischen, theologischen und medizinischen Bereich. Demnach »forderte der Begriff harte Alternativen heraus: Recht oder Unrecht, Heil oder Verdammnis, Leben oder Tod«, Reinhart Koselleck: Art. »Krise«, in: Otto Brunner u.a. (Hrsg.): *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 3, Stuttgart 1975, S. 617–659, hier S. 617f.
- 2 Vgl. Nelly Tsouyopoulos: Art. »Krise II«, in: Rudolf Eisler u.a. (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie. Völlig neubearbeitete Ausgabe des »Wörterbuchs der philosophischen Begriffe«*, Bd. 4, Basel u.a. 1976, Sp. 1240–1242.

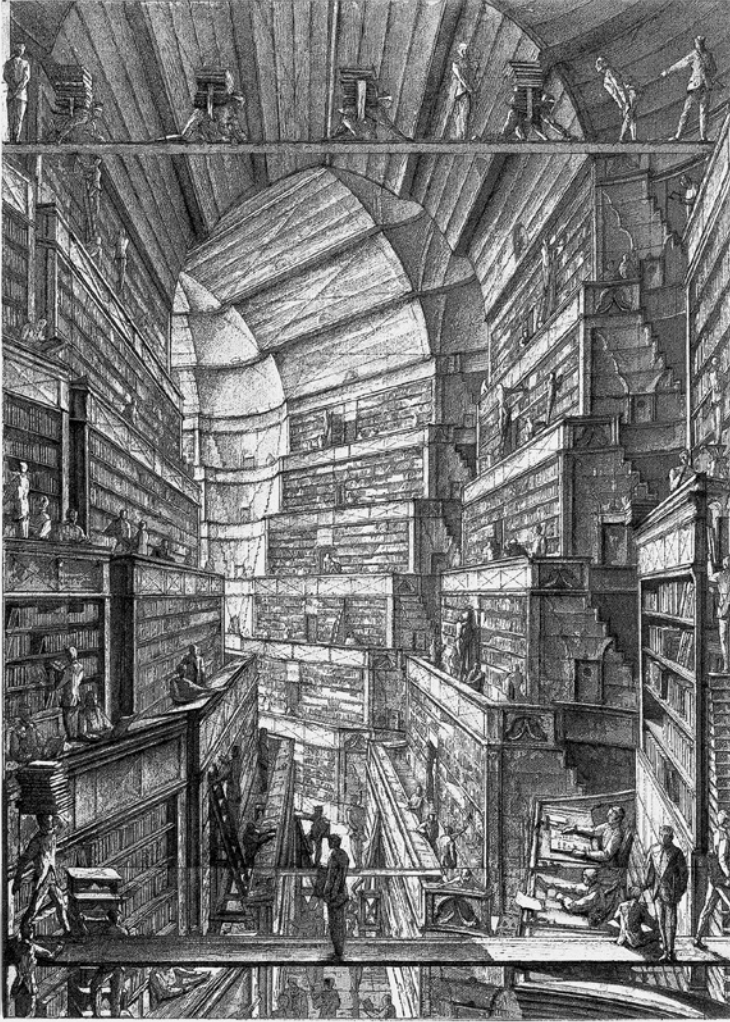
Von der »fiebernden Bibliothek« spricht Jorge Luis Borges 1941 in seiner Utopie der Universalbibliothek als Speicher allen menschlichen Wissens und Denkens, die er die »Bibliothek von Babel« nennt, und er beschreibt deren Krise: »Die Pietätlosen behaupten, daß in der Bibliothek der Unsinn an der Tagesordnung ist [...]. Sie sprechen (ich weiß es) von der »fiebernden Bibliothek«, deren Zufallsbände ständig in Gefahr schweben, sich in andere zu verwandeln und alles behaupten, leugnen und durcheinanderwerfen wie eine delirierende Gottheit.«³ Fieber und Delirium, Borges verwendet diese medizinischen Termini nicht zufällig. Sie drücken nicht nur die Befürchtung des möglichen Verfalls von Ordnung und Sinn der Buchstaben, der Texte, der Bibliothek aus (Abb. 1). Sie treffen vielmehr exakt auch den Zenit des Möglichkeitshorizontes zwischen Fortbestehen und Niedergang von Sammlungen. Das Sammeln birgt in sich den Wunsch nach Vollkommenheit, gleichgültig, um welche Materialien und Themen es sich handelt. Die »fiebernde Bibliothek« am Entscheidungspunkt zwischen Vollkommenheit oder unendlichem Unsinn metaphorisiert ein krisenhaftes Konstituens des Sammelns: das – letztlich immer vergebliche – Streben nach Vollständigkeit. Darüber wird später noch zu sprechen sein. Borges bewahrte die ursprüngliche Krisensemantik, denn Krise ist für ihn nicht zwangsläufig ein Untergangsszenario. Er sieht vielmehr das Für und Wider sozusagen als latente Ambivalenz und teilt die Sicht der »Pietätlosen« nicht, hegt vielmehr »die Vermutung, daß die Menschenart – die einzige, die es gibt – im Aussterben begriffen ist, und daß die Bibliothek fort dauern wird: erleuchtet, einsam, unendlich, vollkommen, unbeweglich, gewappnet mit kostbaren Bänden, überflüssig, unverweslich, geheim«.⁴

Reinhart Koselleck u.a. haben die Vieldeutigkeit und Vielschichtigkeit des Begriffs der Krise im Verlauf der Geschichte untersucht und dargestellt, wie sich die Krisensemantik zu inhaltlichen Neuprägungen hin verändert hat.⁵

3 Jorge Luis Borges: Die Bibliothek von Babel. Erzählungen. Aus dem Spanischen übertragen von Karl August Horst und Curt Meyer-Clason, Stuttgart 2008, S. 47–57, hier S. 55.

4 Ebd., S. 56.

5 Die äußerst weitläufige Literatur zum Krisenbegriff und seinen vielseitigen Verwendungen in der historisch-politischen, sozial- und kulturgeschichtlichen Forschung kann an dieser Stelle nicht wiedergegeben werden. Als Beispiele für einige neuere überblicksartige Veröffentlichungen vgl. Rudolf Schlögl u.a. (Hrsg.): Die Krise in der Frühen Neuzeit, Göttingen u.a. 2016; Matthias Meinhardt: Art. »Krise«, in: Ute Frietsch u.a. (Hrsg.): Über die Praxis kulturwissenschaftlichen Arbeitens. Ein Handwörterbuch, Bielefeld 2013, S. 230–235; Michael Makropoulos: Über den Begriff der »Krise«. Eine historisch-semantische Skizze, in: Indes. Zeitschrift für Politik



– Plate VII –

Haute galerie circulaire

Abb. 1: Die Speicherlabyrinth der »Bibliothek zu Babel«, Illustration von Erik Desmazières, in: Jorge Luis Borges: *The Library of Babel*, engravings by Erik Desmazières, introd. by Angela Giral, transl. by Andrew Hurley, Boston 2000, Plate VII *Haute galerie circulaire*

Darüber hinausreichende Ansätze widmen sich den Krisen vor allem im Sinn einer Konzeptidee der Moderne und ziehen sie als Indikatoren für epochale Veränderungen und damit als Strukturierungsraster für historische Narrative heran. Im allgemeinen Sinn kann die Krise demnach als »Indikator oder als Faktor einer auf Entscheidung drängenden Situation«⁶ verstanden werden und damit auch als Kontingenzsymptom gesellschaftlicher Prozesse, als noch ungelöster Verlust alter Selbstverständlichkeiten und Ordnungen, was dem Terminus wohl auch zu seiner Allgegenwart als Beschreibungsmuster und analytischer Kategorie verholfen hat. Krise fungiert dabei nicht einfach als Prozessbegriff, sondern untersucht Kausalitäten. Es geht um Krisenbewusstsein und Krisenbewältigung.

Der Sammlungskatalog als Medium der Krisenbewältigung

Krise als Beobachtungs- und Entscheidungsszenario braucht Personen und Instanzen, die wie der Arzt, der die Fieberkurve liest, das Geschehen erkennen und unaufschiebbaren Handlungsbedarf einfordern. Als ein solcher Beobachter des Sammlungsgeschehens – womöglich sogar aufgrund seiner akademischen medizinischen Ausbildung für die Krisensymptomatik sensibilisiert – trat um 1660 der Helmstedter Polyhistor Hermann Conring (1606-1681) in Erscheinung. In seiner Funktion als Berater des norddeutschen Büchersammlers Herzog August d.J. (1579-1666) beschrieb Conring in seinem für die frühneuzeitliche Sammlungsgeschichte insgesamt bedeutenden Werk über den Aufbau und die Struktur der Bibliothek des Herzogs eine Entscheidungen erfordernde Unsicherheitssymptomatik: Es wäre »angesichts der Unsicherheit aller menschlichen Verhältnisse und der dauernden Gefahr des Unterganges«,⁷ so Conring, »keine, nicht einmal eine fürstliche und öffentlich zugängliche Bibliothek wirklich sicher [...]«. ⁸ Vielmehr seien »selbst

und Gesellschaft 1 (2013), S. 13-20; Carla Meyer u.a. (Hrsg.): Krisengeschichten(n). »Krise« als Leitbegriff und Erzählmuster in kulturwissenschaftlicher Perspektive, Stuttgart 2013.

6 Koselleck, Krise, S. 629.

7 Dies und die folgenden Zitate sind der deutschen Übersetzung von Conrings in Form eines Briefes an den Politiker und Büchersammler Johannes Christian von Boineburg im Druck veröffentlichten Werk »De Bibliotheca Augusta Quae est in arce Wolfenbütteleusi« (Helmstedt 1661) entnommen, deutsche Übersetzung von Peter Mortzfeld (Hrsg.): Die Bibliotheca Augusta zu Wolfenbüttel, Göttingen 2005. Das Zitat im lateinischen Original vgl. S. 27f., in der Übersetzung S. 57.

8 Ebd., S. 56, Original S. 26.

diese letzten Endes immer schweren Schicksalsschlägen ausgesetzt«. Wofür er explizit »rohe Plünderung, heimlichen Diebstahl, Feuers- oder Wassernot« benannte – Szenarien, die allesamt auch heute nicht an Virulenz verloren haben. Diese grundsätzliche Ungewissheit des Bestands sei nicht nur ein »ungeheurer Schaden für die gelehrte Welt, sondern auch für den wohlverdienten Ruhm ihrer Gründer«. Aus dieser zweifachen Krisenperspektive nahm Conring ein besonderes Sammlungsinstrument zur Unbeherrschbarkeitsbewältigung krisenhafter Entwicklung in den Blick – den Bestandskatalog.⁹ Herzog August mache sich zweifellos »Gedanken, auf welche Weise er seiner so geliebten AUGUSTA (Hervorhebung im Original, PFH) beizeiten nicht nur stabile Dauer, sondern auch ewiges Andenken verschaffen kann, wobei er nichts, was dazu beitragen könnte, dem blinden Zufall überlassen wird«. ¹⁰ Wenn ein vollständiger Katalog einer Sammlung vorhanden wäre, resümierte Conring, »müßte man dann nicht sagen, daß ihr Ruhm ewig fortdaure, obwohl sie längst nicht mehr existiert?«. ¹¹ Als Conring diese grundlegenden Überlegungen zu Papier brachte, hatte Herzog Augusts Büchersammlung in Wolfenbüttel nicht nur lange schon aufgrund ihrer Größe höchstes Ansehen erlangt, sondern ein ebensolches Bestandsverzeichnis wurde bereits seit Jahrzehnten geführt. Bei der Aufnahme jedes einzelnen der regelmäßig aus den großen Verlagsstädten und anderen Teilen des Reichs und Europas eintreffenden Bücher vollzog August einen formalen Akt der Appropriation und Inkorporierung in seine Sammlung: Jedes Werk erhielt eine spezielle Signatur im System der nach 20 Fachgruppen geordneten Bibliothek, die im Buch oder auf dem Buchrücken vermerkt wurde. In einem zweiten Schritt trug der Herzog meist mit eigener Hand diese individuelle Signatur zusammen mit den bibliografischen Daten des Werkes in seinen Bestandskatalog ein (Abb. 2). ¹² Kataloge sind Ordnungsinstrumente, die nicht nur den Bestand in einer Metaform verzeichnen, sondern sie begegnen auch dem von Borges angedeuteten Gefahrenpotenzial des sammlungsimmanenten Chaos und dem generell Kontingenz bedingten Ordnungsverlust, indem sie – wie der Bücherradkatalog der Bibliotheca Augusta – in der Kombination mit einer konsequent angewandten Signaturenverzeichnung systematisch die Standorte der Objekte dokumentieren.

9 »Für diese Unvergänglichkeit muß man also auf anderem Wege sorgen. Historische Werke tragen auch hierzu nicht wenig bei. [...] Noch nützlicher aber sind Bücherverzeichnisse [...]«, ebd., S. 57, Original S. 28.

10 Ebd., S. 65, Original S. 36.

11 Ebd., S. 60, Original S. 30.

12 Vgl. dazu Petra Feuerstein-Herz: Konfigurationen einer Bibliothek. Herkunft und Migration von Büchern im Kontext historischer Sammlungslogiken, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur 46,1 (2021), S. 170–185.

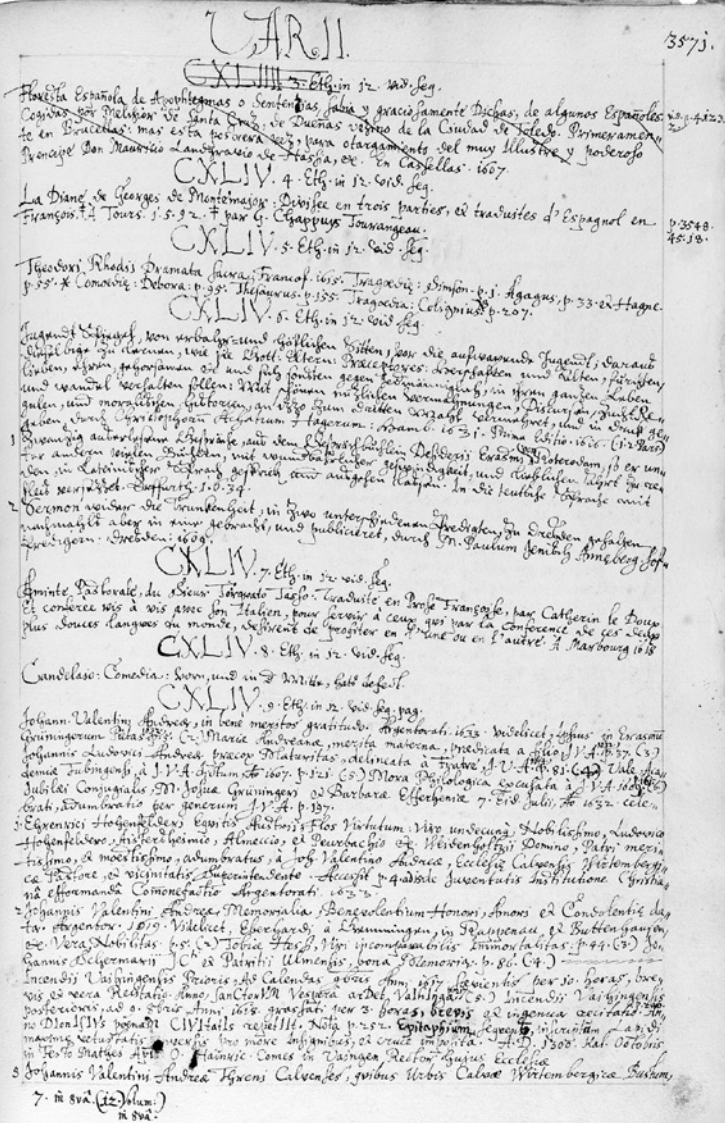


Abb. 2: Handschriftliche Katalogeinträge von Herzog August d. J.,
Catalogus Bibliothecae Tom. 2, S. 357r; Signatur HAB: BA I, 323

Freilich ist die Konvention der Einschreibungen in Buch und Katalog als Instrument der Krisenbewältigung nur in Conrings Sicherheitssemantik zu verstehen, nicht im Sinn der für die »Ewigkeit« real konservierten Sammlung. Conring zielt auf die Metaebene ihrer Bedeutung: auf die Memoria (aeterna memoria), auf Gedächtnis und Ruhm (aeterna fama, fama et gloria) der Sammlung und des Sammlers.

Über Metaebene und Memoria hinaus sind – letztlich unzureichend bleibende – Versuche der virtuellen Darstellung von Sammlungsobjekten zu deuten, die nicht nur heute mit der Digitalisierung unternommen werden. So bildete sich im Laufe der frühen Neuzeit eine Buchgattung aus, die mehr als die inventarisierende Erfassung von Objektmetadaten verfolgte, indem sie die Objekte selbst in Form von Abbildungen darstellte. Bekannt sind Werke über Münzen, Gemmen, Mineralien, Instrumente u.ä. (Abb. 3), man titulierte sie dann gelegentlich auch selbst als »Mus(a)eum«.¹³

Krisen und der Kreislauf der Objekte

Führt Conrings Krisenperspektive zum Katalog als Sicherungsinstrument der Sammlungsintegrität, stellt sie zugleich auch das Transformationspotenzial von Sammlungen vor Augen. Krisen stellen wirkungsreiche Kräfte in den Wechseln des Sammelns dar, sie dynamisieren sie. Der Begriff des Kreislaufs der Objekte wird in diesem Zusammenhang zur Verdeutlichung eines charakteristischen Vertriebs- und Tauschsystems gewählt, in welchem eine definite Anzahl von Sammlungsstücken kursiert. In Conrings Lebenszeit beschwor kaum ein anderes Ereignis das fundamentale Unsicherheitsgefühl stärker herauf als der 30-jährige Krieg.¹⁴ Dabei wäre es zu kurz gefasst, nur an Plünderung und Zerstörung zu denken. Erhaltene Erwerbungskorrespondenzen Herzog Augusts öffnen Einblicke darauf, wie sich der Status gesamter Ensembles wie auch wertvoller Einzelobjekte im Laufe der langen Kriegsjahrzehnte immer mehr zum Wert- und Tauschgegenstand hin wandelte.¹⁵ Gleichwohl handelt es sich nicht allein um eine merkantilistische Zyklik, denn die kulturellen, sozialen

13 So beispielsweise der illustrierte Katalog der Steine, Metalle, Kristalle, Fossilien, Muscheln und Artefakte der Sammlung des italienischen Naturforschers Ulisse Aldrovandi: *Musaeum Metallicum*, Bologna 1648.

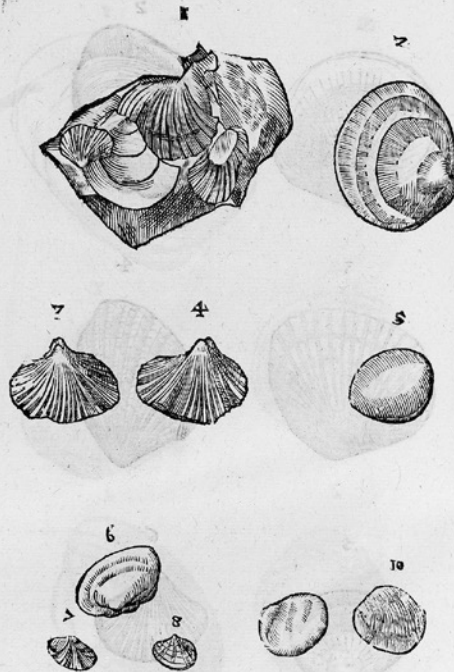
14 Vgl. dazu allgemein Jill Bepler: *Vicissitudo Temporum. Some Sidelights in Book Collecting in the Thirty Years' War*, in: *The Sixteenth Century Journal* 32 (2001), S. 953–968.

15 Vgl. zu den Erwerbungsverfahren Herzog Augusts allgemein Werner Arnold: *Die Entstehung der Bibliothek aus dem Netzwerk. Über den Aufbau der Bibliothek*

838

Vlysis Aldrouandi

XVI. Tabella cum decem differentijs Chamarum petrificatarum.



3. Chama est altera pariter lapidea, quæ iure optimo appellari potest Chamatrachites, cum testas asperas haberet exornatas lineis per trāsuerſum ductis, necnon ſtrijs longitudinem decorantibus. Quinimò eminentiæ tumidiores, & ſtriæ latiores, quàm in alijs viſebantur. Amplius teſta, iuxta vtramque partem, circumferentiam habebant ſerratam: quocirca valvæ pectinatim copulabantur.

4. Chama erat lapidea, cum ſtrijs, & eminentijs æqualibus, quæ veluti nodis, ſive tuberculis parvis contextæ apparebant.

5. Chama erat lapidea depreſſa, & quaſi, iuxta vnam partem, ſeſſili, & iuxta alteram partem, concava. Habebat faſciam per medium albam, ſed intermedium faſciæ lineis parvis, & copioſis decorabatur. Deinde materia lapidea erat repleta.

6. Chama lapidea, parua, rugoſa erat, eminentias, & ſtrias, ſerè æquales habebat. Inſuper illæ eminentiæ, ad inſtar Selenitidis, radiabant.

XVILT.

Abb. 3: Objekte der Sammlung Aldrovandi, U. Aldrovandi:
Musaeum metallicum, Bologna 1648, S. 838;
Signatur HAB: 12.10 Phys. 2°

und auch wissenschaftlichen Wertzuschreibungen, die zwar unsichtbar bleiben, bilden immer einen Teil der Existenz der Objekte. Die langjährige Korrespondenz zwischen Herzog August und dem Augsburger Patrizier Philipp Hainhofer (1578–1647), einem seiner bedeutendsten Buchagenten, zeigt eindrücklich auf, wie Teuerung, Geldentwertung, generell harte wirtschaftliche Not selbst traditionsreiche und über Generationen erhaltene Sammlungen auf ihren Tausch- und Erlöswert reduzierten. Schon in den frühen Kriegsjahren berichtete Hainhofer von »erschrocklicher theuerung«, die etliche Zeitgenossen in große wirtschaftliche Not bringe und manch einer ein wertvolles Besitzstück »hingeben muß, das er sonst wol behielte«.¹⁶ Auf diesem Weg will Hainhofer etwa eine wertvolle Holzschnittfolge von Lucas Cranach weit unter Wert quasi als Handelsware erhalten haben.¹⁷ Den norddeutschen Bucherfürsten erreichten auch lange Angebotslisten kompletter Privatbibliotheken angesehener Patrizierfamilien aus Hainhofers Heimatstadt.¹⁸ Die Sammlerfamilien hatten beim Verkauf wohl nicht zuletzt aus Traditionsbewusstsein darauf achten wollen, die Bestände geschlossen zu erhalten. In den unruhigen Zeiten und vor allem aufgrund der harten Kaufpolitik des Sammlermarktes verlor sich tatsächlich aber schnell die Spezifik ihrer eigenen ideellen Werthaltigkeit: Je mehr die herzogliche Bibliothek wuchs und Kontur annahm, desto entschiedener lehnte Herzog August es ab, andere Sammlungen geschlossen zu übernehmen. Er nutzte die Notlage der Sammler, um für die eigene Bibliothek nur die passenden Stücke auszuwählen und um Werke, die in anderen Exemplaren schon vorhanden waren, nicht übernehmen zu müssen.

Die krisenhaften Zeitläufe dynamisierten das Mit- und Nebeneinander unterschiedlicher Sammlungslogiken – Traditionsbewusstsein kollidiert hier geradezu mit einer anderen Grundkonstante des Sammelns: mit dem Streben nach möglicher Vollständigkeit, das selbst – wie Borges vermittelt – die Krise in sich trägt. Die dem Chaos entgegenfiebernde zunehmende Komplexität der »Bibliothek von Babel« muss in Entscheidungen von Raum und Ordnung münden. Mehr noch erfordert das sammlerische Streben nach Vollständigkeit die Gesamtschau auf die eine Sammlung in ihren Möglichkeiten definierende Vielzahl von Objekten und ihre Mobilisierung. Unvermeidbar für einen funktionierenden Objektkreislauf ist damit die Auflösung beste-

Herzog Augusts d.J. zu Braunschweig und Lüneburg im 17. Jahrhundert, in: Wolfenbütteler Barock-Nachrichten 38 (2001), S. 1–35.

16 Ronald Gobiet (Bearb.): Der Briefwechsel zwischen Philipp Hainhofer und Herzog August d.J. von Braunschweig-Lüneburg, München 1983; Brief von Hainhofer an Hz. August September 1622, zitiert nach Gobiet, Briefwechsel, Nr. 653, S. 370.

17 Ebd.

18 Vgl. Feuerstein-Herz, Konfigurationen, S. 178f.

hender Ensembles. Diese Transfers bedeuten immer auch Transformationen: Die privaten Sammlungen der frühen Neuzeit, die in die großen, später öffentlichen Institutionen eingeflossen sind, haben spezielle, etwa regional gefärbte, häufig sogar konventionsbrechende Objekte eingetragen. Die im 17. Jahrhundert in die fürstliche Bibliothek im Norden transferierten Augsburger Sammlungen ergänzten dort beispielsweise das spezielle Literaturspektrum süddeutscher bürgerlicher Sammler. Dazu gehörte etwa italienische, französische und spanische Literatur, die Hainhofer für Herzog August nach eigener Aussage nur in diesen Sammlungen bekannt war.¹⁹ Damit gehen aber gerade die Sonderprofile kleiner Ensembles, die aufgrund ihrer Spezialität wichtige Impulse geben können, verloren. Das lässt sich gut – um auch eine andere Sammlungsform als die Bibliothek anzusprechen – an den Naturalienkabinetten der frühen Neuzeit verdeutlichen. Mit der Renaissance und der zunehmenden Erkundung der Welt bildeten sich reiche Naturalien- und Kunstkabinette heraus, deren vorrangige Absicht es war, die Fülle und die ungewöhnlichen Sonderformen der Natur in einer Gesamtschau zu repräsentieren. Daneben entwickelten sich mit der zunehmenden Formenkenntnis besonders in regionalen Räumen ausgewiesene Spezialsammlungen einzelner Gattungen, wie Mineralien, Ammoniten, Schmetterlinge, auch Vogeleier, Schneckenhäuser und anderes mehr.²⁰ Für die zoologische und geologische Fachsystematik waren diese Sonderbestände von erheblicher Bedeutung. Gerade ihre explizite systematische Besonderheit war aber mit jedem Besitzerwechsel gefährdet. Sei es, dass Einzelstücke gezielt ausgesucht wurden, sei es, dass die Spezialsammlungen in Großbestände – institutionalisierte Sammlungen, Museen u.ä. – gelangten und dort nicht selten bis heute unerschlossen und damit quasi unsichtbar geblieben sind.

Mit der digitalen Darstellung und der seit Jahren in der Sammlungsforschung forcierten Provenienzrekonstruktion ergeben sich neue Chancen jenseits der konventionellen Sammlungsgeschichte. Es wird möglich, verschiedene Sammlungskontexte von Objekten virtuell darzustellen. Exemplare können damit quasi in ihrer Zugehörigkeit simultan mehrfach und in ihrer Objektbiografie chronologisch verortet werden. Der Forschungsverbund Marbach Weimar

19 Gobiet, Briefwechsel, Nr. 1271, S. 665 sowie Nr. 1285 und Nr. 1286, S. 670f.

20 Ein anschauliches Beispiel liefert Flavio Häner mit seiner mikrohistorischen Studie über naturhistorische Sammlungen der Stadt Basel. Er schildert das Entstehen von spezialisierten Naturaliensammlungen als bürgerliche Praxis und rekonstruiert die weiteren Wege dieser Ensembles im Kontext der Etablierung von Naturforschung als Wissenschaft und der Herausbildung eines öffentlichen Museumswesens, Flavio Häner: Dinge sammeln, Wissen schaffen. Die Geschichte der naturhistorischen Sammlungen in Basel, 1735-1850, Bielefeld 2017.

Wolfenbüttel beschäftigt sich im Rahmen der projektierten Schaffung einer Virtuellen Forschungsumgebung mit diesen Darstellungsformen intensiv.

Die Krise der Modernisierung und Sammlung

Spätestens seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert bezeichnete der Begriff der Krise – vor allem in der politischen und sozio-kulturellen Semantik – immer wieder Übergangssituationen, die in engem Kontext mit den Entwicklungslogiken der Moderne bewertet werden müssen. Es geht dabei um Konstellationen, die im Grunde einer Orientierung an Traditionen und herkömmlichen Werten völlig entgegenstehen. Traditionsbruch oder -ferne charakterisiert generell das, was man als »moderne« Gesellschaft bezeichnet, die nicht auf eine allein traditionslegitimierte Zukunft finalisiert ist. Damit gelangt auch wie selbstverständlich der Zeitlichkeitsaspekt in den Krisendiskurs: »Krise ist eben tatsächlich immer, es sei denn, man stellt die Moderne still.«²¹

Im späten 19. Jahrhundert dynamisierten die weitreichenden Modernisierungsprozesse die Entstehung und Kontinuität von Sammlungen. Ein Beispiel dafür ist der Aufbau volkstkundlicher Sammlungen, die das gravierende kulturelle Verlustempfinden dieser Epoche zum Ausdruck bringen. Das lässt sich kurz anhand einer Analyse von Claudia Selheim am Beispiel des Germanischen Nationalmuseums (GNM) in Nürnberg nachzeichnen.²² Seine Gründung im Jahr 1852 in Nürnberg sah zwar ein »Generalrepertorium über das Quellenmaterial für die deutsche Geschichte [...]« vor, das etwa auch »die noch im Volk lebendig erhaltenen althergebrachten Sitten und Gebräuche«²³ einschließen sollte. Trotz der prinzipiellen Offenheit des Konzepts war aber zunächst von volkstkundlichen Inhalten oder gar Abteilungen keine Rede.

21 Thomas Mergel: Einleitung: Krisen als Wahrnehmungsphänomene, in: ders. (Hrsg.): Krisen verstehen. Historische und kulturwissenschaftliche Annäherungen, Frankfurt a.M. 2012, S. 9–22, hier S. 14.

22 Claudia Selheim: Weniger ist mehr. Das Germanische Nationalmuseum und seine Sammlung Volkskunde in der Zukunft, in: dies.: Welche Zukunft hat das Sammeln? Eine museale Grundaufgabe in der globalisierten Welt. Beiträge der 19. Arbeitstagung Sachkulturforschung und Museum in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 26. bis 28. Januar 2011 im Germanischen Nationalmuseum, Nürnberg 2012, S. 8–15.

23 So der Gründer des GNM Hans Freiherr von und zu Aufseß (1801–1871), zitiert nach Bernward Deneke: Die volkstkundlichen Sammlungen, in: ders. u.a. (Hrsg.): Das Germanische Nationalmuseum Nürnberg 1852–1977, München 1978, S. 885–947, hier S. 885.

Erst seit 1884 wurden die Bestände so umsortiert, dass sich entsprechende thematische Gruppen ergaben, wie z.B. »Häusliches und geselliges Leben« und »Trachten und Schmuck«. Auch die Ankäufe spiegeln diese auf die Volkskultur bezogene Neuorientierung wider. Beispielsweise gelangte schon 1877 eine umfängliche Menge von Kleidung des 17. bis 19. Jahrhunderts in die Sammlung, die bewusst auch Volkstrachten aus dem ländlichen Bereich einbezog. Ab etwa 1899 entstanden dann eigene volkskundliche Abteilungen, so die »Bäuerlichen Alterthümer«. Der damalige Direktor des GNM August von Essenheim (1831-1892) formulierte ausdrücklich, dass die »Darlegung der häuslichen Alterthümer einen der populärsten und ansprechendsten Theile unserer Aufgabe« darstelle, gelte es doch das häusliche und Familienleben als elementare Komponenten der »deutschen Nation« ebenso darzustellen, wie auch »die verschiedenen Klassen und Stände der Menschen in ihren Verrichtungen, in der Thätigkeit wie in der Ruhe, in ernster Arbeit wie in Lust und Schmerz«. ²⁴ Diese neue inhaltliche Schwerpunktsetzung auf die »Volksalterthümer« hing mit der sich in dieser Zeit aufbauenden kulturpessimistischen Sorge zusammen, die sich im Zuge der rapiden Modernisierungsschübe in Folge der Industrialisierung artikulierte. Die sich grundlegend verändernden Produktionsweisen, ja die Umformung der gesamten Lebenswelt destabilisierten tradierte Wertesysteme und Identitätsmuster und brachten alten Lebensformen, Werten und Objekten eine im wahrsten Sinne konservative Beachtung ein. Angesichts eines drohenden vollständigen Verlustes galt ihr aktives Bewahren als unbedingt notwendig. Daraus erwuchsen Generationen volkskundlicher Archivare, Sammler und Erzähler, welche vor allem in den ländlichen Regionen den von Verdrängung bedrohten Alltagsobjekten, Handwerksgütern, Liedgut und vielem anderen mehr beharrlich nachspürten. Letztlich steht die Etablierung des Faches Volkskunde als wissenschaftliche Disziplin in diesem Kontext. ²⁵ Auch das Profil des Nürnberger Museums lässt diese Sammeldynamik und die Versuchung der Fülle deutlich erkennen. Das bezeugen beispielsweise um das Jahr 1900 allein 370 Trachtenfigurinen in der Abteilung bäuerliche Kultur (Abb. 4). Die übermäßige Menge von Bekleidung, Hüten und Schmuck führte tatsächlich auch zu der Erkenntnis und Mahnung, »Vollständigkeit auf diesem weiten Gebiete kann überhaupt nicht unsere Absicht sein«. ²⁶

24 Selheim, Weniger, S. 9.

25 Vgl. zur Herausbildung der Volkskunde Wolfgang Brückner: Volkskunde ist Moderne, in: Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien (Hrsg.): Volkskultur und Moderne. Festschrift für Konrad Köstlin, Wien 2000, S. 35-46.

26 Zitiert nach Deneke, Sammlungen, S. 929.

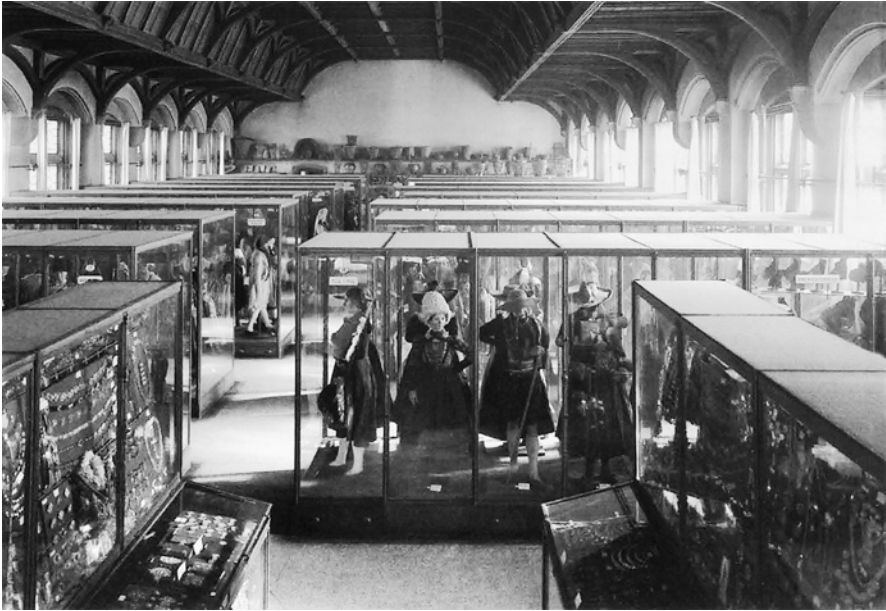


Abb. 4: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Aufstellung der Trachtenfigurinen (Sammlung Kling 1905), Fotografie von 1933/34, in: Claudia Selheim: *Weniger ist mehr* (2012), S. 11

Exkurs: Nachhaltiges Sammeln, Entsammeln, Deakzession – Krisenmanagement gegen die Fülle?

Der Aufbau einer Sammlung trägt per se die Krise der ausufernden Fülle und daher kaum erreichbaren Vollständigkeit in sich: Steht mit der in der Regel kontinuierlich zunehmenden Zahl von Sammlungsobjekten das Erreichen des Sammlungsziels ohnehin infrage, so bringt es auch die angesprochenen Probleme von Raum und Ordnung mit sich – im Sinne von Borges die Krise der Undurchdringbarkeit, die letztlich ins Absurde, in die Sinnlosigkeit der Sammlung führt. Auch der notwendige Kreislauf ist unterbrochen, wenn die Bücher und Objekte ihm in den »ewigen« Speichern öffentlicher Institutionen entzogen sind.

Museen diskutieren heute umfassende Konzepte zu einem »nachhaltigen Sammeln«.²⁷ Nachhaltiges Sammeln bedeutet im Grunde eine permanente

²⁷ Vgl. etwa Deutschen Museumsbund e.V.: *Nachhaltiges Sammeln. Ein Leitfaden zum Sammeln und Abgeben von Museumsgut*, Berlin u.a. 2011: <https://www.dmb-museumsbund.de/>

Sammlungs-Restrukturierung. Dabei gilt es fortlaufend die konkret formulierten Sammlungsziele und -richtlinien zu justieren und Entscheidungen der Deakzession zu treffen, d.h. die Identifizierung von Objekten für ihre Entnahme aus der Sammlung nach Maßgabe definierter Regeln: Dynamik oder Kulturverlust wäre hier zu fragen? Zweifelsohne gehört auch die Restituierung unrechtmäßig übernommener Bestände in diesen Kontext – ein spezielles Krisengeschehen, das in die Tiefen der Erwerbungs- und vor allem der Institutionengeschichte führt. Ungleich komplexer stellen sich Entscheidungen dar, die alle weiteren Objektentnahmen aus gewachsenen Sammlungen betreffen. Im sammlungstheoretischen Kontext handelt es sich nicht nur um die Entfernung einzelner Stücke, sondern um stetige Reflexion von Sammlungszielen, um Sammlungsprofilierung, die auch zu einem Konzept der generellen »Ent-Sammlung« führen kann. Dabei wäre etwa an die Ausgliederung und Abgabe ganzer Teilsammlungen zu denken. Der in diesen Kontexten gern eingebrachte Terminus der Dublette hilft allerdings im Bibliotheksbereich nicht wirklich weiter. Für historische Drucke wird der Begriff heute äußerst zurückhaltend verwendet, beachtet man das Buch doch zunehmend auch als physisches Objekt mit einer individuellen Geschichte, die für kulturwissenschaftliche, biografische, praxeologische und mediengeschichtliche Forschungen von Bedeutung ist. Die materialen Eigenschaften wie etwa Benutzungsspuren und Einbände lassen damit jedes Exemplar einer Auflage als historisches Einzelobjekt hervortreten. Als unbedingt notwendige Voraussetzung für Konzepte der Ent-Sammlung und Deakzession ist daher die umfassende Kenntnis der Herkunfts- und Provenienzzgeschichte der Objekte und Teilsammlungen und ihre Dokumentation unerlässlich.

Digitalisierung und Sammlung – eine Krise?

Können die überbordenden Objektsammlungen der Trachtenfigurinen als ein Bild für modernisierungskritische Konsequenzen gelesen werden, so mögen sie andererseits auch den atmosphärischen Hintergrund für die gegen Ende des 19. Jahrhunderts aufkommende Krisenrhetorik illustrieren, die gegen den »Reliquiendienst«, so Friedrich Nietzsche, Alarm schlug. Er warnte davor,

museumbund.de/wp-content/uploads/2017/03/leitfaden-nachhaltiges-sammeln.pdf [zuletzt 15.11.2019]; Ilsebill Barta u.a. (Red.): Deakzession/Entsammeln. Ein Leitfaden zur Sammlungsqualifizierung durch Entsammeln, Wien 2016: https://wissenschaftliche-sammlungen.de/files/6114/8049/4793/Leitfaden_Deakzession_Entsammeln_2016.pdf [zuletzt 15.11.2019].

»dass ein Uebermaass der Historie dem Lebendigen schade«. ²⁸ Die Fieber-Metapher nutzend beschrieb er in seinen »Unzeitgemäßen Betrachtungen« die Fülle »historischer Bildung« als Leistung und Fehler zugleich, denn seine Zeit leide an der »hypertrophischen Tugend« der zeitgenössischen historischen Bildung, einem »verzehrenden historischen Fieber«. ²⁹ Diese Krankheit bestehe in einer Erstickung der Gegenwart durch immer weiter angehäufte historische Fakten: »Der moderne Mensch schleppt zuletzt eine ungeheure Menge von unverdaulichen Wissenssteinen mit sich herum, die dann bei Gelegenheit auch ordentlich im Leibe rumpeln.« ³⁰ Mit Bezug auf Nietzsches Historismuskritik knüpfte Aleida Assmann in ihrem Beitrag »Das kulturelle Gedächtnis an der Millenniumsschwelle« ³¹ vor einigen Jahren an krisenhafte Entwicklungen im Bildungsbereich an und diskutierte im Vorfeld des digitalen Medienwandels die heute befürchtete Wissens-, Medien-, ja Identitätskrise, was abschließend kurz in den Sammlungskontext eingebracht werden soll.

Letztlich gelangen wir wieder zu der Krise, die Komplexität mit Sammlungs- aufbau und -persistenz generell verbindet. Während die vielen Hundert Trachtenfigurinen Problemstellungen in Hinblick auf Sammlungslogik und -logistik aufgeworfen haben mögen, könnten sie heute als 3-D-Objekte auf einem streichholzschachtelgroßen Datenstick gespeichert werden. Aber wir müssen fragen, wie die digitalen Speicher, die alle Objekte auf immer kleinerem Raum darzustellen vermögen, die reale Sammlung beeinflussen. Die Chancen liegen auf der Hand, nicht nur in puncto Speichermöglichkeiten, auch in Hinblick auf die simultane Darstellung relationaler Geflechte, wie die erwähnten Provenienzzusammenhänge des Einzelobjekts. Gravierend aber können die Einflüsse der digitalen Speicher auf die Sammlungsprofile selbst sein. Im Bereich der Bibliotheken sind Profiländerungen vielleicht am eindeutigsten zu beobachten. Infolge der stetig zunehmenden Verfügbarkeit von Texten im Internet und der zugleich stagnierenden Erwerbungssetats erfolgt eine immer deutlichere Akzentuierung beim Ankauf von »Originalen«. Sammlungsbestände werden langfristig hybrid angelegt: Neben originalen Quellen tritt der von den Institutionen ermöglichte Zugriff auf allein vir-

28 Friedrich Nietzsche: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben (1874), in: Giorgio Colli und Mazzino Montinari (Hrsg.): Nietzsche Werke. Kritische Gesamtausgabe, Dritte Abteilung. Erster Band. Unzeitgemäße Betrachtungen I-III (1872-1874), S. 254.

29 Ebd., S. 242.

30 Ebd., S. 268.

31 Aleida Assmann: Das Kulturelle Gedächtnis an der Milleniumsschwelle. Krise und Zukunft der Bildung, Konstanz 2004.

tuell verfügbares Quellenmaterial. Besondere Fragen wirft das im Bereich historischer Dokumente auf, vor allem gedruckter Bücher. Ein Beispiel bietet das Programm der AG Sammlung Deutscher Drucke an, das mit dem Sammelauftrag einer retrospektiven Deutschen Nationalbibliothek seit 1989 arbeitet.³² Hatten die beteiligten Bibliotheken ihre antiquarische Erwerbung zunächst mit dem Anspruch verfolgt, für das von ihnen verantwortlich zu betreuende zeitliche Sammelsegment nach Möglichkeit von jedem deutschen Druckerzeugnis ein Originalexemplar in ihren Magazinen bereitzuhalten, so hat sich im Laufe der Jahrzehnte unter dem Einfluss der großen Massendigitalisierungsprojekte das Profil grundlegend geändert: Besteht ein Zugriff auf eine digitale Kopie aus anderem deutschen Bibliotheksbestand, werden angebotene Antiquaria nur noch in Ausnahmefällen auf den Auktionen, im Handel oder von privat übernommen. Der retrospektive Sammlungsaufbau modifiziert die Idee der Deutschen Nationalbibliothek: für den Zeitraum 1450–1913 ist sie nicht nur dezentral organisiert, sondern auch medial hybrid umgesetzt.

Mehr noch entstehen in den Tiefen des Internet »Schattenbibliotheken«, die vorrangig wissenschaftliche Literatur, aber nicht nur sie, ohne auf Urheberrechte zu achten, in kostenfreiem Zugang anbieten. Bei einer stetig zunehmenden Anzahl von Texten und gleichzeitigen Finanzierungsengpässen sind es die technischen Möglichkeiten, die das Sammelprofil der realen Dinge gestalten und tiefgreifende Einflüsse in den Kreislauf der Objekte bewirken: eine fundamentale Krise unserer klassischen Episteme der Repräsentation.

Schluss

Sammlungen allein schaffen kein Wissen. Erst mit dem Anspruch sammelnder Institutionen und privater Sammler*innen, ihre Bestände nicht nur als Aufbewahrungsort von Objekten zu verstehen, sondern diese informativ zu erschließen, zu ordnen und in Beziehungen zu setzen, wird die Umsetzung der Idee der Sammlung als eines Wissens generierenden Ortes realisiert. Die beteiligten Akteure handeln in einem Geflecht institutioneller und persönlicher Beziehungen. Sammlungsforschung beschäftigt sich mit den Akteur*innen und Praktiken dieser Beziehungsgeflechte und ihren politischen, finanziellen, kulturellen und sozialen Hintergründen.

32 Das Programm verfolgt die Schaffung einer Deutschen Nationalbibliothek für den Zeitraum vor Gründung der Deutschen Bücherei Leipzig im Jahr 1913, vgl. dazu: <https://www.ag-sdd.de> [zuletzt 15.11.2019].

Der Begriff der Krise ist freilich definitorisch unscharf und deshalb auch durchaus umstritten. Gelegentlich wird ihm seine Eignung als »Geschichtlicher Grundbegriff« auch abgesprochen. Jedoch reklamierte Reinhart Koselleck in dem von ihm mit herausgegebenen gleichnamigen Werk für die Krise: Sie sei »sowohl anschlussfähig wie anschlussbedürftig, sinnpräzisierend wie sinnsuchend«.³³ In dieser prinzipiellen Offenheit, stets auch prekären und wechselseitigen Spiegelung der Epoche, Ereignisse und Objekte bietet der Krisenbegriff eine Chance als Reflexionsinstrument für die Sammlungsforschung. Vor allem ist er geeignet, die Kontingenz gesellschaftlicher Prozesse wahrzunehmen, aufzugreifen und im Koselleck'schen Sinn zu präzisieren. Ihrerseits kann die Sammlungsforschung wiederum einen Beitrag zur notwendigen Auslotung des Begriffs leisten und ihren Wert für geisteswissenschaftliche Forschung ein weiteres Mal aufzeigen.

33 Koselleck, *Krise*, S. 649.

Caroline Jessen

»KRIEGSLÜCKEN«

TRANSFERROUTEN UND PROVENIENZ VON BÜCHERN UND HANDSCHRIFTEN IN SAMMELSTÄTTEN ZUR DEUTSCHEN LITERATUR NACH 1945

Alte deutschsprachige Bücher in Israel weisen auf etwas Gerettetes hin, hinter dem das Zerstörte umso sichtbarer wird. So ließe sich der ambivalente Status von alten Goethe-Ausgaben, brüchigen Bänden aus »Bongs Goldener Klassiker Bibliothek«, abgenutzten Wörterbüchern oder auch Rilke-Gedichten in Antiquariaten und zwischen Altpapier am Straßenrand in Israel erklären. Unantastbares, Übriggebliebenes und Ramsch zugleich. Der Wert dieser Bücher liegt in Episoden ihrer Geschichte und der Zuordnung zu Lesern: Sie waren geretteter Besitz und Insignien eines befreienden Bildungsideals, Surrogat politischer Integration, komplizierte Erinnerungszeichen gescheiterter jüdischer Emanzipation und souveräner Lektüren. In der Konstellation der privaten Bibliothek waren sie für ihre Besitzer vertraute Räume in einer fremden oder neuen Umgebung und standen zugleich ein für Abwesendes, gewaltsam Entzogenes.

Die ikonische oder auch metonymische Qualität der Bücher ist groß, auch heute noch. Deutsche Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die dank der Förderung deutsch-israelischer Forschungszusammenarbeit durch Einrichtungen wie die VolkswagenStiftung nach Israel kamen, haben sich wiederholt auf die deutschsprachigen Sammlungen in Jerusalem berufen. So erklärte insbesondere Wilfried Barner (1937-2014)¹, einer der ersten Gastprofessoren an der Deutschen Abteilung der Hebräischen Universität 1982/1983, dass es alte Goethe-Ausgaben und entsprechende Sekundärliteratur – »[aus] den Magazinen der Jüdischen National- und Universitäts-Bibliothek in Jerusalem,

1 Wilfried Barner war Hauptherausgeber der Werke Lessings (Gotthold Ephraim Lessing: Werke und Briefe, 12 Bände, Frankfurt a.M. 1985-2003); zu seinen Forschungsschwerpunkten zählten Aufklärung, Barock, Klassik sowie die Geschichte der Germanistik. Vgl. dazu vor allem Wilfried Barner und Christoph König (Hrsg.): Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945, Frankfurt a.M. 1996; dies. (Hrsg.): Jüdische Intellektuelle und die Philologien in Deutschland: 1871-1933, Göttingen 2001.

[aus] ihren Reichtümern [...] [von] Schenkungen und Nachlässen deutscher Juden«² – waren, die ihn zu der Studie »Von Rahel Varnhagen bis Friedrich Gundolf. Juden als deutsche Goethe-Verehrer« veranlasst hatten. Barner machte aufmerksam auf die Tatsache, dass »mehr als die Norm bildungsbürgerlichen Besitzes der 20er und 30er Jahre ins Land der Väter gerettet worden war: eine beeindruckende Überfülle an kostbaren Erstdrucken und an Prachtausgaben schon des 19. Jahrhunderts, an kommentierten Editionen und Volksausgaben, an Dichtermonographien, Bildmappen, Einführungen und Spezialstudien«.³

Die Bücher besaßen zweifache Bedeutung für ihn. Einerseits waren sie Erinnerungsgegenstände, andererseits markierten sie einen Wissenstransfer. Eine frühe Fassung seines Artikels erschien zusammen mit einem Essay des bedeutenden Barockforschers Albrecht Schöne (geb. 1925) zu Walter Benjamins Brief-Anthologie »Deutsche Menschen«, dem Beitrag »Diese nach jüdischem Vorbild erbaute Arche«.⁴ Beide Aufsätze waren aus einem von Schöne mitorganisierten Symposium an der Hebräischen Universität hervorgegangen. In seinem Titel verdichtet sich, was Barner umschreibt: die Arche als Bild der Rettung und des Transfers. Der Titel des Beitrags ist einer Widmung entlehnt, die Walter Benjamin in das seiner Schwester Dora zugeeignete Exemplar seiner 1936 publizierten Anthologie geschrieben hatte. Schöne beschließt seine Ausführungen mit dem Zitat der handschriftlichen Widmung Benjamins in Gershom Scholems Exemplar der Anthologie:

»Möchtest Du, Gerhard,
für die Erinnerungen deiner Jugend
eine Kammer in dieser Arche finden,
die ich gebaut habe

- 2 Wilfried Barner: Von Rahel Varnhagen bis Friedrich Gundolf. Juden als deutsche Goethe-Verehrer, Göttingen 1992, S. 7.
- 3 Ebd. – Veranstalter der Ausstellung war die Deutsche Abteilung der Hebräischen Universität, unterstützt durch das Goethe-Institut Tel Aviv. Vgl. Wilfried Barner: Jüdische Goethe-Verehrung vor 1933, in: Stephane Moses und Albrecht Schöne (Hrsg.): Juden in der deutschen Literatur. Ein deutsch-israelisches Symposium, Frankfurt a.M. 1986, S. 127-151.
- 4 Vgl. Walter Benjamin: Werke und Nachlass, Bd. 10: Deutsche Menschen, hrsg. von Momme Brodersen, Frankfurt a.M. 2008. Die Erstausgabe erschien im Vita Nova Verlag Luzern 1936 unter dem Herausgeber-Namen Detlef Holz. Vgl. zur Anthologie besonders Barbara Hahn und Erdmut Wizisla (Hrsg.): Walter Benjamins »Deutsche Menschen«, Göttingen 2008.

als die faschistische Sintflut
zu steigen begann

Januar 1937

Walter«⁵

Indem Schöne auf diese Weise die Rettung einer Textkultur im Rekurs auf eine nur einmal überlieferte Widmung in einem konkreten, Scholem gehörenden Gegenstand thematisiert, weist er unwillentlich auf die Tatsache hin, dass die Text-Arche auf Bücher, gerettete Dinge, angewiesen war – Wissenstransfer also ohne materielle, wissenschaftliche und kulturelle Ressourcen nicht denkbar ist. Das nach Palästina verschiffte Material wurde zum Depot, auf das Leser neu, in einem anderen Kontext und aus einer radikal veränderten Perspektive zugreifen konnten.⁶

Nicht nur literarische Texte, auch fachwissenschaftliche deutschsprachige Publikationen waren im Palästina der Mandatszeit eine gefragte Lektüre – und Handelsware. Buchhandlungen wie »Lehmann's« und »Ludwig Mayer« in Jerusalem oder »Logos« in Tel Aviv bedienten die Bedürfnisse einer scientific community vor Ort, die auf aktuelle wissenschaftliche Publikationen angewiesen war. Händler importierten bis 1938 Bücher aus der Schweiz sowie auch aus Deutschland;⁷ sie begründeten semi-professionelle Leihbibliotheken sowie mobile, ephemere »book stalls«, die neben den Überresten aufgelöster Büchersammlungen vor allem die wenigen ins Land gelangenden Bände weit hin zugänglich machten. Als es während des Zweiten Weltkriegs unmöglich wurde, Bücher aus Deutschland zu importieren, begannen Buchhandlungen in Haifa, Jerusalem und Tel Aviv schließlich über Suchanzeigen und »want lists«, das heißt Listen gesuchter Titel und ganzer Themengebiete, das entstandene Vakuum mit Büchern aus deutschsprachigen Privatsammlungen zu

5 Albrecht Schöne: Diese nach jüdischem Vorbild erbaute Arche: Walter Benjamins »Deutsche Menschen«, in: Stéphane Moses, Albrecht Schöne (Hrsg.): Juden in der deutschen Literatur, S. 350–365, hier S. 365.

6 Vgl. zur Frage der Re-Lektüre: Caroline Jessen: Kanon im Exil, Göttingen 2019, bes. S. 315–329.

7 Aus Deutschland kamen 1934 und 1936 laut Statistik ungefähr 25 % aller importierten Bücher, 1935 knapp die Hälfte aller Buchimporte, vgl. Palestine: Blue Book 1935, Jerusalem [1936], S. 294; Palestine: Blue Book 1936, Jerusalem [1937], S. 301. Das Buchgroßhandelsunternehmen »Pales Press« konstatierte in Bezug auf Importe aus Deutschland: »Before the war the bulk of our imports were not English but German books. The profit was always 30 % and more from the returns.« Pales Press: General Remarks referring to the report of our Wholesale Prices drafted from the cost Account of the War Supply Board. [8 S., masch., Case File no. 768, Commerce and Industry, Beilage zu Pales Press an L.M. Flanagan, Price Controller, Jerusalem, 30. 10. 1942], in: Israel State Archives, Signatur 5190/17–M [18.9.48].

füllen.⁸ Deutschsprachige Fachzeitschriften und Studien, nicht nur aus den Naturwissenschaften, blieben der politischen Situation zum Trotz wichtige bzw. kaum rasch ersetzbare Arbeitsmittel für Wissenschaftler, die vor ihrer Flucht oder Übersiedlung nach Palästina an deutschsprachigen Universitäten studiert oder gelehrt hatten und auch in Palästina in einer stark vom deutschen Universitätssystem geprägten Wissenschaftskultur arbeiteten.⁹ Kleinanzeigen gesuchter Bücher lassen erahnen, wie grundlegend englische und deutschsprachige Publikationen für die entstehende wissenschaftliche Infrastruktur in Palästina und später in Israel angesichts der wenigen hebräischen Publikationen und der mangelnden Hebräischkenntnisse vieler Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler waren.

Nach der Gründung des Staates Israel wurde vieles importiert, auch aus Deutschland, soweit dies die Importbestimmungen zuließen. Erst als viele Jahre später die Präsenz der emigrierten deutsch-jüdischen Gelehrten im israelischen Wissenschaftsbetrieb nachließ, wurden die in öffentlichen wie privaten Sammlungen erhaltenen deutschsprachigen Bücher immer deutlicher zum Ballast, in Antiquariate gegeben oder auf die Stapel der aussortierten Bücher zum Mitnehmen gelegt.

Die hier nur in sehr wenigen, groben Strichen angedeutete Geschichte der materiellen Bedingungen von Wissenstransfer sowie transnationaler Lektüre- und Handels-Dynamiken ermöglicht Einblicke in eine Vorgeschichte der deutsch-israelischen Forschungsbeziehungen und dünner Kontinuitätslinien

8 Vgl. z.B. [Lehmann Bookshop:] Buecher-Suchliste Nr. 1, in: MB, Nr. 17 (1946), S. 6: »Wir suchen dringend: Luxusausgaben (Klassiker, Kunstwerke etc.), Festschriften, Familienforschung, Nationalökonomie, Flavius Josephus alte Ausgaben, Philosophie: Friedell, Husserl, Dilthey, Bergson, Fischer, Vorländer, Deussen, Spinoza, Kant, Nietzsche, Schopenhauer etc., alles über den Orient, neue und alte Literatur, Archäologie, Geschichte, Kunstgewerbe, Judaica, alte Bibelausgaben, Haggadoth, alle Gebetbücher, Tenachausgaben mit Propheten, bibelkritische Werke, Wörterbücher Gesenius, Torczyner, Bibelatlanten, über jüdische Gebräuche, alles von jüdischen Künstlern; Liebermann, Kaufmann, Oppenheimer, Struck etc. [...]«. Ähnliche Suchlisten finden sich dann in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg aus ganz anderen Gründen in den Heften des »Börsenblatts für den deutschen Buchhandel«, das sich bemühte, die Herausforderungen für den Buchhandel nach dem Krieg, angesichts zerstörter Bestände und Handelsbeschränkungen der Alliierten, auszugleichen.

9 Vgl. hierzu besonders: Eva Telkes-Klein: *L'Université Hébraïque de Jérusalem à travers ses Acteurs. La Première Génération de Professeurs (1925-1948)*, Paris 2004; Hagit Lavsky (Hrsg.): *History of the Hebrew University of Jerusalem, Bd. 2: A Period of Consolidation and Growth*, Jerusalem 2005 [Hebr.]; Yfaat Weiss: *Rückkehr in den Elfenbeinturm. Deutsch an der Hebräischen Universität*, in: *Naharaim* 8,2 (2014), S. 227-245.

inmitten einer von Brüchen geprägten Geschichte, ihre Erforschung steht aber noch aus.¹⁰ Seit einigen Jahren haben sich stattdessen wissenschaftliche Aufmerksamkeit und archivarische Bewahrungsanstrengungen auf das »Kulturerbe deutschsprachiger Juden« in Israel gerichtet.¹¹ Diesen – im Angesicht des Erbes melancholisch gerahmten – Anstrengungen stehen die geschäftsmäßige Nüchternheit und der sachliche Pragmatismus gegenüber, mit denen aus Deutschland gerettete und in israelischen Privatsammlungen überlieferte Besitztümer seit den 1950er Jahren wieder nach Deutschland überführt wurden. Es ist diese Form der Rückkehr von Material und die durch dieses Material ermöglichte Forschung, die im folgenden Beitrag befragt werden sollen.

Vor einigen Jahren sprach Eberhard Köstler, für den »Verband deutscher Antiquare«, in einer Seitenbemerkung eine bemerkenswerte, heute zunehmend beachtete Facette der Geschichte der Verfolgung und Emigration nach 1933 an. Nachdem er darauf hingewiesen hatte, »was in Deutschland Antiquariat und Bibliophilie« durch die Emigration verfolgter Antiquare, Buchhändler und Verleger »in irreversibler Weise eingebüßt« hatten,¹² betonte er, wie sehr die Emigrationsländer nach 1933 »hinsichtlich ihrer künstlerischen, politischen und wirtschaftlichen Entwicklung«¹³ vom Zulauf an exzellenter bibliophiler Expertise, Erfahrung und Wissensbreite gewannen: Hier Ver-

10 Die deutsch-israelischen Forschungsbeziehungen in den Geisteswissenschaften sind Gegenstand eines von Irene Aue-Ben-David geleiteten Forschungsprojekts »German-Israeli Research Cooperation in the Humanities (1970-2000): Studies on Scholarship and Bilaterality« des Fritz Bauer Instituts, des Van Leer Jerusalem Institute und des Rosenzweig Minerva Research Center der Hebrew University of Jerusalem. Vgl. besonders Irene Aue-Ben-David, Yonathan Shilo-Dayan: *Observant Ventures: Early German-Israeli Conferences on German History*, in: Simon Dubnow Institute Yearbook 15 (2016), S. 315-339; Irene Aue-Ben-David und Sharon Livne: »Nicht alles ist erlaubt. Nicht alles ist verboten.« Die deutsch-israelischen Beziehungen in den Geisteswissenschaften (1950-1990), München [erscheint 2023].

11 Vgl. z.B. Katharina Hoba und Elke-Vera Kotowski: Ein geerbtes Stück Heimat, in: Elke-Vera Kotowski (Hrsg.): *Das Kulturerbe deutschsprachiger Juden. Eine Spurensuche in den Ursprungs-, Transit- und Emigrationsländern*, Berlin 2015, S. 483-488. Der Sammelband listet weiterführende Literatur.

12 Ernst Fischer, Reinhart Wittmann und Jan-Pieter Barbian deuten an, dass dieses Forschungsfeld auch aufgrund personeller Kontinuitäten bis in die 1980er Jahre »terra incognita« gewesen ist, bis heute einzelne Themenbereiche wenig erforscht sind. Vgl. Ernst Fischer, Reinhart Wittmann und Jan-Pieter Barbian: Einleitung, in: Dies. (Hrsg.): *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert*, Bd. 3, Teil 1: *Drittes Reich*, Berlin, Boston 2015, S. 1-6.

13 Eberhard Köstler: Vorwort, in: Ernst Fischer: *Verleger, Buchhändler und Antiquare aus Deutschland und Österreich in der Emigration nach 1933. Ein biographisches Handbuch*, Elbingen 2011, S. 5.

luste, dort Gewinne, folgt man dieser Geschichte des Wissenstransfers. Und doch hat sich der deutsche Antiquariats- und Autografenhandel von seinen Verlusten erholt und die alt-neuen Verbindungen in die Niederlande, nach Großbritannien und nach Übersee genutzt, um das Netz seiner Handelsbeziehungen zu erweitern.

Die 1949 gegründete »Vereinigung Deutscher Buchantiquare und Graphikhändler e.V.« trat 1951 der »International League of Antiquarian Booksellers« (ILAB) bei und rehabilitierte den Ruf des deutschen Antiquariats Handels rasch,¹⁴ der erst in Teilen erforschten Beteiligung der Branche an Enteignung und Zwangsverkäufen von jüdischem Besitz und der daraus gewonnenen Profite zum Trotz.¹⁵ Eberhard Köstler schreibt konzis: »An-

- 14 Die 1949 gegründete »Vereinigung deutscher Buchantiquare und Graphikhändler« änderte 1968 ihren Namen, firmiert seitdem als »Verband Deutscher Antiquare« (VDA). Zur Geschichte der International League of Antiquarian Booksellers (ILAB) und ihrer Mitglieder vgl. bes.: Nevine Marchiset: *International League of Antiquarian Booksellers. An Historical Index, 1947-2017*, New Castle, Delaware 2018. Vgl. auch: Die Liga und die Deutschen. Ein Gespräch mit Helmuth Domizlaff [über die Mitgliedschaft der deutschen Antiquare in der International League of Antiquarian Booksellers], in: *Aus dem Antiquariat. Zeitschrift für Antiquare und Buchhändler* (1977), S. A 366-A 368; Adolf Seebass: *In memoriam Helmuth Domizlaff*, in: *Aus dem Antiquariat. Zeitschrift für Antiquare und Büchersammler* (1983), S. A 361-A 364.
- 15 Vgl. besonders Werner Schroeder: Die »Arisierung« jüdischer Antiquariate zwischen 1933 und 1942, in: *Aus dem Antiquariat*, Heft 5, N.F. 7 (2009), S. 295-320 [Teil I]; Heft 6, N.F. 7 (2009), S. 359-386 [Teil II]. Das umfassende, im Auftrag des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels von der Historischen Kommission hrsg. Standardwerk »Die Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert« widmet der Zeit des Nationalsozialismus eine ausführliche Darstellung. Bislang fertiggestellt ist Band 3: *Drittes Reich, Teil 1*, im Auftrag der Historischen Kommission hrsg. v. Ernst Fischer und Reinhard Wittmann in Zusammenarbeit mit Jan-Pieter Barbian, Berlin, Boston 2015; Bd. 3: *Drittes Reich, Teil 3: Exilbuchhandel 1933-1945*, hrsg. v. Ernst Fischer, Berlin, Boston 2020 (mit Supplement: *Verleger, Buchhändler und Antiquare aus Deutschland und Österreich in der Emigration nach 1933. Ein biographisches Handbuch*, Berlin, Boston 2020). – Der 2. Teilband zum antiquarischen Buchhandel in Dtl. ist noch nicht erschienen, doch der 3. Teilband zum Exil arbeitet die entstehende Inter- und Transnationalität des Buchhandels der Nachkriegszeit eindrucksvoll heraus: »Die Vertreibung von Verlegern, Buchhändlern und Antiquaren durch die NS-Machthaber nach 1933 hatte in Deutschland eine tiefgreifend zerstörerische Wirkung auf alle Bereiche des Buchhandels. Zugleich aber entstanden in den europäischen und überseeischen Fluchtländern Strukturen eines Exilbuchhandels [...]. Band 3/3 der »Geschichte des deutschen Buchhandels« führt erstmals in voller Breite vor, wie sich in der über alle Kontinente zerstreuten deutschsprachigen Emigration neben einer vielgestaltigen

tiquare, Buchhändler und Verleger sind pragmatisch, wenn es ums Geschäft geht, und namentlich das Antiquariat ist ein Geschäftszweig, der vom internationalen Handel lebt.«¹⁶ Der Handel hat Zirkulation stets bejaht, war zukunfts ausgerichtet. Retrospektiv wirkt dies befangen, doch ist die Geschichte der erneuten Zusammenarbeit vertriebener jüdischer Antiquarinnen und Antiquare mit ihren deutschen Kollegen und den unter ihnen zu findenden Profiteuren der Vertreibung, also die Geschichte des deutschen Antiquariatshandels nach dem Zweiten Weltkrieg, noch zu wenig erforscht. Nicht zuletzt mag diese Zusammenarbeit Gespräche über Unrecht ermöglicht oder zugelassen haben.¹⁷ Allerdings vermitteln schriftliche Quellen wie etwa die älteren Jahrgänge des »Börsenblatts des deutschen Buchhandels« und der Beilage »Aus dem Antiquariat« eher den Eindruck, als sei über vieles geschwiegen worden, um den fachlichen Austausch und das Gespräch über zukünftige Zusammenarbeit nicht zu gefährden. Wie hier Ansprüche von Vergangenheit und Zukunft miteinander konkurriert, in Konflikt gestanden oder zusammengewirkt haben, lässt sich an dieser Stelle noch kaum sagen.

Alte Kontakte zu Kollegen und Sammlern im Ausland wieder aufgreifend, entwickelte der Handel nach 1945 Strukturen, um die Bedürfnisse deutscher Forschungsbibliotheken und Sammlungen zu befriedigen, die wichtige Teile ihrer Bestände, Gebäude und Kataloge während des Zweiten Weltkriegs verloren hatten. Einrichtungen wie das Deutsche Literaturarchiv Marbach, dessen Bestände kaum von Schäden und Verlusten betroffen waren, arbeiteten wiederum mit emigrierten Antiquaren und Autografen-Händlern zusammen, weil die Aufbewahrungsorte des für das Archiv bedeutsamen Materials zur *deutschen* Literatur weithin zerstreut waren, sich nicht wenig in den Metropolen des Exils befand. Trotz der systematischen Entrechtung

Verlagslandschaft auch weit verzweigte buchhändlerische Distributionsnetze [...] neu herausbildeten [...]. Wenn für viele Exilanten die Vertreibung in die Fremde mit Bedrängnissen schlimmster Art verbunden war, so nützten doch nicht wenige von ihnen die Chance zu bemerkenswerten beruflichen Karrieren und entfalteten eine transkontinentale Wirksamkeit, mit der sie zu Vorreitern einer globalisierten Buchwirtschaft wurden.« Informationen zu den einzelnen Bänden, de Gruyter: <https://www.degruyter.com/view/product/185270> [zuletzt 14.10.2020].

¹⁶ Köstler, Vorwort, S. 6.

¹⁷ Diese Ansprüche werden oft als Gegensatz Erinnern/Vergessen verhandelt, vgl. dazu bes.: Yosef Hayim: Zakhor. Jewish History and Jewish Memory, Foreword by Harold Bloom, Seattle, London 1996; ders.: Ein Feld in Anatot. Versuche über jüdische Geschichte, Berlin 1993; Christian Meier: Das Gebot zu vergessen und die Unabweisbarkeit des Erinnerns. Vom öffentlichen Umgang mit schlimmer Vergangenheit, München 2010.

und Enteignung in Deutschland nach 1933 war es zumindest früh emigrierten Sammlern gelungen, Handschriften und Drucke mit sich zu retten.

Spätestens ab Ende der 1940er Jahre investierten die großen Bibliotheken in den Wiederaufbau ihrer Sammlungen, wesentlich unterstützt von der wiedereingesetzten »Notgemeinschaft der Wissenschaft«, aus der sich später die »Deutsche Forschungsgemeinschaft« (DFG) entwickelte, sowie der »Stiftung Volkswagenwerk«, der späteren »VolkswagenStiftung«.¹⁸ Die Bibliotheken tauschten untereinander, ergänzten Fehlendes aus Dubletten anderer Sammlungen. Erwerbungen speisten sich aus Privatsammlungen, die den Krieg überdauert hatten, zudem aber aus Ankäufen auf dem international vernetzten Rara- und Autografenmarkt. Die Geschichte des deutschen Antiquariatsbuchhandels nach 1945 ist noch nicht geschrieben;¹⁹ dieser Leerstelle stehen Erinnerungsberichte in den Jahrgängen der Buchhandelsperiodika gegenüber, die eine wichtige Quelle sind, aber eine Forschung nicht ersetzen können.²⁰ Der Handel mit Rara und Autografen funktioniert entlang der Prämissen von Kennerschaft, Diskretion und vertraulichem Austausch. Die wenigen erhaltenen Archive der zum Teil ja noch aktiven Firmen sind bislang noch nahezu unzugänglich. So ist es schwierig, die Wege und Transferrou-

18 Vgl. Karin Orth und Willi Oberkrome (Hrsg.): *Die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1920-1970. Forschungsförderung im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik*, Stuttgart 2010; Thomas Nipperdey und Ludwig Schmugge: *50 Jahre Forschungsförderung in Deutschland. Ein Abriss der Deutschen Forschungsgemeinschaft 1920-1970*, Berlin 1970; Rainer Nicolaysen: *Der lange Weg zur Volkswagenstiftung. Eine Gründungsgeschichte im Spannungsfeld von Politik, Wirtschaft und Wissenschaft*, Göttingen 2002.

19 Einige wichtige Eckdaten finden sich in: Marchiset, *The International League of Antiquarian Booksellers*.

20 Der Verband deutscher Antiquare bleibt dabei in der Darstellung seiner Gründungsgeschichte hinter der geleisteten Forschung zum Antiquariatshandel im Nationalsozialismus zurück, präsentiert jüdische und nicht jüdische Antiquare als Opfer eines abstrakten nationalsozialistischen Regimes. Nach der Gründung eines Berufsverbands in der Weimarer Republik, so der VDB, »brachte die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Reihe berühmter wissenschaftlicher und bibliophiler Antiquariate hervor. Damit war es zwischen 1933 und 1945 vorbei, als der Nationalsozialismus auch die Bibliophilie in Deutschland zunichtemachte. Die renommiertesten Antiquare waren Juden, wenige emigrierten, viele verloren ihr Leben. Ihre Bestände wurden beschlagnahmt oder vernichtet. Die Lager der verbliebenen Kollegen wurden gegen Ende des Zweiten Weltkrieges größtenteils zerstört [...]. Es waren keine günstigen Bedingungen für den Antiquariatsbuchhandel nach 1945 [...]«. *Verband deutscher Antiquare: Der Verband Deutscher Antiquare e.V. – Seine wechselvolle, erfolgreiche Geschichte von 1949 bis heute*, <http://www.antiquare.de/geschichte.html> [zuletzt am 17.10.2022].

ten der Bücher und Handschriften zu rekonstruieren. Aus diesem Grund konzentriert sich der folgende Beitrag auf ein exponiertes Beispiel, das die Materialbasis für die philologische Forschung in Deutschland und mittelbar auch die Editionsphilologie beeinflusst hat.

Der Verkauf der Schocken-Sammlungen, 1960-1976

Der Unternehmer und Verleger Salman Schocken war einer der bedeutendsten Sammler von Kunst, Hebraica, Judaica, deutschsprachigen Drucken und Handschriften in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In den ökonomisch schwierigen Jahren der Weimarer Republik, als nicht nur die Nachlässe von Bettina von Arnim, Clemens Brentano, Theodor Fontane und Friedrich von Hardenberg (Novalis) aufgelöst wurden, erwarb Schocken viele Drucke und Handschriften. Er setzte diese Sammeltätigkeit mit der Hilfe von Mitarbeitern wie Lambert Schneider, der als Verlagsleiter des Schocken-Verlags fungierte, und Kontakten zu Antiquaren innerhalb und außerhalb Deutschlands nach 1933 fort – so, als würde er sich einen deutsch-jüdischen Gegen-Ort aus Papier schaffen.

Schon Jahre zuvor hatte das Sammeln von Literatur für Salman Schocken, wie sein Sohn Gershom später festhielt, eine symbolische Qualität gewonnen: »Wie viele junge deutsche Juden, die von der deutschen Kultur angezogen, aber von der deutschen Gesellschaft nicht aufgenommen wurden«²¹ habe er in der Literatur, vor allem in Goethe, eine »ideale geistige Heimat«²² gesucht. Die Lebensbedeutsamkeit dieses Sammelns, in dem sich Zugehörigkeiten anders als im wirklichen Alltag materialisierten, war groß und ist vielleicht eine Erklärung für die Konsequenz, mit der Schocken an diesem Eigentum festhielt. Während der Schocken-Verlag im Jahre 1938 liquidiert wurde und Schockens Warenhäuser für eine Summe weit unter ihrem tatsächlichen Wert an ein deutsches Bankenconsortium verkauft wurden, gelang es dem Verleger, seine Buch- und Kunstsammlungen nach Jerusalem zu verschiffen.²³

21 Gershom Schocken: Ich werde seinesgleichen nicht mehr sehen. Erinnerungen an Salman Schocken, in: *Der Monat* 20, Heft 242 (1968), S. 13-30, hier S. 20.

22 Ebd.

23 Vgl. Silke Schaeper: *Geschichte der Büchersammlung Salman Schockens, 1877-1959* [M.A.-Thesis, The Hebrew University of Jerusalem], Jerusalem 1995 [hebr.]; Stefanie Mahrer: »Much more than just another private collection.« *The Rescue of Jewish Books in the 1930s*, in: *Naharaim*, 9, 1-2 (2015), S. 4-24. Vgl. auch Volker Dahm: *Das jüdische Buch im Dritten Reich*, München 1993, bes. S. 229-234.

Dieser Transfer und seine Umstände sind ein Thema für sich. Obgleich Schockens außergewöhnliche Sammlung und deren *Auswanderung* bzw. *Übersiedlung*²⁴ ohne Verweis auf die Zwangssituation des Eigentümers in Berichten über die nach dem Tod Schockens erfolgte Auflösung der Sammlung durch Auktionen in Hamburg in den 1960er und 1970er Jahren (»Mit dem Defilee der Bücher gab eine wegen ihrer faszinierenden Dimensionen berühmt gewordene Privatsammlung ihre öffentliche Abschiedsvorstellung«.²⁵) immer wieder aufgerufen wird, kann es im Folgenden nur um die Geschichte der Schocken-Sammlung nach dem Tod ihres Eigentümers 1959 und die umsichtige Arbeit des Antiquars Ernst Hauswedells gehen, der den Verkauf seiner *deutschen* Sammlungen übernahm. Ernst Hauswedell, einer der bedeutendsten deutschen Antiquare, war nicht nur Auktionator, sondern auch Verleger, Vertreter der FDP in der Hamburger Kulturbehörde, sowie hochrangiger Funktionär der »Vereinigung deutscher Buchantiquare und Graphikhändler«. Nach 1945 gehörte er zu den ersten Antiquaren, die wieder Kontakt zu den nach 1933 aus Deutschland und Österreich geflohenen Kollegen knüpften.²⁶ »Der Gang nach Canossa lohnt sich«,²⁷ bemerkte Susanne Klingenstein dazu einmal in polemischer Zuspitzung in der FAZ.

Mit seiner Unterstützung gelangten Handschriften, Drucke und Bilder, die mit ihren Besitzerinnen und Besitzern aus Deutschland an andere Orte gerettet worden waren, wieder auf einen Markt, der nationale Grenzen transzendierte und unabhängig von diplomatischen Beziehungen funktionierte, ja auf eigene Weise diplomatisch agierte. In Antiquariatskatalogen deutet sich die Herkunft der angebotenen Materialien aufgrund der üblicherweise nicht oder nur indirekt genannten Einlieferer nur an, zeigt sich aber im Falle der Schocken-Sammlungen, da Ernst Hauswedell die Auktionen in einem umfassenden »Arbeitsbericht« und zum Teil in den entsprechenden Katalogen

24 Diese Begriffe wählen einige Presse-Artikel zur Auktion, die auch auf den Sammler Schocken eingehen. Vgl. z.B. Hans Kinkel: Bücher, die die Welt bewegten. In Hamburg wurden die Bibliotheken Wolfskehl und Schocken versteigert, in: FAZ, 6.5.1976; H.J.: Schocken-Bibliothek unter dem Hammer, in: Die Tat, Nr. 268, 14.11.1975, S. 38. Diese und weitere Zeitungsausschnitte finden sich in: DLA, Mediendokumentation, Zeitungsausschnittsammlung Hauswedell & Nolte.

25 Kinkel, Bücher, die die Welt bewegten.

26 Gunnar Kaldewey: Der Antiquar, in: Ders. (Hrsg.) Ernst Hauswedell (1901-1983), Hamburg 1987, S. 57-65, hier S. 60: »Für die vielen Antiquare, die Deutschland in den dreißiger Jahren verlassen mußten und durch deren Weggang Deutschland seine führende Rolle im Antiquariatshandel verlor, ist der gebildete, freundliche und dabei geschäftstüchtige Ernst Hauswedell einer der ersten Kontakte, die sie wieder mit ihrem ehemaligen Heimatland verbindet.«

27 Susanne Klingenstein: Qualität ist das Anständige, in: FAZ Nr. 6, 7.1.2006, S. 40.

explizit als bedeutsame, herausragende Ereignisse einer an wichtigen Auktionen nicht armen Unternehmensgeschichte würdigte. Ein Jahr nach Schockens Tod wurde Hauswedell von dessen Erben beauftragt, Handschriften von Novalis (Friedrich von Hardenberg) zum Verkauf anzubieten, die Schocken 1930 erworben hatte. Diese Materialien bildeten zusammen mit bereits zuvor von Salman Schocken verkauften bzw. auf kompliziertem Weg getauschten Beständen nahezu den gesamten philosophischen Nachlass von Novalis und nahmen 29 Seiten im Auktionskatalog ein.²⁸

Sie wurden im Auftrag des Freien Deutschen Hochstifts von Ernst Beutler für die das Budget des Hochstifts sprengende Summe von 260.000 Mark zuzüglich des Aufpreises des Auktionshauses erworben und einige Jahre später (1965/68) in der Werkausgabe der Schriften von Novalis ediert.²⁹ Im Vorwort machte der Herausgeber Richard Samuel auf den Zusammenhang zwischen Überlieferungsgeschichte und Edition aufmerksam. Wie Samuel, der die von ihm edierten Handschriften 1930 selbst für den Auktionskatalog beschrieben hatte, dann 1934 aus Nazideutschland geflohen und nach 1945 nicht zurückgekehrt war, erklärte, hatte die Veräußerung der Handschriften von Novalis durch die Erben im Zuge der Weltwirtschaftskrise 1930 und die anschließende Zerstreuung

»unglückliche, aber auch glückliche Folgen. Nach Ende des Kriegs war er [der Nachlass] weit verstreut, ist aber bis auf wenige Ausnahmen der Vernichtung durch Kriegswirkungen entgangen. Wichtige Teile des Nachlasses [...] waren von der Berliner Staatsbibliothek ersteigert und im Kriege ausgelagert worden. Die Originale sind kürzlich in Krakau [...] wieder aufgetaucht, konnten aber [...] noch nicht eingesehen werden. Mit ganz geringen Ausnahmen wurde der gesamte philosophisch-theoretische Nachlaß d.i. der allergrößte Teil unserer Bände 2 und 3, von dem Verleger und Kaufhausbesitzer Salman Schocken (1877-1959) angekauft und nach dessen Auswanderung in sein Archiv in Jerusalem überführt [...].«³⁰

28 Dr. Ernst Hauswedell: Auktion 97. Autographen. Briefe – Manuskripte – Bücher mit Widmungen, Hamburg 1960. Die Umschlagvignette zeigt ein Portrait von Novalis, dessen Handschriften (Nr. 233-257) ausführlich beschrieben werden. Vgl. Ernst L. Hauswedell: Ein Arbeitsbericht 1927-1981, in: Kaldewey (Hrsg.), Ernst Hauswedell, S. 199-293, hier S. 270.

29 Vgl. dazu Joachim Seng: Goethe-Enthusiasmus und Bürgersinn. Das Freie Deutsche Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum 1881-1960, Göttingen 2009, S. 556-559.

30 Richard Samuel: Vorbemerkung zur dritten Auflage, in: Novalis. Schriften, Bd. 3: Das philosophische Werk II. Hrsg. von Richard Samuel in Zusammenarbeit mit

Zurück in Deutschland und vom Freien Deutschen Hochstift erworben, begannen die Arbeiten an der historisch-kritischen Edition dieser Handschriften, die den Zweiten Weltkrieg in Jerusalem und Südafrika überdauert hatten. 1963 verkaufte Hauswedell dann mehr als 750 Briefe von Theodor Fontane aus der Sammlung Schocken an die Staatsbibliothek Berlin. Der substanzielle Bestand ermöglichte es Charlotte Jolles und Kurt Schreinert, Fontanes Briefe in vier Bänden zu edieren und zu veröffentlichen (Berlin 1968-1971).³¹ In den Presse-Berichten zur Auktion zeigt sich der Verkauf an die Staatsbibliothek in der Metaphorik der Rückkehr dabei als Repatriierung eines forschungsrelevanten, nationalen kulturellen Erbes – und als Konkretisierung einer wiederkehrender Figur: »zurückkehren und der Wissenschaft zur Verfügung stehen«.³² Die Forschung schien an den Ort gebunden.

Die nun zurückkehrende Sammlung war umso wertvoller, als 1963 noch unzählige andere Fontane-Briefe als Folge des Zweiten Weltkriegs verschollen waren. 1964 verkaufte das Hamburger Auktionshaus Dr. Ernst Hauswedell Autografen von Adalbert Stifter aus Schockens Sammlung – darunter die Handschriften von »Bunte Steine« und »Der Nachsommer«. Die meisten Stifter-Manuskripte wurden von der Bayerischen Staatsbibliothek erworben, einer Sammelstätte, die wenige Jahre zuvor das Angebot Schockens abgelehnt hatte, dessen Novalis- und Stifter-Autografen gegen hebräische Handschriften und Drucke aus den eigenen Beständen zu tauschen.³³ Auch die Stifter-

Hans-Joachim Mähl und Gerhard Schulz. 3., von den Herausgebern durchgesehene und revidierte Aufl. Stuttgart 1983, S. IX-XV, hier S. IX-X.

31 Wie Richard Samuel hatte auch Jolles bereits den Verkauf dreißig Jahre zuvor beobachten können. Vgl. Charlotte Jolles: Dichternachlaß wird versteigert, in: Kreuz-Zeitung, Nr. 29, 3.2.1934, S. 7; dies.: Der Nachlaß Theodor Fontanes, in: Brandenburgische Jahrbücher (1938), S. 90-92.

32 [Nachrichtendienst der »Welt«:] Versteigerte Fontane-Briefe bleiben in einer Hand, in: Die Welt, 2.12.1963: »Die für die wissenschaftliche Forschung wichtige Sammlung von fast 800 Fontane Briefen, die letzte Woche auf der Versteigerung bei Hauswedell in Hamburg für 185000 Mark zugeschlagen wurde, wird in einer Hand bleiben. Die Stiftung Preußischer Kulturbesitz [...] teilte mit, daß sie gemeinsam mit dem Volkswagenwerk die Sammlung erworben hat. [...] Die zur Stiftung gehörende frühere Preußische Staatsbibliothek hat schon seit Jahrzehnten einen großen Teil des Fontane-Nachlasses aufgekauft. Mit der Verlegung der Bibliothek von Marburg nach Berlin [...] werden auch der Nachlaß und die Briefe Fontanes nach Berlin zurückkehren und der Wissenschaft zur Verfügung stehen.«

33 Vgl. Sigrid von Moisy: Salman Schocken und die Adalbert Stifter-Sammlung der Bayerischen Staatsbibliothek, in: Bibliotheks-Magazin, Mitteilungen aus den Staatsbibliotheken in Berlin und München 3 (2014), S. 48-52; dies.: Die Adalbert-Stifter-Manuskripte der Schocken-Bibliothek, in: Antje Borrmann, Doreen Mölders, Sabine

Handschriften wurden zur Grundlage für eine kritische Edition. Das Jahr 1966 unterbrach die Geschäftsbeziehung: Die Schocken-Erben hatten sich entschlossen, ihre beträchtliche Sammlung von Heinrich-Heine-Autografen zu veräußern, aber entschieden sich gegen einen Verkauf nach Deutschland. So gelangte diese signifikante Sammlung an die Bibliothèque Nationale de France. Einmal in Paris, motivierte die Edition der Manuskripte – eine Zusammenarbeit des »Centre national de la recherche scientifique« (CNRS) und der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der Klassischen Deutschen Literatur in Weimar (der heutigen Klassik-Stiftung) – die Idee der *critique génétique*.³⁴ Salman Schocken selbst hatte noch 1958, in einem Familiengespräch über die Zukunft der Schocken-Bibliothek, deren Sammlungsspektrum verengt werden sollte, seinen Kindern von einem Traum berichtet:

»Ich werde dem Manne schreiben, dem Herrn Dr. Soundso, ich koennte mir vorstellen, dass dieses Deutschland, das heute aus Gewissensgrunden alles verdeckt und vertuscht und Gelder gern ausgibt, aber nicht zur Sache selbst sich aeussern will, sich einmal aendern wird und das [sic] legitim das Heinearchiv in dem Geburtsort in Duesseldorf liegen wuerde bei einem Deutschland, das [sic] das bejahren kann.«³⁵

Er war jedoch auf ein Nachkriegsdeutschland getroffen, das sich auf den Wiederaufbau konzentrierte und über seine jüngste Vergangenheit zumeist schwieg. Die Heine-Handschriften wurden Düsseldorf von Salman Schocken nicht überlassen bzw. gestiftet, sondern 1966, wenige Jahre nach seinem Tod, von den Kindern nach Paris verkauft. Dass Hauswedell dies in einem »Arbeitsbericht«³⁶ als Niederlage vermerkte, mag andeuten, wie bedeutsam dieser Verkauf nach Paris war, der keiner rein ökonomischen Logik folgte und andeutet, dass etwaige Bindungen der Schocken-Familie an das deutsche Auktionshaus und Heines an Düsseldorf nicht ins Gewicht fielen:

Wolfram (Hrsg.): Konsum und Gestalt, Leben und Werk von Salman Schocken und Erich Mendelsohn vor 1933 und im Exil, Berlin 2016, S. 235–248.

34 Vgl. dazu u.a.: Jost Hermand: Streitobjekt Heine. Ein Forschungsbericht 1945–1975, Frankfurt a.M. 1975; Louis Hay (Hrsg.): Essais de critique génétique, Paris 1979; Almuth Grésillon: Éléments de critique génétique. Lire les manuscrits modernes, 2. Aufl., Paris 2016.

35 Salman Schocken: Familien-Besprechung im Hotel Accadiah in Herzliah, [Protokoll, Oktober 1958. Typoskript], in: The Schocken Archive at the Jewish Theological Seminary of America, Jerusalem, SchA 870.

36 Hauswedell, Ein Arbeitsbericht 1927–1981, S. 199.

»Es gelang nicht, die umfangreichen Heine-Handschriften und -Dokumente aus der Sammlung Schocken für eine deutsche Sammlung zu sichern. Lange waren sie in Israel zurückgehalten worden, weil sie der nicht für einen Verkauf bestimmten Judaica-Sammlung zugerechnet wurden. Als eines Tages ein hohes zeitlich zu befristetes Gebot der ›Bibliothèque Nationale‹ in Paris vorlag, wurde uns für 14 Tage ein Vorkaufsrecht eingeräumt. Es erreichte uns zu einem unglücklichen Zeitpunkt (Sommerferien und Neuwahlen in Nordrhein/Westfalen); so konnte der notwendige, sehr erhebliche Betrag nicht aufgebracht werden.«³⁷

Hauswedells Rückschlag in Sachen Heine wurde durch den Verkauf der Grafiken von Käthe Kollwitz aus Schockens Besitz, der damals bedeutendsten Privatsammlung ihrer Werke, im Jahr 1967 ausgeglichen. Im Jahr 1968 wurden weitere Teile der Grafiksammlung Schockens in einer Auktion angeboten, die »neue Maßstäbe«³⁸ durch die Qualität des Angebots wie durch die sorgfältige Beschreibung der Bilder setzte. 1970 verkauften die Erben weitere Stücke der Autografen,³⁹ die Schocken erworben hatte: eine Sammlung von Goethe-Handschriften, die »allein wegen des in ihr enthaltenen ›Biographischen Schemas‹ mit Goethes eigenhändigen Vorarbeiten zu ›Dichtung und Wahrheit‹ von größtem Wert«⁴⁰ war. »Diese Handschrift erzielte«, bemerkte Volker Dahm sachlich, »mit 460000.- DM den höchsten Preis, der bis dahin für die Handschrift eines deutschen Dichters gezahlt wurde.«⁴¹ Und schließlich versteigerte Hauswedell 1975 und 1976 einen wesentlichen Teil der außergewöhnlichen Bibliothek Salman Schockens. Der Auktionator widmete dieser Sammlung zwei Kataloge, in denen er Schockens Leistung würdigte.⁴²

Hauswedell beschrieb den Verkauf als »abschließenden Höhepunkt der langjährigen Beziehung zur Familie Schocken, einer Verbindung, der mit besonderer Dankbarkeit zu gedenken ist«.⁴³ Forschungsbibliotheken und Sammler kauften seltene Drucke des 16. und 17. Jahrhunderts, Bücher von

37 Ebd., S. 279-280.

38 Vgl. ebd., S. 281.

39 Vgl. ebd., S. 284.

40 Dahm: Das jüdische Buch im Dritten Reich, S. 232.

41 Ebd.

42 Dr. Ernst Hauswedell & Ernst Nolte, Hamburg: Auktion 208. Die Bibliotheken Salman Schocken Karl Wolfskehl. Teil I. Hamburg 1975; ders.: Auktion 211. Die Bibliotheken Salman Schocken Karl Wolfskehl. Teil II. Hamburg 1976; ders.: Auktion 218: Wertvolle Bücher des 15.-20. Jahrhunderts. Handschriften. Autographen, Hamburg 1976.

43 Hauswedell, Ein Arbeitsbericht, 290.

Jakob Böhme, Martin Opitz, Andreas Gryphius, Grimmelshausen und anderen. Der komplette »Wandsbeker Bothe« (1773-1775), viele Widmungs-exemplare und Erstausgaben von Goethe, Hölderlin, Lessing, Kleist, George, Hofmannsthal, Rilke und anderen wechselten den Besitzer. Hauswedell offerierte auch einen der frühesten bekannten Eulenspiegel-Drucke, die erste Ausgabe des »Manifests der kommunistischen Partei« (London 1848) und 30 weitere Ausgaben dieses Textes sowie verschiedene Manuskripte von Wilhelm Grimm, Stefan George, Friedrich Gundolf, Lavater und anderen.⁴⁴

Viele dieser Materialien waren einmal Teil der Bibliothek Karl Wolfskehl gewesen, die Schocken 1937 erworben und vom Wohnsitz der Familie in Kiechlinsbergen über Berlin nach Palästina transferiert hatte, nachdem sie für den nach Italien geflohenen Dichter unzugänglich geworden war, und ein Verkauf als einzige Möglichkeit in einer Zwangssituation erschien, die mit der Emigration verbundene Reichsfluchtsteuer zu zahlen und eine finanzielle Grundlage für das Leben im Exil zu gewinnen.⁴⁵ Nur ein Jahr vor der Auktion 1975 hatte eine deutschsprachige israelische Zeitschrift den Wert der Wolfskehl-Bibliothek für eine zukünftige »Deutsche Abteilung« an der Hebräischen Universität von Jerusalem betont:

»[M]an kann sich gut vorstellen, welche praktische Bedeutung diese Spezialbücherei erhalten wird, wenn einmal das Judendeutsch des Mittelalters [...] zu einem vertieften Forschungsthema an der Hebräischen Universität werden wird. Der erst kürzlich gefasste Beschluss an ihr eine Abteilung für deutsche Sprache und Literatur zu gründen, dürfte die wissenschaftliche Auswertung der Wolfskehl'schen Nibelungensammlung in Jerusalem wahrscheinlich machen.«⁴⁶

44 Vgl. zur Auktion 1975 bes. Ingeborg Ramseger: Hauswedell & Nolte: Auktionen 208 und 210, in: *Aus dem Antiquariat* 12 (1975), S. A 381-A 386; Godebert M. Reiß: *Von Büchern und Büchernarren. Erinnerungen eines Antiquars*, Tübingen 2016, S. 59-65.

45 Vgl. Michael Thimann: *Karl Wolfskehl im Spiegel seiner Bibliothek*, in: Elke-Vera Kotowski und Gert Mattenklott (Hrsg.): »O dürft ich Stimme sein, das Volk zu rütteln!« *Leben und Werk von Karl Wolfskehl (1869-1948)*, Hildesheim, Zürich, New York 2007, S. 171-194; Andreas B. Kilcher: *Karl Wolfskehl's Bausteine einer Philosophie des Buches*, in: *Karl Wolfskehl. Bücher Bücher Bücher Bücher. Elemente der Bücherliebeskunst*, Darmstadt 2012, S. 12-27; Marcel Lepper: *Karl Wolfskehl's Bibliotheken. Wissenschaftsgeschichte und Provenienzforschung*, in: *Geschichte der Germanistik*, 47/48 (2015), S. 60-65; Caroline Jessen: *Der Sammler Karl Wolfskehl*, Berlin 2018.

46 Erich Gottgetreu: *Vom Sterben der Antiquariate, vom Fortleben der Archive und der Zukunft der deutschen Literaturforschung in Israel*, in: *Mitteilungsblatt des Irgun Olej Merkaz Europa (MB)*, 1. 11. 1974, S. 4.

Ob diese Vorstellung realistisch oder utopisch war, lässt sich nicht beurteilen, weil es anders kam. Die meisten von Wolfskehls Büchern und Handschriften wurden nach Deutschland transferiert, wo sie von Privatsammlern, Händlern und vor allem Forschungsbibliotheken aufgekauft wurden, die auf diese Weise zum Teil marginale, zum Teil wesentliche Lücken in ihren Sammlungen schlossen und den Bedürfnissen der deutschen Forschungslandschaft zu entsprechen versuchten. In der Verteilung der Drucke und Handschriften bilden sich die Umrisse der föderalen Bibliotheksstruktur, zum Teil auch die von der DFG geförderten Sondersammelgebieten ab: Das Deutsche Literaturarchiv Marbach erwarb zahlreiche Bände, um das Cotta-Archiv, die Mörike-Sammlung und Handschriften-Bestände zu erweitern. Die Bayerische Staatsbibliothek ergänzte ihre historische Sammlung regionaler Überlieferung um mittelalterliche und frühmoderne bayerische Handschriften, die Hessische Universitäts- und Landesbibliothek Darmstadt konzentrierte sich auf Publikationen hessischer Autorinnen und Autoren sowie Material mit Bezug zur Familie Wolfskehl in Darmstadt – und so weiter.⁴⁷

Wenn Archive und seltene Bücher als *Kulturbesitz* oder *kulturelles Erbe* gelten, hat die Wiedereingliederung *emigrierter* Sammlungen in deutsche öffentliche Einrichtungen Auswirkungen auf zwei Ebenen:

Die *Deutsche Forschungsgemeinschaft* (DFG) und andere deutsche Stiftungen haben Forschungsbibliotheken in Israel u.a. in der Erwerbung deutschsprachiger Literatur mit Bücherspenden unterstützt, während gleichzeitig unikale materielle Ressourcen nach Deutschland zurückgeführt und von Archiven, Museen, Forschungsinstituten und Bibliotheken erworben werden konnten, die von ebendiesen Stiftungen finanziert wurden. So wurden die Produkte deutscher Forschung nach Israel geschickt, die eine vor allem symbolisch relevante Auslandsgermanistik anerkannten, während Quellen für die Forschung an einen Ort zurückgebracht wurden, der als ihr *natürliches* oder *originäres* Habitat angesehen wurde. Diese Materialien ermöglichten kritische Ausgaben und Forschung, wurden Voraussetzung einer dichten Forschungsinfrastruktur, dienten einer deutschen Wissenschaft und bestätigten das Vorrecht deutscher Wissenschaftler und Universitäten, diese Materialien zu lesen, zu interpretieren und auszustellen. Erst eine genaue Auswertung der Korrespondenz der direkt oder indirekt an diesen Dynamiken beteiligten

47 Zur »Förderung des wissenschaftlichen Bibliothekswesens« durch die Stärkung koordinierter Sondersammelgebiete vgl. [Deutsche Forschungsgemeinschaft (Hrsg.):] DFG. Aufbau und Aufgaben der Deutschen Forschungsgemeinschaft. 8. Aufl., Wiesbaden 1970, S. 47-49; Nipperdey und Schumge, 50 Jahre Forschungsförderung in Deutschland, S. 91-92; Orth und Oberkrome (Hrsg.), Die Deutsche Forschungsgemeinschaft 1920-1970.

Institutionen und Personen könnte aber zeigen, welche Fragen, Überlegungen und Argumente diese Rückführung von Materialien begleiteten, die auf deutscher Seite als nationales Kulturgut angesehen wurden.

Auf einer abstrakteren und dennoch kritischen Ebene hatte die Rückkehr der Kulturgüter Auswirkungen auf eine immer noch präsente und prägnante Vorstellung historischer Kontinuität: Archive und Bibliotheken sind nicht nur einfach Speicher oder Lagerstätten. Ihre Sammlungs- und Materialpolitik resultiert aus Werturteilen, Machtgefügen und strategischen Überlegungen; ihre Bestände repräsentieren die Idee einer überzeitlichen Gemeinschaft von Texten, die mehr ist als die Summe ihrer Teile.⁴⁸ Die ambivalente, zwischen Integration und Absonderung changierende Markierung und Klassifizierung sogenannter Exilbibliotheken oder Exilnachlässe in Sammelstätten war ein wichtiger Schritt. Sie schuf Voraussetzungen für eine Revision des literarischen Kanons der Nachkriegszeit in Deutschland und setzte im Kern der Archive und Bibliotheken ein Erinnerungszeichen. Zugleich ermöglichte die nicht minder bemerkenswerte, stillschweigende Remigration zahlreicher Ikonen des deutschen Kulturerbes aus Emigranten- bzw. Exil-Sammlungen es, einen radikalen Traditionsbruch zu kaschieren beziehungsweise zu kitten.

Eine Bibliotheksgeschichte aus dem Jahr 1956 weist unter dem Eindruck der »Katastrophe«, die »über die deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken im Zweiten Weltkrieg hereingebrochen ist«, immer wieder auf die »Auffüllung der Kriegslücken«.⁴⁹ Dies fasst die Bemühungen der Bibliotheken und der Forschungsinstitutionen, die sie unterstützten – dies waren vor allem die Deutsche Forschungsgemeinschaft und die Stiftung Volkswagenwerk – zusammen, eine Tradition zu rekonstruieren, die lange vor der Bombardierung deutscher Städte zerstört worden war. Das Gefühl des Verlusts und Traditionsbruchs nach 1945 war groß und erschwerte es, den historischen Kontext, die Verfolgung und Ermordung jüdischer Kollegen, Nazi-Plünderungen und die Zerstörung jüdischer Bücher, zu reflektieren. Bibliotheken dokumentierten die eigenen Verluste im Krieg und hinterfragten später viele Wege der Rekonstruktion und Rehabilitation in dem rasch nach der »Katastrophe« einsetzenden Modernisierungsprozess nicht. In den Katalogen der Bibliotheken und Archive finden Forscherinnen und Forscher

48 Moshe Halbertal: *People of the Book. Canon, Meaning, and Authority*, Cambridge, Massachusetts 1997, bes. S. 11: »[C]anonization should be viewed not only as the addition of status to an accepted meaning but as a transformation of meaning itself.«

49 Georg Leyh: *Die deutschen Bibliotheken von der Aufklärung bis zur Gegenwart*, in: *Handbuch der Bibliothekswissenschaft*, Bd. 3, 2. Aufl., Wiesbaden 1956, S. 478 und S. 481. Vgl. auch ders.: *Die deutschen wissenschaftlichen Bibliotheken nach dem Krieg*, Tübingen 1947.

nur selten Hinweise auf die Herkunft ihres Forschungsmaterials, ganz so, als wäre der Aspekt der Überlieferung, als wären die Herkünfte und Wege von Autografen, Büchern und Sammlungen, die in der Nachkriegszeit in deutsche Sammlungseinrichtungen gelangten, ein profanes, für die eigentliche wissenschaftliche Arbeit irrelevantes Detail, eine Information der Hilfswissenschaften. So sind heute die Geschichten (Objektbiografien) derjenigen Handschriften und Drucke, die sich nur erhalten haben, weil sie von ihren Eigentümern an andere Orte transferiert wurden, unsichtbar. Wer käme auf den Gedanken, dass ein großer Teil der Briefe Fontanes der Staatsbibliothek Berlin knapp 30 Jahre in Jerusalem bewahrt wurde oder dass das heute im Deutschen Literaturarchiv Marbach als Teil des Nachlasses ausgewiesene Manuskript Ricarda Huchs zu Heinrich Wölfflins »Kunstgeschichtlichen Grundbegriffen« mitsamt der Bücher Karl Wolfskehl 1938 nach Jerusalem gelangt war und erst 1975 vom DLA erworben werden konnte.⁵⁰

Repräsentiert der Bestand der Archive und Bibliotheken in Namen und Titeln einen geschlossenen Überlieferungszusammenhang,⁵¹ der nicht selten als nationales oder regionales Erbe beworben und wahrgenommen wird, so bricht dieser in den Geschichten des Überlieferten, in den Provenienzen der Bücher und Handschriften, Gebrauchs- und Wirkungszusammenhänge auf.⁵² Hier werden Texte sichtbar als durch die Zeit hindurchgehende Phänomene mit einer eigenen Biografie, in der sich politische Geschichte und Literaturgeschichte brechen. Während die stille »Rückkehr« von Handschriften zur »deutschen« Literatur über internationale Handelsnetze im Sinne einer erhofften Heilung nach 1945 das Bild historischer und kultureller Kontinuität gestärkt hat, werden die damit einhergehenden nationalliterarischen Sammlungs- und Deutungszusammenhänge aus der Perspektive der Provenienz des Gesammelten porös. Erst eine genaue Rekonstruktion von Handelsnetzen und Transferrouen könnte zeigen, wie der deutsche Antiquariats- und Autografenhandel nach 1945 auf Flucht und Emigration reagierte und in welcher Spannung die beobachtbaren Dynamiken des

50 Ricarda Huch: Kunst und Weltanschauung, Bemerkungen zu Wölfflins »Kunstgeschichtlichen Grundbegriffen« [vom Druck abweichende Fassung], in: DLA Marbach, Nachlass Ricarda Huch, Zugangsnummer 75.318.

51 Beschreibungen des (religiösen) Kanons spiegeln diese symbolische Bedeutung. Vgl. besonders: Frank Kermode: The Canon, in: Robert Alter und Frank Kermode (Hrsg.): *Pleasure and Change. The Aesthetics of Canon*, New York 2004, hier S. 609; Frank Kermode: The Canon, in: Robert Alter und Frank Kermode (Hrsg.): *The Literary Guide to the Bible*, Cambridge, Mass. 1987, S. 600-610.

52 Vgl. besonders: Ulrich Johannes Schneider: Sammlungen, die Bibliothek, die Zukunft, in: *Denkströme* 8 (2012), S. 27-34, besonders S. 28.

Handels zu Vorstellungen von Nationalphilologie, nationalem Kulturgut, staatlicher Forschungsförderung stehen.⁵³ Erst das Zusammendenken beider Dimensionen des Gesammelten – die synchronen Sachzusammenhänge, die sich in Klassifikationssystemen spiegeln, und die diachronen Herkunfts- und Deutungszusammenhänge, die sich in Provenienzen abbilden – wird dem Status derjenigen Objekte gerecht, die sich in nationale Deutungsmuster fügen, um sie zugleich wieder zu durchkreuzen. In diesem Sinne könnte die Idee der Provenienz Aufmerksamkeit für die spezifische Zeitlichkeit von Texten implizieren, das heißt paradoxerweise auch: Aufmerksamkeit für einen Text als je angeeigneten, gelesenen und in Besitz genommenen sowie als Widerstand gegen jede Aneignung und Inbesitznahme ermöglichen. So öffnet die Kategorie der Provenienz eine Möglichkeit, Literatur in der Spannung von Materialgeschichte und ästhetischer Autonomie, Verortung und Zirkulation, Zeitlosigkeit und durchgreifender Zeitlichkeit wahrzunehmen.

53 Der Zusammenhang von Handel, Sammlung und Forschung wurde zunächst v.a. im Hinblick auf den Kunstmarkt beleuchtet und eröffnet der literaturwissenschaftlichen Forschung neues Terrain. Fallbezogene Rekonstruktionen finden sich aber seit Langem in einigen sorgfältigen Kommentaren historisch-kritischer Nachlasseditionen und entsprechenden Dokumentationen.

FORSCHUNGEN

WIE GEHT SAMMLUNGSFORSCHUNG?

BERICHT EINER ANFÄNGERIN

Der vorliegende Band zeigt es eindrücklich: Wer in der zweiten Förderphase des Forschungsverbunds Marbach Weimar Wolfenbüttel neu dazugestoßen ist, hat einiges nachzuholen. Im Laufe der Jahre hat sich hier große Sachkenntnis gebündelt, die sich bereits in eigenem Vokabular bemerkbar macht. Alle, die einmal bei einer MWW-Besprechung dabei waren, wissen, wie viele Abkürzungen – ZfdG, SEK, VFR und vieles mehr – fortlaufend benutzt und nur selten erklärt werden. Aber auch elementare Begriffe wie etwa die Themen der übergeordneten Forschungsgruppen Raum, Provenienz, Ökonomie stellen zunächst Rätsel dar, die sich nur durch intensives Eintauchen in die Arbeiten zahlreicher Vorgänger*innen lösen lassen. MWW selbst ist mittlerweile zu einer eigenen Wissenssammlung geworden, die Anfänger*innen der Sammlungsforschung – übrigens noch einer dieser Begriffe – zunächst aufarbeiten müssen, um sich dann beteiligen zu können.

Die Frage, die sich uns in den neuen Projekten also vordergründig stellte, war die nach einem geeigneten Anfang. Wie schafft man es, fünf Jahren Vorarbeit gerecht zu werden? Wo setzt man mit der eigenen Forschung an?

Im Forschungsprojekt »Weltwissen« waren wir uns einig, dass wir uns zunächst unserem eigentlichen Forschungsgegenstand annähern müssten.¹ Unsere Antwort mag folglich banal klingen: Wir wollten uns auf das Wesentliche besinnen und gingen ganz an den Anfang, zurück zu den Sammlungen selbst. Wir mussten für uns klären, was wir unter dem Begriff Sammlung verstehen und wie wir diese greifbar und auswertbar machen können. Ein wichtiges Anliegen war dabei von Anfang an, Methoden und Arbeitsumstände zu reflektieren, um so auch den mehrstufigen Überlieferungsprozessen der Sammlung gerecht werden zu können. Der vorliegende Beitrag kann als Resultat eben dieser Selbstreflexion angesehen werden. Aus diesem Grund geht es in den folgenden Ausführungen weniger um Ergebnisse, sondern um die Fragen und somit das Erkenntnispotenzial der Sammlungsforschung. Zunächst wende ich mich den Quellen der Sammlung zu (1), um in einem zweiten Schritt

1 Ich danke Stephan Bialas-Pophanken, Bibliothekar im Projekt »Weltwissen«, für inhaltliche Ergänzungen und die kritische Lektüre dieses Aufsatzes.

exemplarisch die Sammlungen Elisabeth Sophie Maries von Braunschweig-Lüneburg vorzustellen (2). Danach reiße ich unsere Forschungsfragen und Herangehensweisen (3) an, um schließlich auf die Erfahrungen und Beobachtungen einzugehen, die wir in den ersten anderthalb Jahren Projektarbeit gemacht haben (5). Das kurze Fazit blickt, jenseits der einzelnen Fallstudie, perspektivisch auf das Potenzial der digitalen Sammlungsforschung (6).

1. Sammlungen und ihre Quellen

Das Ziel des MWW-Projekts »Weltwissen« ist es, die Entwicklungen der fürstlichen Privatbibliotheken in Wolfenbüttel und Braunschweig im 17. und 18. Jahrhundert nachzuzeichnen.² Im Fokus stehen dabei die Sammlungspraktiken und das damit einhergehende kulturelle und wissenschaftliche Interesse des fürstlichen Adels. Die Sammlungen, die wir uns im Projekt ansehen, lassen sich als die Gesamtheit eines privaten Buchbesitzes beschreiben, der – und das ist für unsere Forschung wichtig – auf Veranlassung der Besitzer*innen oder der Erb*innen, beziehungsweise der erbenden Institutionen, schriftlich dokumentiert wurde. Durch diese Dokumentation werden die Sammlungen für uns heute überhaupt sichtbar.

Unser primäres Interesse gilt der historischen Sammlung und ihrer Zusammensetzung. Zusätzlich fragen wir nach dem Verbleib der Objekte und den unterschiedlichen Stationen der Objektbiografien.³ Konkret: Wo befinden sich die Objekte heute und wie sind sie dort hingelangt? Unsere Sammlungsforschung findet daher auf mehreren Zeitachsen statt: Es geht um die Rekonstruktion der vergangenen Sammlungszusammenhänge und schließlich um die Erforschung der Sammlung innerhalb der heutigen (institutionellen) Bestände. Die besondere Herausforderung ist dabei das Modellieren dieser verschiedenen Sammlungskomplexe und ihr Beziehungsgeflecht zueinander. Jenseits der historischen Forschung ist ein integraler Teil unserer Arbeit folglich die Erschließung des Bestands der heutigen Herzog August Bibliothek.

2 Zum Begriff der Privatbibliothek siehe Wolfgang Adam: Privatbibliotheken im 17. und 18. Jahrhundert. Fortschrittsbericht (1975-1988), in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 15,1 (1990), S. 123-173; Gabriele Ball: Einführung Privatbibliotheken, in: Ulrich Johannes Schneider (Hrsg.): Kulturen des Wissens im 18. Jahrhundert, Berlin, New York 2008, S. 191-194.

3 Vgl. Igor Kryptoff: The Cultural Biography of Things. Commodization as Process, in: Arjun Appadurai (Hrsg.): The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective, Cambridge 1986, S. 64-91; Ulrike Gleixner, Constanze Baum, Jörn Münkner und Hole Rößler (Hrsg.): Biographien des Buches, Göttingen 2017.

Darüber hinaus ist der MWW-Zusammenhang mitzudenken, der eine dritte, in die Zukunft weisende Ebene eröffnet. Das Projekt dient letztendlich der im Verbund praktizierten sammlungsbezogenen Grundlagenforschung. Unsere Arbeit ist die Basis für die Weiterentwicklung von (digitalen) Methoden und Tools und damit Dienstleistung für zukünftige Sammlungsforscher*innen.

Am Anfang unserer Forschung gehen wir von der Sammlung als eigentlicher Quelle unserer Erkenntnis aus. Wir wissen um eine oder mehrere (historische) Sammlungen, die zum Ausgangspunkt all unserer Fragestellungen werden. Dabei sind sowohl die einzelnen Objekte als auch die Sammlung in ihrer Gesamtheit Quellen für unsere Erkenntnisse. Neben den Objekten, wenn sie noch physisch vorhanden sind, besitzen selbstverständlich die Sammlungsräume ebenso materielle Evidenz. In unserem Fall kommt eine Vielzahl an überlieferten Schriftstücken hinzu, die die Sammlungen auf die eine oder andere Weise dokumentieren. Dabei kann es sich um Kataloge, Inventare, Testamente, Beschreibungen, Berichte, Rechnungen und vieles mehr handeln. Diese Schriftstücke sind einerseits aufgrund ihrer Listenfunktion relevant, sie bezeugen die Präsenz von Objekten in einer Sammlung zu einer bestimmten Zeit.⁴ Andererseits stellen die Katalogtexte aber auch Verbindungen zwischen den Einzelobjekten her und offenbaren die Zusammenhänge, die heute vielfach gar nicht mehr bestehen. Die Kataloge geben zudem Einblick in Aufstellung und Aufbewahrung, in Ordnungssysteme und Katalogisierungspraktiken, bisweilen dokumentieren sie Zuwachs und Verluste. Die Kataloge selbst sind demnach viel mehr als nur Listen, mehr als

4 Zu Bücherlisten als Quellen vgl. Malcolm Walsby: *Book Lists and Their Meaning*, in: Malcolm Walsby und Natasha Constantinidou (Hrsg.): *Documenting the Early Modern Book World. Inventories and Catalogues in Manuscript and Print*, Leiden 2013, S. 1-24; Archer Taylor: *Book Catalogues: Their Varieties and Uses*, Winchester 2. Aufl. 1986; Paul Raabe: *Bibliothekskataloge als buchgeschichtliche Quellen. Bemerkungen über gedruckte Kataloge öffentlicher Bibliotheken in der frühen Neuzeit*, in: Paul Raabe (Hrsg.): *Tradition und Innovation. Studien und Anmerkungen zur Bibliotheksgeschichte*, Frankfurt a.M. 2013, S. 69-89; Reinhard Wittmann: *Bücherkataloge des 16.-18. Jahrhunderts als Quellen der Buchgeschichte. Eine Einführung*, in: Reinhard Wittmann (Hrsg.): *Bücherkataloge als buchgeschichtliche Quellen in der frühen Neuzeit*, Wiesbaden 1984, S. 7-17; Helwi Blom, Rindert Jagersma und Juliette Reboul: *Printed Private Library Catalogues as a Source for the History of Reading*, in: Mary Hammond (Hrsg.): *Edinburgh History of Reading*, Edinburgh 2020, S. 249-269; Jill Bepler: *Die Lektüre der Fürstin. Die Rolle von Inventaren für die Erforschung von Fürstinnenbibliotheken in der Frühen Neuzeit*, in: Jill Bepler und Helga Meise (Hrsg.): *Sammeln, Lesen, Übersetzen als höfische Praxis der Frühen Neuzeit. Die böhmische Bibliothek der Fürsten Eggenberg im Kontext der Fürsten- und Fürstinnenbibliotheken der Zeit*, Wiesbaden 2010, S. 201-227.

nur die Dokumentation einer Sammlung, denn sie sind Wissensspeicher für die kulturelle Praxis, die wir Sammeln nennen.

2. Die Sammlungen Elisabeth Sophie Maries von Braunschweig-Lüneburg

Als veranschaulichendes Beispiel sollen hier die Sammlungen der Herzogin Elisabeth Sophie Marie von Braunschweig-Lüneburg (1683-1767) herangezogen werden. Sie besaß einerseits eine substanzielle Bibliothek von ca. 3700 Bänden sowie eine gesondert aufgestellte und katalogisierte Bibelsammlung von rund 1200 Exemplaren. Die Bibeln vermachte sie 1765 noch zu Lebzeiten der großen Wolfenbütteler Bibliothek, die nicht biblische Sammlung kam nach ihrem Tod an die Bibliothek, wo die Bücher sich zu einem großen Teil bis heute erhalten haben.⁵ Es scheint demnach plausibel, dass bereits Elisabeth Sophie Marie ihren Buchbesitz als zwei unterschiedliche Entitäten begriff. Dies spiegelt auch die Überlieferung bis heute. So gibt es im Bibliotheksarchiv einen handschriftlichen Katalog ihrer Bibliothek von 1768, der die nicht biblische Sammlung erfassen sollte. Seiner Funktion als Sammlungsdokumentation kommt der Katalog jedoch nur bedingt nach.⁶ Da der Bibliothekar Karl Johann Anton von Cichin (1723-1793) inmitten seiner Verzeichnungstätigkeit gestoppt wurde, bleibt der Informationswert limitiert: Lediglich Folio- und Quartformate sind katalogisiert, der substanziellere Rest der Bibliothek fehlt. Cichins eigener Aussage zufolge hatte man bald nach Beginn der Katalogisierung beschlossen, die Bücher in den Gesamtbestand einzuordnen, dementsprechend brauchte es keine gesonderte Verzeichnung mehr. Es handelt sich hier also um eine heute nicht mehr im Zusammenhang bestehende Sammlung, die uns nur fragmentarisch schriftlich überliefert ist. Die Tatsache, dass der Katalog in späterer Zeit mit zwei anderen Katalogen von Fürstenbibliotheken zusammengebunden worden ist, deutet darauf hin, dass die Eingliederung der Sammlungen eine allgemeine bibliothekarische Entscheidung war. Offen-

5 Zu Elisabeth Sophie Marie vgl. Maria Munding, Heimo Reinitzer: Elisabeth Sophie Marie, in: Biographisches Lexikon für Schleswig-Holstein und Lübeck, Bd. 11, Neumünster 2000, S. 91-94; Ulrike Gleixner: Lutherbildnisse im Dienst fürstlicher Selbstdarstellung, in: Hole Rößler (Hrsg.): Luthermania. Ansichten einer Kultfigur, Wiesbaden 2017, S. 306-309.

6 Standortkatalog der Bibliotheken der Herzogin Elisabeth Sophia Maria sowie der Prinzen Wilhelm Adolf und Ludwig Ernst (1768), Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, BA I, 63, <http://diglib.hab.de/mss/ba-1-634/start.htm> [zuletzt 5. 1. 2021].

sichtlich wollte man trotz ihrer Auflösung die ursprünglichen Sammlungszusammenhänge zumindest überliefern.

Die Bibelsammlung wiederum ist durch einen gedruckten Katalog aus dem Jahr 1752 sehr gut tradiert.⁷ Daneben existiert im Bibliotheksarchiv ein besonderes durchschossenes Exemplar dieses gedruckten Kataloges.⁸ Auf die zusätzlich eingebundenen Blätter wurde der gedruckte Katalog über die Jahre mit neuen Bibelerwerbungen ergänzt. Die letzten Einträge beziehen sich auf Bibeln, die erst im späten 19., frühen 20. Jahrhundert gedruckt worden sind. Somit ist der Katalog eine einzigartige Quelle für die Entwicklung einer Sammlung über Jahrhunderte hinweg. Hinzu kommt ein handschriftlicher »*Conspectus Bibliothecae Biblicae*« aus dem Jahr 1765, der vermutlich den Bestand abbildet, wie er nach Wolfenbüttel kam.⁹

Parallel zum gedruckten Katalog entstanden zudem in den Jahren ab 1753 die »historisch-critischen Nachrichten« zur Bibelsammlung.¹⁰ In dem Publikationsorgan veröffentlichte Elisabeths Hofprediger Georg Ludolph Otto Knoch (1705-1783) Informationen zu ausgewählten Bibeln, die Rückschlüsse auf Provenienzen, frühere Sammlungskomplexe, Einkaufspreise und vieles mehr erlauben. Darüber hinaus besitzt die HAB ein Stammbuch Elisabeth Sophie Maries, in das sich die Besucher*innen der Bibelsammlung eintrugen.¹¹ Es enthält Namen, Daten sowie in vielen Fällen Sprüche und Bibelstellen, mit denen die Gäste sich verewigten. Es handelt sich demnach um eine Quelle, die ebenso wie der Katalog eine Vielzahl an potenziellen Auswertungsmöglichkeiten bietet und durch den die Sammlung sich in

7 Georg Ludolph Otto Knoch: *Bibliotheca Biblica*. Das ist Verzeichnis der Bibel-Sammlung, welche die durchlauchtigste Fürstin und Frau Elisabeth Sophia Maria erst verwittwete Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg [...] in mancherley Sprachen, absonderlich der teutschen durch D. Mart. Luthern, gesammelt u. in dero Bücher-Schatz auf dem grauen Hofe, der christlichen Kirche zum Besten aufgestellt hat, Braunschweig 1752; vgl. zur Bibelsammlung auch Werner Arnold: Die Bibelsammlung, in: Paul Raabe (Hrsg.): *Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel*, Braunschweig 1978, S. 42-49.

8 Katalog der Bibelsammlung Elisabeth Sophia Marias (1752) (Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, BA I, 633), <http://diglib.hab.de/mss/ba-1-633/start.htm> [zuletzt 5.1.2021].

9 »*Conspectus Bibliothecae Biblicae*« vom 10. September 1765 in NLA-WO, VI Hs 15 Nr. 128b, Bl. 37r.

10 Georg Ludolph Otto Knoch: *Historisch-critische Nachrichten von der braunschweigischen Bibelsammlung*, Hannover und Wolfenbüttel 1754.

11 Stammbuch der Herzogin Elisabeth Sophie Marie von Braunschweig, Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Cod. Guelf. 125.25a Extrav., <http://diglib.hab.de/mss/125-25a-extrav/start.htm> [zuletzt 5.1.2021].

einem größeren Kontext verorten lässt. Schließlich hat die Bibelsammlung den Vorteil, dass sie quasi vollständig in die Wolfenbütteler Bibelsammlung übergegangen ist, wo Elisabeth Sophie Maries Exemplare heute noch den Großteil des Bestandes ausmachen.¹² Wenngleich die Sammlung aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang gerissen wurde, lassen sich die Bände der Fürstin eindeutig identifizieren. In einigen Fällen sind die Provenienzen bereits im OPAC der Herzog August Bibliothek verzeichnet, sodass dieser ebenfalls als relevante Quelle für die Sammlungsforschung dient. Wenngleich es viele Lücken gibt, ist der Katalog doch eine effiziente Möglichkeit, eindeutig identifizierten Sammlungsobjekten auf die Spur zu kommen.¹³ Der OPAC erweist sich damit als wertvolle Ergänzung zu den mitunter unvollständigen zeitgenössischen Katalogen.

3. Fragen und Herangehensweisen der Sammlungsforschung

Die beschriebenen Quellen stellen uns vor eine Reihe von Herausforderungen, die vielen sammlungsbezogenen Forschungsprojekten inhärent sind.

Auf methodisch-theoretischer Ebene stellen sich Fragen zum Erkenntniswert der Quellen. Ziel der Fallstudie soll es sein, das Verhältnis von Katalog und Sammlung zu beleuchten und die Dokumente jenseits ihrer Listenfunktion nutzbar zu machen. Die Kataloge selbst sollen als Sammlungsgegenstände betrachtet werden, die es zu erforschen gilt. Ihre physische Beschaffenheit kann dabei ebenso relevant sein wie ihre Inhalte. Zudem gliedern sie sich oft in ein ganzes Netzwerk an sich gegenseitig referenzierenden Schriftstücken ein, das in seinem Gesamtzusammenhang untersucht werden kann. Dennoch ist auch Vorsicht geboten. Sammeln heißt nicht Benutzung, Besitzen bedeutet nicht Lesen. Aus einzelnen Objekten Rückschlüsse auf Interessenslagen von Besitzer*innen zu ziehen, birgt immer die Gefahr der Überinterpretation. Ebenso lässt sich über den Grund, wieso jemand sammelt, zwar hervorragend spekulieren, jedoch nur selten gesicherte Aussagen treffen. Das Ziel der Sammlungsforschung sollte es folglich nicht sein, Sammler*innen zu analysieren, sondern vielmehr ihre Sammelpraktiken zu beobachten und

12 Die Sammlung wurde in der Rotunde in eigens angefertigten Repositorien aufgestellt und durch eine Inschrift sowie das Bildnis der Herzogin besonders gekennzeichnet. Vgl. Mechthild Raabe: Die fürstliche Bibliothek in Wolfenbüttel und ihre Leser: zur Geschichte des institutionellen Lesens in einer norddeutschen Residenz 1664-1806, Wolfenbüttel 1997, S. 84.

13 Der OPAC der HAB ist aufrufbar unter: <https://opac.lbs-braunschweig.gbv.de/DB=2/> [zuletzt 4. 1. 2021].

zu kontextualisieren. Welche Aussagekraft haben die Sammlungen und ihre Quellen also? Was wollen wir durch sie erfahren und welche Fragen können wir tatsächlich an sie stellen?

Besonders wichtig erscheint mir dabei das Bewusstsein für die unterschiedlichen Sammlungszeitachsen, die den Bogen von der Inbesitznahme eines Objekts hin zu ihrer heutigen physischen Lokalität spannen. Im Falle von Elisabeth Sophie Maries Sammlungen interessieren uns daher zunächst ihr Ursprung und die damit einhergehende Relation von Sammlerin und den gesammelten Objekten.

Was sammelte die Fürstin? Wir fragen uns, ob es Themenschwerpunkte gab und ob so spezielle Interessen auszumachen sind. Wie beschaffte sich die Fürstin ihre Bücher? Gerade bei der Bibelsammlung wird dies etwa an vielen Stellen sichtbar, wenn Provenienzen genau ausgemacht werden können und rückverfolgbar ist, auf welchen Auktionen die Bibeln angekauft wurden oder über welche informellen Wege sie zu Elisabeth Sophie Marie gelangt sind. Hier können demnach Akteure nachverfolgt werden, die am Entstehen der Sammlung beteiligt waren. Wie und wo wurden die Bücher aufbewahrt? Hier analysieren wir Ordnungskonzepte, Aufbewahrung und Ausstellung der Bücher. Dies kann uns schließlich auch Einsicht in die Benutzung der Bücher geben. Waren die Sammlungen nur für den privaten Gebrauch bestimmt oder waren sie an eine größere Öffentlichkeit adressiert? Die Frage nach der Interaktion zwischen Bibelsammlung und sonstiger theologischer Literatur stellt sich dabei in Besonderem. Was las die Sammlerin selbst und finden sich Leseuren? Findet das Gelesene Niederschlag in der schriftlichen Produktion der Fürstin? Äußert sie sich dazu in Briefen oder in Publikationen?

Wie bereits erwähnt, kamen die Bücher auf Wunsch der Sammlerin 1765 an die Wolfenbütteler Bibliothek. Dies bedeutet für die Objekte eine Zäsur. Sie kamen nicht nur an einen neuen Ort, sie wurden neu aufgestellt und somit in neue Zusammenhänge integriert. Die Sammlung verlor damit ihren privaten Charakter, sie war nun Teil einer Institution und wurde damit auch Teil einer Institutionengeschichte. Elisabeth Sophie Maries Bibliothek wird so eine von vielen sogenannten Fürstenbibliotheken, die im 18. Jahrhundert in die Wolfenbütteler Bibliothek integriert wurden und einen Großteil des Wachstums der Bibliothek ausmachten.¹⁴ Dem Umstand ist letztendlich überhaupt die Überlieferung der Sammlung zu verdanken, die es uns erlaubt, Forschung zu

14 Zu den Fürstenbibliotheken siehe Werner Arnold: Wolfenbüttel, Herzog August Bibliothek, Fürstenbibliotheken des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Bernhard Fabian (Hrsg.): Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland, Bd. 2,2, Hildesheim u.a. 1998, S. 211–213.

den Bibliotheken zu betreiben. Auf der Ebene der Wolfenbütteler Bibliothek können wir fragen, warum die Sammlungen noch im 18. Jahrhundert getrennt wurden. Wie funktionierte die Eingliederung in die vorhandenen Bestände? Wurden alle Bücher behalten? Wie ging man mit Dubletten um? Wie wurden die Bücher nun thematisch aufgestellt? Wie und von wem wurden und werden sie bis heute genutzt?

Damit ist die Brücke zum allgemeinen Sachverhalt der Privatbibliotheken geschlagen. Wie bereits angedeutet, sind die Sammlungen Elisabeth Sophie Maries bei Weitem nicht die einzigen, die Eingang in die Herzog August Bibliothek gefunden haben. Fast alle Mitglieder der fürstlichen Familie hatten im 18. Jahrhundert eigene Bibliotheken, die sie der Wolfenbütteler Bibliothek vermachten. Und das Phänomen findet sich natürlich nicht nur am Wolfenbütteler Hof.¹⁵ Ausgehend von Elisabeth Sophie Maries Bibliothek und einer Reihe anderer Beispiele kann gefragt werden, welche unterschiedlichen Funktionen die fürstlichen Sammlungen erfüllten und inwiefern die Zuschreibung privat überhaupt zutreffen kann.

Um die Fragen wenigstens ansatzweise beantworten zu können, erschien uns eine zweiteilige Herangehensweise geeignet, die die doppelte Überlieferung der Sammlung spiegelt.

Zunächst gehen wir von den schriftlichen Quellen aus, anhand derer wir versuchen, die Sammlungen zunächst so vollständig wie nur möglich digital zu rekonstruieren. Am Anfang steht daher die Transkription der historischen Kataloge und die OPAC-Recherche nach dem Verbleib der Exemplare. Wir wollen möglichst jedes einzelne Sammlungsobjekt verzeichnen und mit dazugehörigen Metadaten anreichern, die die Quellen und Objekte möglichst vollständig abbilden können. Dies passiert sowohl auf der allgemein bibliografischen Ebene – also Titel, Autor*innen, Orte etc. – als auch spezifisch auf das Exemplar bezogen, etwa Altsignaturen, Provenienzeinträge, Lesespuren, Notizen. Hier besteht wiederum die Herausforderung, dass wir die unter-

15 Vgl. dazu allgemein Volker Bauer, Elizabeth Harding, Gerhild Scholz Williams und Mara R. Wade (Hrsg.): *Frauen-Bücher-Höfe: Wissen und Sammeln vor 1800. Women-Books-Courts: Knowledge and Collecting before 1800. Essays in Honor of Jill Bepler*, Wiesbaden 2018; Claudia Brinker-von der Heyde, Annekatrin Inder, Marie Isabelle Vogel, Jürgen Wolf (Hrsg.): *Frühneuzeitliche Bibliotheken als Zentren des europäischen Kulturtransfers*, Stuttgart 2014; Claudia Brinker-von der Heyde und Jürgen Wolf (Hrsg.): *Repräsentation, Wissen, Öffentlichkeit. Bibliotheken zwischen Barock und Aufklärung*, Kassel 2011; Jill Bepler und Helga Meise (Hrsg.): *Sammeln, Lesen, Übersetzen als höfische Praxis der Frühen Neuzeit. Die böhmische Bibliothek der Fürsten Eggenberg im Kontext der Fürsten- und Fürstinnenbibliotheken der Zeit*, Wiesbaden 2010.

schiedlichen Zeitachsen der Quelle abbilden müssen. Das Ziel ist es, Daten zu allen Stationen einer Objektbiografie zu sammeln. Darüber hinaus bestimmen freilich unsere Forschungsfragen, welche zusätzlichen Daten erhoben werden. So ermitteln wir beispielsweise das Geschlecht von Autor*innen, um der in der Literatur häufig geäußerten Vermutung nachzugehen, ob Frauen tatsächlich mehr Werke von Autorinnen sammelten. Wir müssen demnach die Fragen, die wir an eine Auswertung stellen, antizipieren und mit in das Datenmodell aufnehmen. Ganz konkret erfolgt die Datenerhebung nach einem XML-Schema, das speziell für das an der HAB entwickelte Programm LibReTo entworfen wurde.¹⁶ Der Vorteil liegt hier in der Flexibilität des Datenmodells, das einfache Ergänzungen zulässt und sich an die Fragestellungen anpassen lässt. LibReTo ermöglicht schließlich die online-Darstellung sowie die flexible Visualisierung der Daten, die eine Auswertung unterstützen.

Parallel dazu nehmen wir eine autoptische Untersuchung der Bestände an der HAB vor. Damit können wir die bereits von uns aufgenommenen Objekte durch die oben genannten Metadaten ergänzen. Denn aus den Originalexemplaren lässt sich eine Vielzahl an Informationen ablesen. Von besonderer Relevanz sind in unserem Projekt Provenienzvermerke. Durch sie können wir Vorbesitzer*innen identifizieren und Objektbiografien nachverfolgen. So lassen sich persönliche Beziehungen – etwa Schenkungen oder Erbschaften – rekonstruieren, aber auch Ankaufsprozesse nachzeichnen. In Elisabeth Sophie Maries Fall tauchen wiederholt die gleichen Vorbesitzer auf, was ein deutliches Zeichen für den Ankauf von ganzen Sammlungen oder zumindest »Buchpaketen« ist. Neben den Provenienzeinträgen sind Abnutzungs- und sonstige Gebrauchsspuren äußerst aussagekräftig, da sie uns Hinweise auf das Leseverhalten geben. Besonders wertvoll sind in diesem Kontext Anstreichungen, Vermerke und Kommentare, die belegen, wie gelesen wurde. Im Falle Elisabeth Sophie Maries finden sich in einigen Werken Angaben zu Lesedatum beziehungsweise Anfang und Ende der Lektüre. In vielen Büchern finden sich zudem Altsignaturen, die uns einerseits dabei helfen, diese Bücher eindeutig der Provenienz Elisabeth Sophie Marie zuzuordnen und die andererseits Hinweise auf frühere Sammlungszusammenhänge geben. Dank ihnen können wir systematisch rekonstruieren, wie die Bücher ursprünglich aufgestellt und geordnet waren. Eine Besonderheit der Bibeln sind zudem eingebundene Autografen, die in vielen Fällen Luther und

¹⁶ Als LibReTo Transform zur freien Nachnutzung unter einer MIT-Lizenz veröffentlicht: <https://github.com/hbeyer/libreto-transform> [zuletzt 5.1.2021]. Das Programm verarbeitet Erschließungsdaten im CSV- oder XML-Format zu einer Visualisierung in statischem HTML mit Grafiken auf Javascript-Basis.

anderen Reformatoren zuzuordnen sind.¹⁷ Die Vermutung liegt nahe, dass Elisabeth Sophie Marie gezielt solche Exemplare sammelte, was mit einer großen Wertsteigerung der eigentlichen Bibel verbunden war. Dank dieser Autografen und mithilfe der zeitgenössischen Publizistik lassen die Bibeln sich oftmals bis zu ihren ersten Besitzer*innen zurückverfolgen. Genauso wichtig wie die Suche nach Besonderheiten in den Büchern ist uns allerdings die Tatsache, dass wir mit der sehr genauen Inspizierung der Bestände der HAB – hier scheint im Besonderen die Augusteer-Gruppe, die Mittlere Aufstellung sowie die Bibelsammlung relevant – die Unvollständigkeit der schriftlichen Quellen kompensieren können. Nachdem wir uns eingehend mit der Optik von Elisabeth Sophie Maries Einbänden befasst haben, ist es uns nämlich möglich geworden, die Regale systematisch nach ihren Büchern abzusuchen. Stephan Bialas-Pophanken gelang es dabei insbesondere, viele der kleinen Formate, die nicht im handschriftlichen Katalog verzeichnet sind, zu identifizieren. Bisher konnten wir so über 500 zusätzliche Bände der Bibliothek zuordnen. Die Möglichkeit einer vollständigen Rekonstruktion, und somit auch die digitale Auswertbarkeit der Bibliothek, rücken damit in greifbare Nähe.

4. Erfahrungen – Ein Zwischenstand

Bei unserer Arbeit haben wir bisher sehr von der im MWW-Kontext stark geförderten Interdisziplinarität unseres Projektteams profitiert. Die gut ineinandergreifende Expertise von Bibliothekar*innen, Digital Humanities Expert*innen und Geisteswissenschaftler*innen stellt unterschiedliche Perspektiven auf die Sammlungen sicher. Quellen, Daten und Auswertung werden so von Anfang an zusammengedacht. Gleichzeitig müssen Arbeitsprozesse angepasst werden, die ein Ineinandergreifen unterschiedlicher Arbeitsschritte ermöglichen. Dies stellt einerseits eine organisatorische Herausforderung dar, schafft aber andererseits auf mehreren Ebenen einen Mehrwert.

Aus bibliografischer Sicht stellt das Projekt einen Nutzen für die Herzog August Bibliothek dar, da die eigenen Bestände intensiv erschlossen werden. Durch die Verzeichnung von Provenienzdaten oder sonstigen exemplarspezifischen Angaben können die hauseigenen Kataloge substanziell ergänzt und Recherchemöglichkeiten im OPAC erweitert werden. Es handelt sich

¹⁷ Siehe dazu Heimo Reinitzer: *Biblia deutsch. Luthers Bibelübersetzung und ihre Tradition*, Wolfenbüttel 1983.

dabei um eine direkte Art der Veröffentlichung von Forschungsdaten, die allen Nutzer*innen der Bibliothek zugute kommt. Die mit der Verzeichnung einhergehende sehr genaue autoptische Untersuchung der Bestände trägt maßgeblich dazu bei, bisher übersehene materielle und textuelle Eigenschaften der Bücher aufzuspüren. Besondere Ausgaben, verschiedene Einbände, Lesespuren, das alles lässt sich nur durch ein genaues Hinschauen entdecken. Dank der von uns erforschten Sammlungszusammenhänge bekommen sie zusätzliche Bedeutung, da diese Funde nun einzuordnen sind. Ein Beispiel hierfür sind etwa die zahlreichen Luther-Autografen, die in Elisabeths Bibeln eingebunden sind. Wir können ihre Spuren bis hin zu ihren Ursprüngen verfolgen und Überlieferungskontexte rekonstruieren.

Die genaue Rekonstruktion der Sammlung, die inhaltliche Auswertung der sammlungsdokumentierenden Quellen und natürlich die Objekte selbst erzählen viele Geschichten, die wir als Sammlungsforschende zusammensetzen und deuten können.

Aus historiografischer Sicht zeichnet sich eine Erweiterung der Perspektive auf die historische Figur Elisabeth Sophie Maries ab. Die eingehende Beschäftigung mit ihrer Sammlung lässt Rückschlüsse auf eine Funktion zu, die weit über die Frömmigkeit der Fürstin hinausgeht. Einerseits spiegelt sich in der Bibelsammlung ein genuines gelehrtes Interesse der Fürstin. Sie sah in »Gottes Wort« nicht nur eine Rückversicherung für das eigene Seelenheil, sondern einen Weg zum Ursprung des christlichen Glaubens. In ihren Publikationen bemühte sie sich, andere christliche Dogmen zu verstehen und aus ihrer Sicht zu erklären. Elisabeth Sophie Marie war dabei offensichtlich weniger lutherische Kämpferin als Brückenbauerin hin zu anderen Konfessionen. Die Sammlung zeichnet damit nicht nur ein Bild einer frommen, sondern einer womöglich an konfessioneller Versöhnung interessierten Fürstin. Andererseits zeigten sich weitere Facetten ihrer Witwenschaft: So lässt sich eine gewisse Häufung von »Oeconomica« in ihrer nicht biblischen Sammlung erkennen, die möglicherweise in der Erledigung ihrer Alltagsgeschäfte zum Einsatz kamen. In der Literatur zur Regierungszeit ihres Mannes August Wilhelm wird zudem Einfluss und das ökonomische Geschick Elisabeth Sophie Maries erwähnt. Nach dem Tod des Fürsten betätigte sie sich über Jahre hinweg als erfolgreiche Verwalterin von eigenen Ländereien.¹⁸ Die Vermutung liegt nahe, dass die Fürstin sich so ihre bereits zu Lebzeiten überaus

¹⁸ Christof Römer: Das Zeitalter des Hochabsolutismus, in: Horst-Rüdiger Jarck und Gerhard Schildt (Hrsg.): Die Braunschweigische Landesgeschichte. Jahrtausendrückblick einer Region, Braunschweig 2000, S. 535-575, hier S. 561.

wertvolle Bibelsammlung überhaupt erst finanzieren konnte – eine Frage, die bisher von der Forschung nicht einmal gestellt wurde. Hier eröffnen sich somit neue Forschungsperspektiven, die bisherige Annahmen infrage stellen und Handlungsspielräume der Fürstinnen generell in den Blick nehmen.

Aber das Projekt stellt nicht nur einen Erkenntnisgewinn in Bezug auf die untersuchten Personen dar, auch die Privatbibliothek als Äußerung des adeligen kulturell-wissenschaftlichen Interesses rückt in den Blick. Dabei scheinen vor allem drei Funktionsebenen von Interesse:

Einerseits befassen wir uns mit der epistemischen Bedeutung der Bibliotheken. Wie der Projekttitel bereits ankündigt, ist die Frage nach dem Verhältnis von Bibliothek und Wissen zentral für unsere Forschung. Ganz im Sinne der unterschiedlichen Zeitachsen wird die Bibliothek als Wissensspeicher neu perspektiviert. Denn nicht nur speicherten die Sammlungen im Sinne eines Buchwissens Informationen zu allen möglichen Themengebieten, sondern sie überliefern Wissen über ihre Sammler*innen und deren Praktiken. Indem Fürsten und Fürstinnen ihre Bibliotheken an eine Institution vermachten, sorgten sie für die Erhaltung der Bestände und sicherten damit ihr Wissenserbe. Die Objekte verweisen bis heute unmittelbar auf ihre Beziehung zu den Sammler*innen und damit auf die Akteure, die sich Wissen aneignen wollten. Die private Sammlung wurde als Ort des Lernens, der Weiterbildung und der daraus resultierenden Wissensproduktion genutzt.¹⁹ Dies trifft auf die Fürstinnen und Fürsten selber zu: Elisabeth Sophie Marie etwa hat selber mindestens zwei Werke publiziert und für ihre Ausarbeitungen mit Sicherheit die eigene Literatur benutzt.²⁰ Die Wissensproduktion beschränkt sich aber nicht nur auf die Sammler*innen selbst. Der gedruckte Katalog von Elisabeth Sophie Maries Bibeln zeigt eindrücklich, wie die Sammlung als Dienstleistung an Gelehrte gedacht war.

19 Vgl. zu diesem Aspekt auch Ulrike Gleixner: Die lesende Fürstin. Büchersammeln als lebenslange Bildungspraxis, in: Juliane Jacobi, Jean-Luc Le Cam und Hans-Ulrich Musolff (Hrsg.): Vormoderne Bildungsgänge. Selbst- und Fremdbeschreibungen in der Frühen Neuzeit, Köln u.a. 2010, S. 207–24.

20 Bei den beiden Publikationen handelt es sich um: Kurtzer Auszug etlicher zwischen den Catholiken und Lutheranern streitigen Glaubens-Lehren aus des Concilii zu Trient und der Göttl. Schrifft eigenen Worten, wie auch dem hiebey gefügten päbstl. Glaubens-Bekändtniß und Religions-Eyde treulich gefasset, Wolfenbüttel 1714; Eine deutlichere Erläuterung der Glaubens-Lehren, so in den zwölf Briefen des Jesuiten Sedorffs enthalten, nach dem Glaubens-Bekändtniß, welches die Protestanten in Ungarn, bey ihrem Uebertritt zur Röm. Kirche schweren müssen, Braunschweig 1750.

Zweitens wird bereits bei kurzer Beschäftigung mit den Sammlungen ihre soziale Bedeutung offensichtlich. Die Bibliothek war Ort des Vergnügens und wesentlicher Teil der Freizeitgestaltung, aber auch der Repräsentation und des Austauschs. Die Tatsache, dass Elisabeth Sophie Marie ihre Sammlungen nach dem Tod ihres Mannes massiv erweiterte, deutet darauf hin, dass jenseits offizieller Funktionen schlicht mehr Zeit für die Freizeitbeschäftigung blieb. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Bibliothek an sich keine repräsentativen Funktionen mehr erfüllte. Im Gegenteil: Elisabeth Sophie Marie verstand es, sich als Bibelsammlerin und Förderin der Gelehrsamkeit zu inszenieren. So ließ sie sich, über ihrem Büchersaal schwebend, auf dem Frontispiz des gedruckten Bibelkatalogs darstellen.²¹ Das Bild zeigt aber eine weitere Dimension der Sammlung: Viele Gestalten tummeln sich zwischen den Büchern, der Raum lud zum Austausch und zur Diskussion ein. Ebenso zeigt das Stammbuch der Fürstin eindrücklich, wie die Bibelsammlung zum Anziehungspunkt für viele Besucher*innen wurde. Darüber hinaus sorgte die Bibliothek jenseits des konkreten Raums für Kommunikation. Das Sammeln von Büchern war stets verbunden mit der Herstellung von Netzwerken, sei es zur Informationsbeschaffung oder wegen Kaufverhandlungen, und die Beziehung zu Agenten oder Buchhändlern konnte für Sammler*innen sehr prägend sein.

Drittens können wir uns die Bibliothek – im weitesten Sinne des Wortes – als ökonomische Größe ansehen. Im konkreten Fall Elisabeth Sophie Maries wird deutlich, wie sie das Sammeln von »Gottes theurem Wort« als Investition in ein Leben nach dem Tod ansah.²² Neben der hier im Vordergrund stehenden spirituellen Komponente war überdies die konkrete weltliche Wertschöpfung für Elisabeth Sophie Marie ein Thema. Sie zielte mit der Erweiterung ihrer Sammlung bewusst auf Vervollständigung, was deren Wert beträchtlich steigerte.²³ Inwiefern können die Bücher also als Kapitalanlage verstanden werden? Welche Rolle spielen Zuwachs und Verlust? Die Sammlungen waren schließlich auch ein Vermächtnis; Erben und Verschenken sind wichtige Komponenten ihrer Dynamik. Elisabeth Sophie Maries Sammlungen waren ein großes Geschenk an die Wolfenbütteler Bibliothek, wo sie

21 Siehe dazu Gleixner, Lutherbildnisse, S. 306–309.

22 In einem Gedicht an ihren Hofprediger schreibt sie: »Wer Gottes theure Wort sich hier zum Schatz erwählt, Der kann nich reicher seyn; er findt drin was ihm fehlt. [...] Hier find ich Schatz' darnach die Diebe niemals graben. Die allzeit meine sind, auch noch im Tod mich laben.« Knoch, Historisch-critische Nachrichten, S. VII f.

23 So kaufte die Fürstin gezielt eine Bibelausgabe von Erasmus von Rotterdam, um ihre Serie zu vervollständigen. Vgl. Knoch, Historisch-critische Nachrichten, S. 362.

bis heute einen wichtigen Teil des kulturellen Kapitals der Herzog August Bibliothek ausmachen.

5. Fazit

Genau auf der Ebene dieses kulturellen Kapitals setzt der Forschungsverbund Marbach Weimar Wolfenbüttel an. Denn über die in den Fallstudien gewonnenen Erkenntnisse hinaus ist es das gemeinsame Ziel, Forschungsinfrastrukturen aufzubauen und zu verbessern, die am Ende allen Interessierten zur Verfügung gestellt werden können, um damit einen Beitrag für die Grundlagenforschung an unserem gemeinsamen Kulturerbe zu leisten.

Am Anfang dieser Entwicklungen aber müssen die einzelnen Fallstudien mit ihrem Fokus auf individuelle Sammlungen stehen. Die von uns im Projekt »Weltwissen« konsequent eingenommene Sammlungsperspektive führt zum Auffinden neuer Quellen und Sammlungsobjekte, der Entdeckung von Sammlungszusammenhängen und der Aufarbeitung von Beständen. Die damit einhergehende Digitalisierung von Beständen sorgt nachhaltig für eine bessere Zugänglichkeit des Materials, sei es für andere Forschende oder ein interessiertes Publikum. Darauf aufbauend erlauben uns digitale Methoden zudem eine Tiefenerschließung und systematische Analyse der Sammlungen, wie sie bis vor einigen Jahrzehnten schlicht nicht möglich waren. Die digitale Rekonstruktion ist dabei nur ein erster Schritt. Zukünftig sollen unterschiedliche Visualisierungsmethoden dabei helfen, die Geschichten, die die Sammlungen und Objekte erzählen, weiter zu explorieren. Zudem ist die digitale Erschließung aber auch Voraussetzung dafür, Verknüpfungen zwischen unterschiedlichen Sammlungen einer Institution und darüber hinaus herzustellen. Sammlungen können so zueinander in Bezug gesetzt und miteinander verglichen werden. MWW hilft den Institutionen also nicht nur dabei, ihre Bestände aufzuarbeiten, sondern auch, diese zu kontextualisieren. Einzelne Objekte können neu verstanden werden, um sie schließlich kulturwissenschaftlich und wissenshistorisch in größere Zusammenhänge bringen zu können. Die Erforschung der eigenen Sammlungen stellt damit einen wesentlichen Beitrag zum besseren Verständnis unseres kulturellen Erbes dar und bewahrt die gewonnenen Einsichten für die Zukunft. MWW ist vor diesem Hintergrund vor allem als großes Experiment zu verstehen, mit allen Herausforderungen und Risiken, die dies birgt. Denn im Forschungsverbund werden die von uns untersuchten Sammlungen Teil einer neuen Sammlung, die die Häuser miteinander verbindet. Die Zeitachse wird damit um eine weitere Ebene ergänzt, die sich für digitale Sammlungen unweigerlich ein-

stellt: die Loskopplung von sammelnden Institutionen und die Entstehung ganz neuer Sammlungszusammenhänge. Im Forschungsverbund MWW ist es möglich, dass Elisabeth Sophie Marie, Friedrich Nietzsche oder Kurt Pinthus zusammengedacht werden. Wir können gespannt sein, was zukünftige Sammlungsforscher*innen daraus machen.

Reinhard Laube

DIE HEILSBERGER INSCHRIFTTAFEL

PERSPEKTIVEN UND KONTEXTE
DER SAMMLUNGERSCHLIESSUNG

Am Anfang steht ein Stein: »Eine sehr alte Steinschrift« fand der Weimarer Bibliothekar Christian August Vulpius 1816 in dem kleinen Thüringer Ort Heilsberg, der damals zum Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach gehörte und nahe Rudolstadt gelegen ist (Abb. 1). Suche und Auffindung des Steins stehen in engem Zusammenhang mit dem Versuch, für die Denkmalpflege im Großherzogtum zu werben und sie in geregelte Bahnen zu überführen. Dafür nutzte Vulpius seine Zeitschrift mit dem vielversprechenden Titel »Curiositäten der physikalisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt, zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser«, die zwischen 1811 und 1825 erschien und auch einen bedeutenden Erlass des Markgrafen Alexander von Ansbach-Bayreuth aus dem Jahr 1780 abdruckte, der vorausschauend den Denkmalschutz zum Gegenstand hatte. Vulpius verband den Abdruck im Jahr 1815 mit einer von ihm formulierten und durchaus auf ihn zugeschnittenen Stellenanforderung: »Ein Fürst sollte einen Mann ganz allein für dieses Geschäft halten und besolden. Dieser müßte das Land durchreisen, alle Schlösser, Kirchen, Gottesäcker, Archive durchsuchen, um zu sehen, ob in denselben sich merkwürdige Bilder, Tapeten, Denkmale, Leichensteine, Inscriptionen, Dokumente befänden. Die Kirchenboden und Gewölbe dürften seiner Aufmerksamkeit nicht entgehen, die Glockenaufschriften müßte er bemerken und ein Verzeichniß dieser Seltenheiten und Merkwürdigkeiten fertigen. [...] Zugleich müßte für die Erhaltung der Monumente, Grabsteine, Gemälde gesorgt, und dieselben dem Moder und der Vernichtung entrisen werden. Und in der Tat, es wird Zeit, dem benagenden Zahne derselben und der Gleichgültigkeit und der Unwissenheit der Menschen diese ihnen so gleichgültige Beute zu entreißen.«¹

1 Fürstliche Sorgsamkeit für Alterthümer und deren Aufbewahrung, in: *Curiositäten* 4,3 (1815), S. 223–228, S. 227f. Vgl. zu Vulpius und seinen Verdiensten für die Thüringer Denkmalpflege: Manfred F. Fischer: »Sorgsamkeit für Alterthümer« – Christian August Vulpius und die Denkmalpflege, in: *Das Schloss als Zeugnis der Landesgeschichte. Thüringens fürstliche Residenzen, ihre Dynastien und Schlösser*, Regensburg 2016, S. 180–187. Vgl. auch: Sylke Kaufmann und Dieter Kaufmann:

Mit Blick auf Heilsberg bedeutet diese Aufgabenstellung für Vulpius, überlieferten Hinweisen auf einen vermeintlich tausend Jahre alten Stein und seine Inschrift zu folgen und nach dessen Auffindung einen Auftrag des Fürsten zu seiner Sicherung zu erwirken. Er war »eingemauert an einem Pfeiler der äußeren Kirchen-Mauer« und wurde aus dieser im Sommer 1816 »herausgehoben und in die Großherzogliche Bibliothek nach Weimar gebracht, wo er aufbewahrt wird und gegen die Eindrücke der Witterung geschützt ist, denen dieser Sandstein bis jetzt so kräftig widerstanden hat«.²

Am Anfang steht somit ein Stein mit einer unleserlichen Inschrift und der denkmalpflegerischen Aufgabe seiner Bergung in einem neuen Sammlungsraum. Der publizierte Bericht des Bibliothekars Vulpius macht eine Perspektive sichtbar, die durch nachhaltige, auch gedruckte Kommunikation Kontexte ermittelt, dokumentiert und neu schafft. Sie werden heute digital erzeugt, vermehrt und sichtbar gemacht. Und so kann an dem Beispiel eines Objekts, eines Steins, eine Weimarer Geschichte der Erfindung einer Sammlung erzählt werden. Sie ist Ergebnis einer Kommunikation, die räumliche, zeitliche und epistemische Aspekte umfasst und in den Perspektiven einer Sammlungserschließung Berücksichtigung finden muss.

Nach einer Einführung in das Thema (I) wird von der Erfindung der Sammlung berichtet (II), die Geschichte des Wissens der Sammlung erläutert (III) und netzbasierte Zugänge zu diesem Wissen der Sammlung über Normdaten und Digitalisate eröffnet (IV).

Goethe, der Thüringisch-Sächsische Verein und die Entwicklung der Altertumskunde in den Jahrzehnten nach 1800, Langenweißbach 2001, S. 118–207. Vgl. zu den Weimarer Initiativen zur Denkmalpflege um 1815 bereits: Wilhelm Köhler: Goethe und die altdeutschen Kunstwerke im Weimarer Museum, in: Thüringen. Eine Monatsschrift für alte und neue Kultur 1,4 (1925), S. 49–58. Zu Biografie und Werk von Christian August Vulpius, jenseits der Erinnerung an den Schwager Goethes, die Beiträge in: Alexander Košenina (Hrsg.): Andere Klassik. Das Werk von Christian August Vulpius (1762–1827), 2. Aufl., Hannover 2013. Vgl. auch: Andreas Meier: Bibliothekar des klassischen Weimar, in: Andreas Meier (Hrsg.): Christian August Vulpius, Eine Korrespondenz zur Kulturgeschichte der Goethezeit, Bd. 1, Berlin 2003, S. LX–LXXX (Abschnitt einer umfassenden Einleitung zur Briefedition). Das Manuskript für diesen Beitrag wurde 2019 abgeschlossen.

² Christian August Vulpius: Eine sehr alte Steinschrift (Nebst Abbildung auf Taf. 20), in: Curiositäten 5,6 (1816), S. 507–509, S. 507 und 509, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jparticle_00164758 [zuletzt 12.10.2019].

I

Mitte des 19. Jahrhunderts war die Geschichte des Steins bereits so profiliert, dass sie in eine Sammlung deutscher Sagen eingehen konnte. Diese verbürgt nach Auskunft des Sammlers Wissen und verspricht Bildung. So betrachtete der Meininger Archivar und Bibliothekar Ludwig Bechstein die von ihm 1853 für die Nachwelt anthologisierten Sagen in »strengwissenschaftlicher wie in schönwissenschaftlicher Beziehung, in ihrer Echtheit und ungeschmückten, ungeschminkten Einfachheit«, um sie der Nachwelt zum Nutzen von »Poesie und Kunst« und zur Volksbildung zu überliefern. Die Sage bleibe – so Bechstein 1852 – »trotz allem Hohnlächeln der Neugescheidten, allem Gegenbemühen, allem Abschleifen und Verflachen und trotz der verkehrten Aufklärungssüchtelei der seminaristischen Afterschulbildung wie der consistorialen und polizeilichen Bevormundung eine frischlebendige, unverwüstliche, sittliche und sittigende *Volkskraft*«. ³

Die einschlägige Thüringer Sage mit dem bemerkenswerten Weimar-Bezug findet sich unter der Ordnungsziffer 524. Ihr Titel lautet »Heilsberg« und der Leser erfährt mit ihr von der Einführung des Christentums in der Gegend um Rudolstadt, wo auch der berühmte Missionar des Frankenreichs Bonifatius bekehrt habe. Er entdeckte eine Heilquelle für den erkrankten Fuß seines Pferdes, die seither auch weitere Bewohner der Gegend anzog und schließlich zur Gründung des sprechend benannten Dorfes Heilsberg führte, in dem Bonifatius eine Kirche errichtete. Das Hufeisen des geheilten Pferdes wurde demnach für alle sichtbar am Turm befestigt. Es ist noch heute an einer Tür zum Kirchenturm sichtbar. Und nun wird der Bogen von der fränkischen Reichsgeschichte zur Gegenwart im Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach geschlagen: »Zur alten Bonifaciuskapelle in Heilsberg kam auf einem Zuge durch Thüringen König Ludwig, Karl des Großen Sohn, und vernahm die Geschichte der Gründung und Entstehung, betete allda und begabte das Kirchlein reichlich, ließ auch in einen großen Stein eine Inschrift graben, zum ewigen Gedächtnis seiner Schenkung, die ist allda bis zum Jahre 1816 geblieben, dann aber nach Weimar gebracht worden, allwo sie in sicherer Obhut aufbewahrt wird. Diese alte Schrift ist eine alte Räthselnuß, an der sich die Gelehrten ihre Weisheitszähne ausbeißen können, so sie deren haben. Noch *keiner*, weder in der Zopf- und Perücken-, noch in der neuesten Waldschrattbartzeit, hat diese Räthsel-Schrift richtig und verständig gelöst und gelesen – und die *Versuche* solcher Lösung, welche in öffentlichen

3 Ludwig Bechstein: Vorwort (1852), in: Ders. (Hrsg.): Deutsches Sagenbuch, Leipzig 1853, S. XII (Hervorhebung in der Vorlage).

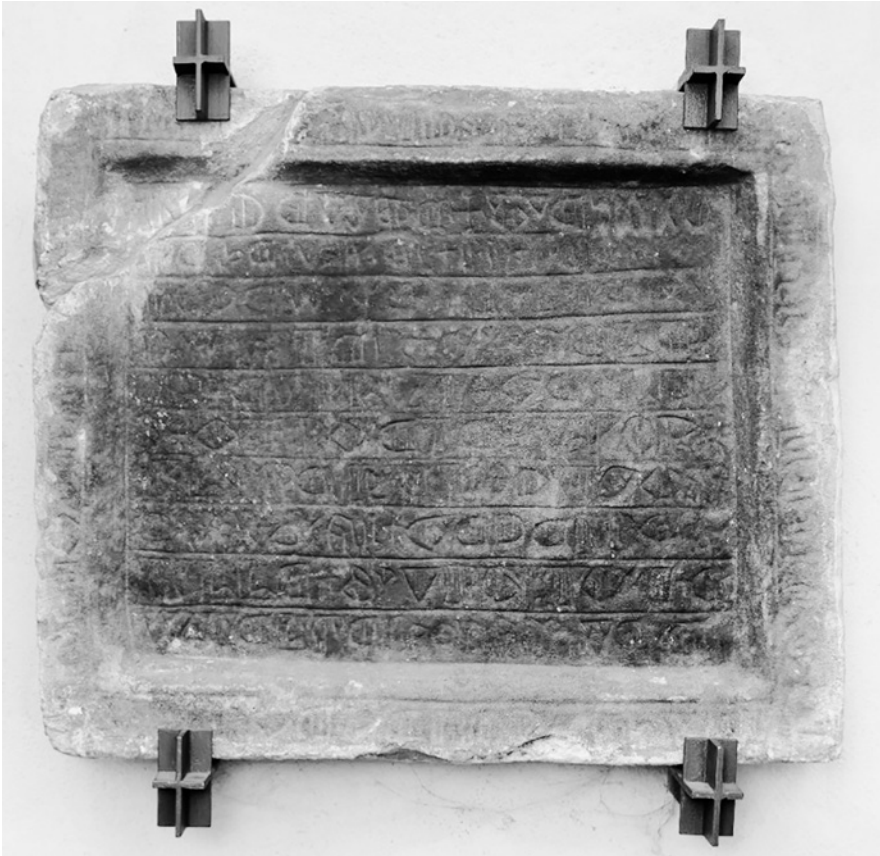


Abb. 1: Heilsberger Inschrifttafel, Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar

Druckschriften bekannt worden sind, sind bis jetzt auf der Kindheitstufe der Forschung stehen geblieben.«⁴

Der Heilsberger Stein in der Weimarer Bibliothek, die Druckschriften und der in ihnen dokumentierte Stein- bzw. Historikerstreit des 19. Jahrhunderts sowie das dazugehörige Narrativ Ludwig Bechsteins sind Teil der Sammlungen der Herzogin Anna Amalia Bibliothek, für die wohlmöglich gilt, was ein kluger Kopf der F.A.Z. anlässlich der Debatte um wissenschaftsschädliche Verlage

⁴ Ebd., S. 448 (Hervorhebungen in der Vorlage).

kürzlich als Bildunterschrift zum Rokokosaal der Bibliothek so formuliert hat: »Hier gibt es nur echtes Wissen, geprüft und beglaubigt: Die Herzogin Anna Amalia Bibliothek in Weimar.«⁵ An dieser Stelle könnten die Ausführungen zu einem vorläufigen Abschluss gelangen: Das Wissen der Sammlungen wird im Sammlungsraum gesichert, überliefert und garantiert zuverlässige Perspektiven der Sammlungerschließung. Hierzu passt die mnemonische Euphorie Goethes, als er nach den revolutionären Umbrüchen und napoleonischen Kriegen die Gebiete an Rhein, Main und Neckar besuchte und nach dem »Ende der Memoria« Alteuropas die Themen der Denkmalpflege und der Rettung von Altertümern und tradierten Sammlungen propagierte.⁶ In Darmstadt etwa rühmte er das Großherzogliche Museum und die »Lebendigkeit, welche man dieser Sammlung als einer sich immer fortbildenden anmerkt. Alle Fächer sind in Bewegung, überall schließt sich etwas Neues an, überall fügt sich's klarer und besser«.⁷ Diese Vorstellung der Leistungsfähigkeit von Sammlungen wird bestätigt durch die Kritik ihrer kriterienlos gewordenen Verfallsformen: »Dann erblickt man wohl« – so Nietzsche knapp 60 Jahre später – »das widrige Schauspiel einer blinden Sammelwuth, eines rastlosen Zusammenscharrens alles einmal Dagewesenen.«⁸

Sammlungerschließung löst sich allerdings von der Vorstellung, die in den Gedächtniseinrichtungen versammelten oder gestrandeten, besser: überlieferten Bestände als Anhäufung von Materialien oder Quelldaten möglichst vollständig abzubilden und ihnen immer schon Bedeutsamkeit, Bildungsrelevanz oder gar die »Lebendigkeit« eines im kultursemantischen Ernstfall »sich immer Fortbildenden« zu attestieren. Vielmehr ist es zuallererst die sammlungerschließende Perspektive, die aus Beständen Sammlungen macht, Objekte nämlich selektiv in Bezugsrahmen und Kontexten beschreibt. Es entstehen Modelle, polyzentrische Konstellationen von Akteuren und Objekten

5 Bildillustration und Bildunterschrift zu: Joachim Müller-Jung: Was ist in der Wissenschaft noch echt?, faz.net vom 25.7.2018, <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/wie-raubverlage-das-wissenschaftssystem-missbrauchen-15706327/hier-gibt-es-nur-echtes-15706322.html> [zuletzt 12.10.2019].

6 Otto Gerhard Oexle: Das Ende der Memoria, in: Truus van Bueren, Paul Cockerham, Caroline Horch, Martine Meuwese und Thomas Schilp (Hrsg.): Reformations and their Impact on the Culture of Memoria, Turnhout 2016, S. 315–330.

7 Johann Wolfgang Goethe: Kunst und Altertum, Darmstadt (1816), in: Hendrik Birus (Hrsg.): Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche: Frankfurter Ausgabe (= FA), I/20, Frankfurt a.M. 1999, S. 66–70, S. 68.

8 Friedrich Nietzsche: Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben (1874), in: Giorgio Colli und Mazzino Montinari (Hrsg.): Friedrich Nietzsche. Kritische Studienausgabe 1, 2. Aufl., Berlin 1988, S. 268, S. 367–334.

mit räumlichen, zeitlichen und epistemischen Indizes. Sammlung – das ist das Ergebnis einer materialbasierten Beobachtung zweiter Ordnung. Ausgangspunkt des vorliegenden Essays zu Sammlung und Sammlungserschließung sind nicht wissenssoziologische Untersuchungen zu Infrastruktureinrichtungen oder Handbücher des Collection Management, sondern mit dem Stein handfestes Material, um in drei kurzen Schritten einen beobachtungsabhängigen, einen auf die konstitutive und regulative Funktion von Beobachtung abstellenden, also funktionalen Sammlungsbegriff zu veranschaulichen und mit Perspektiven der Erschließung von Sammlungen im Zeichen »medial vielfältiger Konstellationen der Kontextualisierung« zu verknüpfen.⁹

Um das zunächst gedrängt Zusammengefasste übersichtlich zu machen: Am Anfang steht die Geschichte der Kommunikation über den Stein, die *Erfindung* oder *Inventio* der Sammlung, wie man sagen könnte, und deren Verankerung in Beschreibungen der zuständigen Akteure sowie in einem geteilten, also tragfähigen Verständigungsbegriff (II); es folgen die räumliche und zeitliche Perspektivierung und Rückbindung des thematischen Bestandes an eine normierte Beschreibung und die Geschichte des Wissens der Sammlung (III) und schließlich geht es um die Modellierung von Quell- und Normdaten für perspektivengebundene Zugänge zum Wissen der Sammlung und ihrer Kontexte (IV).

II

Zu Weimars Erfindung der Sammlung »Inscription von Heilsberg« gehört die Geschichte der sammlungsbezogenen Kommunikation und ihrer Deutungsschemata. Als der Bibliothekar und Schriftsteller Christian August Vulpius, Schwager und Mitarbeiter Goethes in dessen Funktion als Oberaufseher der Herzoglichen Bibliothek, im Jahr 1816 in die Gegend um Rudolstadt aufbrach, um den damals schon bekannten Stein ausfindig zu machen, wusste er aus verschiedenen Publikationen, wonach er suchen musste: So boten die Edition und der Kommentar des Ludwigslieds durch den Straßburger Juristen und Altertumsgelehrten Johann Schilter (1632-1705) der eine Zeit lang als Dr. iur. utr. für den Herzog von Sachsen-Weimar in Jena arbeitete, die

9 Ulrike Steierwald: Unterhaltungen mit Fremden. Autorschaft zwischen Kontextualisierung und Kontextflucht, in: Stefan Höppner, Caroline Jessen, Jörn Münkner und Ulrike Trenkmann (Hrsg.): Autorschaft und Bibliothek. Sammlungsstrategien und Schreibverfahren, Göttingen 2018, S. 297-311, S. 302.

entscheidenden Hinweise.¹⁰ Schilter hatte bereits 1696 einen Kupferstich publiziert und darin einen mehr oder weniger unleserlichen Stein dokumentiert, der über dem Portal der Kirche einer Thüringer Ortschaft in der früheren Grafschaft Gleichen angebracht sei, wo sich auch der Heilige Bonifatius öfter aufgehalten habe (»quo loco etiam S. Bonifacius saepe versatus«).¹¹ Die entsprechende Abhandlung findet sich dann auch im 2. Band des 1727 postum herausgegebenen »Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum«, einer Quellensammlung, die nicht nur von Vulpus, sondern auch von Goethe konsultiert wurde.¹² Zu dem Vorwissen des suchenden Bibliothekars gehört ebenfalls eine Notiz in der »Geschichte der Nieder-Sächsischen oder sogenannten Plattdeutschen Sprache« von Johann Friedrich August Kinderling, die 1800 in Magdeburg erschien und Schilters Erläuterungen dahingehend zusammenfasst, dass er »Lodowic« und »Düringen« in der Inschrift gelesen habe, die darüber hinaus deutsch abgefasst sei, Hinweise auf die Reichsteilung Ludwig des Frommen gebe und Zeichen der Geheimschrift Karls des Großen verwende.¹³ Fehler dieser Übersetzung von Schilters Ausführungen wurden in der Literatur – nicht zuletzt über Vulpus – weitergereicht. Schilter las in der Inschrift nicht Düringen, er fand lediglich »Spuren« (»vestigia«) der Reichsteilung Ludwigs und erörtert nur einen möglichen Hinweis auf das Geheim-Alphabet Karls des Großen (»unde nec inter secreta Caroli M. alphabeta referri poterit haec scriptura«).

10 Vgl. Klaus Luig: Schilter, Johann, in: Neue Deutsche Biographie 22 (2005), S. 774–775 (Online-Version), URL: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118795015.html#ndbcontent> [zuletzt 12.10.2019].

11 Johann Schilter: Epinikion Rhythmo Teutonico Ludovico Regi acclamatum, Cum Nortmannos an. DCCCLXXXIII. Vicisset. Ex Codice MS. Monasterii Elnonensis sive S. Amandi in Belgio, per Domnum Johannem Mabillon [...] descriptum, Interpretatione Latina & commentatione historica illustravit Jo. Schilter, Argentorati [Straßburg] 1696. Dieser Druck kann in einem Sammelband der Herzogin Anna Amalia Bibliothek nachgewiesen werden, der im Rokokosaal aufgestellt ist und einen Bearbeitungsvermerk des Bibliothekars Kräuter an der Stelle enthält, an der Schilter auf die Inschrifttafel hinweist und Kräuter die eingebundene Kupfertafel markiert: <https://haab-digital.klassik-stiftung.de/viewer/resolver?urn=urn:nbn:de:gbv:32-1-10028920919>. Für die Tafel: <https://haab-digital.klassik-stiftung.de/viewer/resolver?urn=urn:nbn:de:gbv:32-1-10028921618> [zuletzt 12.10.2019].

12 Johann Schilter: Epinikion Rhythmo Teutonico [...], in: Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum, T. 2, Ulm 1727, S. 2, <https://haab-digital.klassik-stiftung.de/viewer/resolver?urn=urn:nbn:de:gbv:32-1-10029233206> [zuletzt 12.10.2019].

13 Johann Friedrich August Kinderling: Geschichte der Nieder-Sächsischen oder sogenannten Plattdeutschen Sprache vornehmlich bis auf Luthers Zeiten, nebst einer Musterung der vornehmsten Denkmahle dieser Mundart, Magdeburg 1800, S. 149f.

Für das Kontextwissen in dem von Vulpius im Jahr 1816 in Anschlag gebrachten Deutungs-, ja Beuteschema auf der Fahrt ins Thüringer Land muss jedoch das Wissen um zwei weitere Zusammenhänge berücksichtigt werden. Sie bleiben in der Forschungsliteratur zur Geschichte des Heilsberger Steins in der Regel latent: Schilters Hinweise gehören eben zunächst und vor allem zu einem Briefwechsel mit dem berühmten Mauriner Jean Mabillon (1632–1707) und waren einer Edition, einer Erstausgabe des althochdeutschen Ludwigslieds von 881/82 als Kommentar vorgeschaltet. Mabillon hatte Schilter seine Abschrift einer Handschrift des althochdeutschen Ludwigslieds mit der Bitte um Korrektur zugeschickt und musste auf Nachfrage mit einem ebenfalls abgedruckten Zeugenbericht einräumen, dass die Handschrift aufgrund eines Erdbebens verschollen sei und für die Autopsie nicht mehr zur Verfügung stehe.¹⁴

Entscheidend ist für unseren Zusammenhang indessen weniger die beeindruckende Gelehrsamkeit im Kommentar Schilters und Mabillons sowie ihre materialgesättigte Quellenkritik, sondern die Präsenz des Ludwigslieds und seines Fundes in Weimar, wobei Johann Gottfried Herders Übertragung in der zuerst 1778/79 erschienenen Sammlung »Volkslieder« als bekannt vorausgesetzt werden kann. Die zweite Ausgabe erschien nach seinem Tod unter dem publikumswirksamen Titel »Stimmen der Völker«, ediert von Johannes von Müller bei Cotta im Jahr 1807, samt einer geschichtspolitischen Einführung des Herausgebers zum Ludwigslied: »Das älteste deutsche Lied, vom Jahr 882, Schilters thesaur. rer. Germ. Es betrifft Ludewig, Sohn des Teutschen, Enkel des Frommen, Urenkel Karls des Großen.«¹⁵ Ein Stein der Karolingerzeit auf Thüringer Boden im Zusammenhang mit einem berühmten karolingischen Preislied, dem »Epinikion«, anlässlich des Sieges Ludwigs über die barbarischen Normannen – *dies* machte die Suche nach dem in diesem Kontext erwähnten Stein zur staatsbürgerlichen Pflicht des Großherzoglichen Rats Vulpius: Der karolingische Teilungsvertrag hatte 1817 immerhin tausendjähriges Jubiläum und Großherzog Carl August verfügte offenbar

¹⁴ Vgl. zur Auffindung, Edition und dem edierten Briefwechsel zwischen Mabillon und Schilter, in dem dieser auf die »Villa Thuringiae in Comitatu Glichensi vetustissimo« hinweist: Mathias Herweg: Ludwigslied, De Heinrico, Annelied. Die deutschen Zeitdichtungen des frühen Mittelalters im Spiegel ihrer wissenschaftlichen Rezeption und Erforschung, Wiesbaden 2002, S. 57ff. Ders.: »Ludwigslied«, in: Rolf Bergmann (Hrsg.): Althochdeutsche und altsächsische Literatur, Berlin und Boston 2013, S. 241–252.

¹⁵ Johann Gottfried Herder: Stimmen der Völker in Liedern, in: Johann von Müller (Hrsg.): Johann Gottfried von Herder's sämtliche Werke, Achter Theil, Tübingen 1807, S. 457.

nach 1815 über ein Herrschaftsgebiet, das Zeugnisse einer tausendjährigen Tradition und Anknüpfungspunkte an die karolingische Reichsgeschichte bot oder nahelegte – sozusagen in der Nachfolge Karls des Großen. Das Objekt wird zu einer dynastischen Angelegenheit.

Kurzum: Vulpius wurde mit diesen Deutungsschemata in Heilsberg fündig und berichtete am 18. Mai 1816 sowohl an Goethe als auch an den Großherzog. Gegenüber Carl August verweist er auf Schilter und mögliche Verbindungen zu Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen, dessen Teilungstraktat von Schilter erwähnt werde. In seinem Schreiben an Goethe äußert er die Hoffnung, dass die königliche Hoheit die »Sachen« – neben dem Stein auch weitere Kunstwerke – bald nach Weimar schaffen lassen werde, was noch im Sommer 1816 tatsächlich geschah.¹⁶ In seiner Zeitschrift schreibt Vulpius 1817 über »Die Kirche zu Heilsberg« und auch über die Erneuerungsarbeiten des 18. Jahrhunderts, »bei welcher Gelegenheit man fünf alte Bilder [...] unter den Thurm geworfen, in Schmutz und Staub lagen, ihrer Vernichtung entgegen sahen, und gar nicht geachtet wurden. So, wie sie nun noch erhalten waren, wurden dieselben, im M. Mai 1816, nebst einigen Schnitzwerken, nach Weimar gebracht, wo sie sich auf der Großherzoglichen Bibliothek schicklicher und geehrter befinden, und zu sehen sind.«¹⁷

16 Christian August Vulpius, Brief an Johann Wolfgang Goethe vom 18. Mai 1816, in: Andreas Meier (Hrsg.): Christian August Vulpius. Eine Korrespondenz zur Kulturgeschichte der Goethezeit, Bd. 1: Briefftexte, Berlin 2003, S. 190f. mit Kommentar und den Zitaten aus dem Bericht für den Herzog in: Bd. 2: Kommentar, S. 255f. Noch im Mai 1816 konnte Vulpius seinen Vorgesetzten Vollzug melden: »Den 24. Mai fuhr ich mit dem Bildhauer Depont auf Sereniss. Befehl nach Tannroda, lies dort den Stein, die Schnitzwerke u Bilder auf einen Wagen laden, u fuhr dieselben begleitend, hieher. Hier wurden dieselben abgeladen, u einstweilen auf der Bibliothek untergebracht« (GSA IA A 14, Bl. 6). Zit. nach: Andreas Meier: Die »triviale Klassik«, in: Vulpius, Korrespondenz, S. LXXIII, Anm. 473.

17 Christian August Vulpius: Die Kirche zu Heilsberg, Nach einer Handschrift des XVII. Jahrhunderts, in: Curiositäten 6.2 (1817), S. 166–170, S. 169, https://zs.thulb.uni-jena.de/rsc/viewer/jportal_derivate_00119691/Curiositaeten_1817_Bdo6_%200174.tif?logicalDiv=jportal_jparticle_00173196 [zuletzt 12.10.2019]. Das geborgene Bild der »Jungfrau mit dem Einhorn« macht Vulpius zum Gegenstand einer Abhandlung im selben Heft der Zeitschrift: »Alte, sonderbare, bildliche Vorstellungen der Verkündigung Mariä und der Stadt Gottes, in: Curiositäten 6,2 (1817), S. 133–142, mit Hinweis auf den neuen Standort des Bildes S. 137, https://zs.thulb.uni-jena.de/rsc/viewer/jportal_derivate_00119691/Curiositaeten_1817_Bdo6_%200142.tif?logicalDiv=jportal_jparticle_00170687 [zuletzt 12.10.2019]. Auf weitere Erwähnungen in Vulpius' Zeitschrift »Die Vorzeit« verweist der Jenaer Gelehrte Lorenz Oken (s. Anm. 33, Sp. 1642).

Das geschichtspolitische Potenzial von Vulpius' Stein-Fund, den dieser unmittelbar nach der Überführung nach Weimar in seiner Zeitschrift »Curiositäten« vorstellt, hat nun die volle Aufmerksamkeit des Vorgesetzten. »Die Heilsberger sehr alte Steinschrift« – so der Untertitel des von Vulpius publizierten Kupferstichs, der von Christian Ermer nach der von Schilter gefertigten Vorlage gestochen wurde – wird durch einen von Goethe besorgten Privatdruck zur »Inscription von Heilsberg« (Abb. 2). Vulpius freilich wurde zuvor ausgebootet: Seinen Mitstreiter und Kollegen Voigt bittet Goethe, die auf Vermittlung Metternichs vom Wiener Orientalisten und Hafis-Übersetzer Joseph Freiherr v. Hammer-Purgstall übersandte Deutung des Steins »als Geheimnis bei sich zu behalten. Vulpius ist gut und brav, aber seine Tätigkeiten an zwei Journalen läßt ihn die Dinge manchmal übereilen. Da Fürst Metternich einen so freundlichen Anteil genommen, so wird die Sache ernsthaft und ich wünsche eine anständige Herausgabe, wobei man den Wiener Freunden und Gönnern etwas Angenehmes erzeigen könnte.«¹⁸ Immerhin hatte auch Carl August den »Druck des Hammerischen Briefes, eine Erklärung des Heilsberger Monuments enthaltend, ernstlich urgiert«,¹⁹ ja 1817 besuchte er selber den nunmehr berühmten Ort Heilsberg, der neues dynastisches Wissen einer tausendjährigen Geschichte verhieß.²⁰ Die Publikation erschien 1819 mit Erscheinungsjahr 1818, dem Titelkupfer Ermers und einem Nachwort Goethes. Hammer-Purgstall hatte im Auftrag Metternichs übersetzt und Goethe zeigte sich gegenüber dem österreichischen Fürsten angesichts der Ergebnisse begeistert. In seinem Dankesschreiben vom Juli 1817 verweist er entzückt auf die »Munifizenz eines deutschen Kaisers gegen ein Thüringisches Kloster, vor tausend Jahren«, die Hammer

18 Johann Wolfgang Goethe, Brief an Christian Gottlob Voigt vom 23. Juni 1817, zit. nach: Kommentar zu Johann Wolfgang Goethe: »Nachwort zu ›Die Inscription von Heilsberg‹« (1818), in: Hendrik Birus (Hrsg.): Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche: Frankfurter Ausgabe (= FA), I/20, Frankfurt a.M. 1999, S. 1523–1534, S. 1527.

19 Johann Wolfgang Goethe, Brief an Christian Gottlob Voigt vom 3. April 1818, zit. nach: Ebd., S. 1528.

20 Heinz Deubler: Heilsberg und die »Heilsberger Inscription«, in: Rudolstädter Heimathefte. Beiträge aus dem Landkreis Saalfeld-Rudolstadt und seiner Umgebung 25, 9/10 (1979), S. 178–186, S. 184. Sylke Kaufmann und Dieter Kaufmann zitieren einen Brief Voigts an Goethe vom 8. April 1818, der eine Reise Carl Augusts nach Heilsberg erwähnt: Dies.: Goethe, der Thüringisch-Sächsische Verein und die Entwicklung der Altertumskunde in den Jahrzehnten nach 1800, S. 188.

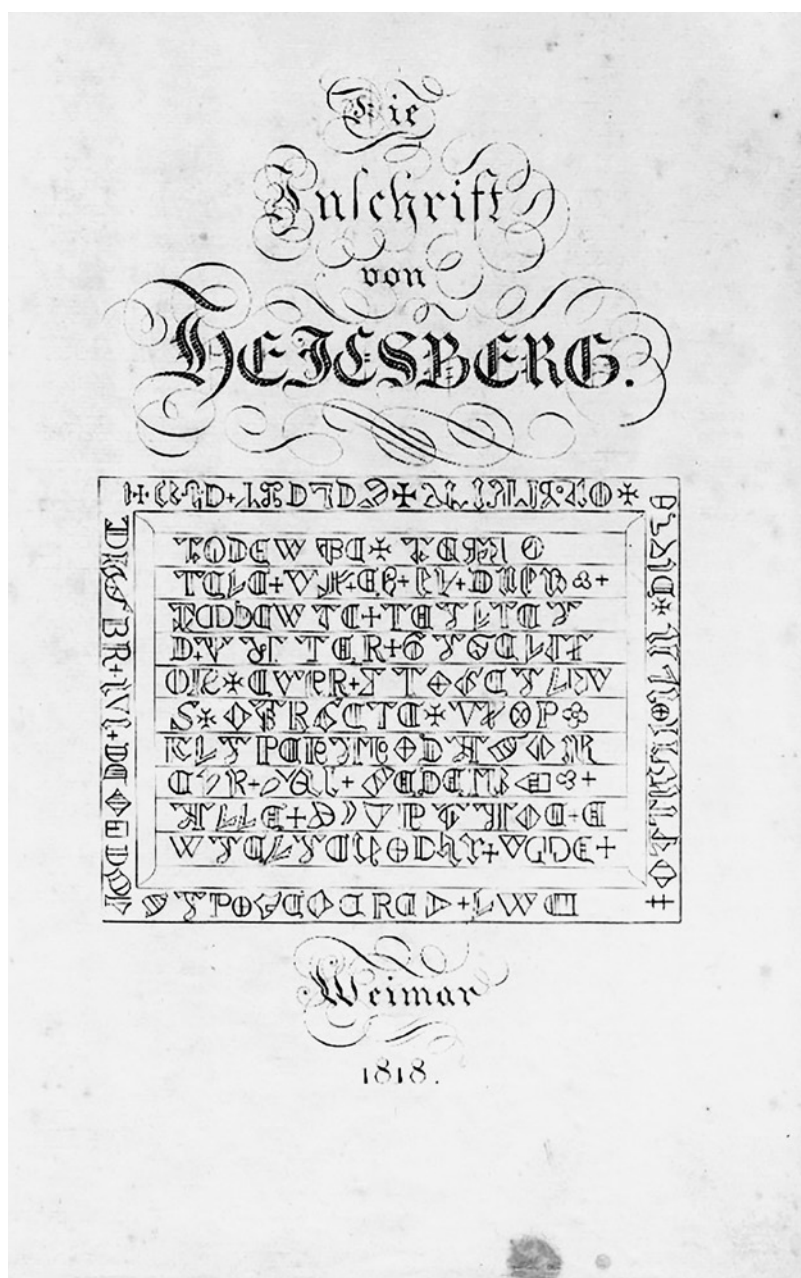


Abb. 2: Titelseite des von Goethe besorgten Privatdrucks
»Die Inschrift von Heilsberg«

nunmehr herausgearbeitet habe.²¹ In Verantwortung vor dieser königlichen Tradition rettet der Fürst der Gegenwart das Denkmal vor dem Verfall, oder in den Worten des Goethe'schen Nachworts von 1818: »Dieses ward aber, durch Vorsorge Ihro Königl. Hoheit des Großherzogs von Weimar, mit so manchen anderen Alterthümern gerettet, und im Frühjahr 1816 nach der Stadt geschafft, in dem Vorhause der Bibliothek aufgestellt und sogleich in der Zeitschrift *Curiositäten* im 5ten Bande S. 507 aufs Neue bekannt gemacht, auch die Inschrift auf einer Kupfertafel mitgetheilt.«²²

Der Titel für das Werk war geprägt und mit der »Inschrift von Heilsberg« ein Sammlungszusammenhang adressiert, der nun in der Geschichte des Wissens der Sammlung entfaltet werden konnte.

III

Das Wissen der Sammlung entfaltet sich in räumlichen, zeitlichen und epistemischen Kontexten, in unserem Beispielfall war es, angetrieben durch Goethes Publikation der Heilsberger Inschrift mit Hammers Übertragung im Jahr 1818, ihre gezielte Versendung an mögliche Rezensenten und Multiplikatoren sowie die dadurch beförderte Debatte nach den Regeln der Forschung. Im Ergebnis stellte Goethe allerdings rückblickend in seinen »Tag- und Jahres-Heften« (1817) fest, dass der Druck der »berühmte(n) Heilsberger Inschrift« mit »einer von Hammerschen Erklärung« »kein Glück macht«.²³ Was war geschehen? Nachdem im Jahr 1818 die Publikation unter reger Anteilnahme des Fürsten vorbereitet worden war, ja sogar »die darin vorkommenden seltsamen Schriftzüge in Holz« geschnitten wurden,²⁴ wurde sie Anfang 1819 an einen handverlesenen Kreis verschickt: Das Echo war ernüchternd und die gewünschte Anknüpfung an die karolingische Reichsgeschichte wurde rasch zur Illusion. Die »Göttingischen Gelehrten Anzeigen« wagten nicht, eine Rezension des bedeutenden Paläografen Ulrich Friedrich

21 Johann Wolfgang Goethe: Brief an Metternich vom 30. Juli 1817, zit. nach: Kommentar zu Johann Wolfgang Goethe: »Nachwort zu ›Die Inschrift von Heilsberg«« (1818), S. 1528.

22 Johann Wolfgang Goethe: »Nachwort zu ›Die Inschrift von Heilsberg«« (1818), FA I/20, S. 618f.

23 Johann Wolfgang Goethe: Tag- und Jahreshefte 1817, zit. nach: Kommentar zu Johann Wolfgang Goethe: »Nachwort zu ›Die Inschrift von Heilsberg«« (1818), FA I/20, S. 1531.

24 Johann Wolfgang Goethe, Brief an Christian Gottlob Voigt vom 3. April 1818, FA I/20, S. 1528.

Kopp zu veröffentlichen und berichteten etwas ratlos nach Weimar. Während Hammer glaubte, eine deutsche Eidesformel aus dem 9., also dem Zeitalter Ludwig des Frommen, und am Rand eine lateinische Grabinschrift aus dem 12. Jahrhundert für Lothar III. zu entdecken, machte sich Kopp über Hammers Deutungsversuche lustig und resümiert: »Die ganze Auslegung der Heilsberger Inschrift zerfällt also in ihr Nichts.«²⁵ Kein Stein der Karolingerzeit, sondern bestenfalls des 13., eher 14. Jahrhunderts, kein kaiserlicher, sondern ein Thüringer Landgraf Ludwig und auch kein Stift oder Stiftungsbrief, sondern ein Memorial- und Schwurtext: Das war das Ergebnis einer Debatte, die der Frankfurter Philologe und Paläograf Georg Friedrich Grotefend auf dem derzeit noch gültigen Stand der Forschung 1828 in Ersch/Grubers »Allgemeiner Encyclopädie« zusammenfasste und mit einer umfangreichen Studie bereits im März 1819 in Weimar angekündigt hatte.²⁶ Grotefends Hinweise auf einen deutschsprachigen Heilsberger Memorialstein des 14. Jahrhunderts in Verbindung mit Gerichtstagen, Schenkungen und Eidesleistungen in bzw. an der Bonifatiuskirche werden mit Beschreibungen der Funktion von Kirchhöfen in der Memorialforschung anschaulich. Der Kirchhof ist »Kernbezirk der städtischen und der ländlichen Siedlungen«, er »ist mit Asylrecht ausgestattet, er ist Ort für Versammlungen, für den Abschluß von Geschäften und für die Beurkundung von Rechtshandlungen, er ist Gerichtsort, er ist in vielen Fällen auch der befestigte, wehrhafte Mittelpunkt der Siedlung«.²⁷

Entscheidend ist, dass das Vorwissen in erheblichem Maße das prägt und ungünstigenfalls verzerrt, was auf dem Stein zu sehen ist: Latein, Deutsch, Majuskeln, Minuskeln, bedeutungstragende Zeichen und große Namen. Hier gilt das, was der Dresdner Bibliothekar Ebert mit Blick auf Schilter schon so formulierte: »Vielleicht sahe Schilter auch bei der Heilsbergischen Inschrift mehr, als zu sehen war, und mit ihm der größere Theil seiner Nachfolger,

25 Ulrich Friedrich Kopp, Die Inschrift von Heilsberg, Weimar 1818, in: Ders.: Bilder und Schriften der Vorzeit, Mannheim 1819, S. 275–280, S. 280. Kopps Rezension erschien also nicht in den »Göttingischen Gelehrten Anzeigen«, sondern – wie Kopp auf dem Titelblatt vermerkt – »Auf Kosten des Verfassers«.

26 Georg Friedrich Grotefend: Heilsberg, in: J.S.Ersch und J.G.Gruber (Hrsg.): Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, 2. Section (H–N), 4. Th. (Hecabona–Heinrich), Leipzig 1828, S. 170–174 mit Kupfertafel Nr. 4). Eine frühe, handschriftliche Fassung dieser Abhandlung findet sich in der – im Auftrag Goethes – angelegten Akte zur »Inschrift von Heilsberg«: S. die Angaben in Anm. 38.

27 Otto Gerhard Oexle: Die Gegenwart der Toten (1983), in: Otto Gerhard Oexle, Andrea von Hülsen-Esch, Bernhard Jussen und Frank Rexroth (Hrsg.): Die Wirklichkeit und das Wissen. Mittelalterforschung – Historische Kulturwissenschaft – Geschichte und Theorie der historischen Erkenntnis, Göttingen 2011, S. 99–155, S. 135.

welche zum Theil auf die allerabentheuerlichsten Einfälle gerathen sind.«²⁸ Der Mikrobiologe und Wissenssoziologe Ludwik Fleck hat das Gestaltsehen bekanntlich am Sehen von Buchstaben exemplifiziert: »Der Kontext wird zur *übergeordneten Gestalt*, die die Bereitschaft vergrößert, die untergeordneten Gestalten zu sehen.«²⁹ Die Inschrift-Deutung als Fall von »Schauen, sehen, wissen« wird an der Interpretation Hammers besonders anschaulich. So sieht er in einer Zeichenfolge eine Gestalt, nämlich: »Dieses St. heißt nach aller Wahrscheinlichkeit [...] Nichts als *Stift*. Das folgende Zeichen [...] ist wohl Nichts als eines der willkürlichen Unterscheidungszeichen, deren unten mehrere vorkommen. Wollte man demselben [Zeichen, R.L.] die Bedeutung seiner Gestalt, nämlich die eines *Briefes* beylegen, so müßte es mit dem vorhergehenden St. als *Stiftbrief*, oder *Stiftungsbrief* gelesen werden.«³⁰ Kopps Kommentar zu dieser Lesart ist spöttisch: »Hier ist ja klar, daß schon Ludwig der Fromme sein Siegel-Lack müsse gehabt haben, indem ohne dieses ein solcher Brief gar nicht wäre zu versiegeln gewesen.«³¹ Anachronistisch werde hier »ein völlig nach unserer Art verfertigtes Couvert« unterstellt.³² Bemerkenswert ist ein früher Debattenbeitrag des Jenaer Mediziners und Naturphilosophen Lorenz Oken in seiner Zeitschrift »Isis oder Encyclopädische Zeitung«, der den Wissensstand dokumentiert und auf Grundlage einer Autopsie vor Ort in Weimar eine eigene Lesart im Vergleich zu Hammer vorstellt, aufbereitet in einer bildlichen Darstellung mit Schilters Faksimile der Steinschrift. Er kommt zu dem Ergebnis, dass »die Schuld nicht ganz

28 Friedrich Adolf Ebert: Die Heilsberger Inschrift, in: Literarisches Conversations-Blatt, Leipzig 1821, Bd. 1, Nr. 121, S. 484. – Vgl. exemplarisch zur Deutungsgeschichte: Walther Bankwitz: Die »Heilsberger Inschrift«. Eine Darstellung ihrer Deutungsversuche, in: Schwarzburgbote. Blätter für Thüringer Geschichte und Heimatkunde 26/1929 (13.12.1929) und 1/1930 (10.1.1930), https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jparticle_00190731 [zuletzt 12.10.2019]; Hans-Helmut Lawatsch: Goethe und die Inschrift von Heilsberg, in: Landkreis Saalfeld-Rudolstadt, Jahrbuch 1997, S. 131–135.

29 Ludwik Fleck: Schauen, Sehen, Wissen (1947), in: Ludwik Fleck: Denkstile und Tatsachen. Gesammelte Schriften und Zeugnisse, hg. und kommentiert von Sylwia Werner und Claus Zittel unter Mitarbeit von Frank Stahnisch, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 2014, S. 390–418, S. 396 [Hervorhebung im Text].

30 Joseph v. Hammer: Die Inschrift von Heilsberg, Weimar 1818, S. 3f. Diese Publikation, die eine Reproduktion der Inschrift auf dem Titelblatt bot, erschien mit einem Nachwort Goethes und wurde wieder abgedruckt in: Curiositäten 7/6 (1819), S. 485–492. Textgrundlage ist das auf den 7. April 1817 datierte Schreiben Hammers an Metternich, das dieser am 1. Juni 1817 Goethe übermittelte.

31 Kopp, Die Inschrift von Heilsberg, S. 278.

32 Ebd., S. 277.

auf Hammern« falle, »sondern auch zum Theil auf Schilters Abschrift, die wenigstens bey einigen Buchstaben nicht genau genug ist.«³³

Goethe schickte schließlich einen Zeichner und Stecher noch einmal zum Stein in die Bibliothek und zur Bonifatius-Kirche nach Heilsberg, um eine neue Grundlage für die Reproduktion und die Forschungen Grotefends zu schaffen, aber auch um den ursprünglichen Sammlungszusammenhang zu dokumentieren. Anlass waren Goethes Briefwechsel mit Grotefend 1819, das umfangreiche Gutachten des Frankfurter Gelehrten und der neue Forschungsstand. Kopps Verriss von Hammers Übertragung der Inschrift und damit auch der aufwendigen Publikation mit dem geschichtspolitischen Nachwort Goethes hatte eine Krise ausgelöst. Carl August fragte bei Goethe im März 1819 irritiert nach, was er »denn zu Kopps Urteil über Hammers Auslege Talent« sage.³⁴ Dessen Kollege Voigt leitete sterbend Grotefends Manuskript weiter und verwies noch in seinem brüchig verfassten Begleit- und Abschiedsschreiben vom 20. März 1819 auf die offengebliebene Heilsberg-Frage. Goethe verfolgte kurze Zeit den Plan, mit Grotefends Text Hammers Deutung in gleicher Aufmachung zu korrigieren. Das Vorhaben, zu dem vermutlich auch sein Beitrag zu »Grotefends Deutung der Heilsberger Inschrift« gehörte, wurde nicht umgesetzt.³⁵ Dennoch belieferte er ihn mit den gewünschten Hilfsmitteln und notierte am 12. Mai 1819, »daß wir nunmehr den Stein in ein günstiges Licht gebracht, ihn mit Öl getränkt, wodurch denn die Schrift viel deutlicher zum Vorschein kommt. Ein gewandter Sprachkenner sorgt nun für eine genauere Abschrift, wobey jedoch mehr Schwierigkeiten vorkommen, als man denken möchte.«³⁶ Grotefend wiederum bietet auf dieser Grundlage mit

33 Lorenz Oken: Die Heilsberger Inschrift von Schilter, in: Isis oder Encyclopädische Zeitung (1819), Heft I-VI, Sp. 1639-1652 mit Tafel 19, Sp. 1650, https://zs.thulb.uni-jena.de/receive/jportal_jparticle_00102728?XSL.q=oken%20heilsberg mit Tafel 19: https://zs.thulb.uni-jena.de/rsc/viewer/jportal_derivate_00218090/ISIS_1819_Bd01_996.tif?logicalDiv=jportal_jparticle_00103483&q=oken%20heilsberg [zuletzt 12.10.2019].

34 Großherzog Carl August, Brief an Johann Wolfgang Goethe vom 19. März 1819, zit. nach: Kommentar zu Johann Wolfgang Goethe: »G.F. Grotefends Deutung der Heilsberger Inschrift« (1819), in: FA I/20, S. 1543-1551, S. 1544. Zu Voigts Weiterleitung von Grotefends Gutachten an Goethe mit einem Schreiben vom 20. März 1819: Kommentar zu Johann Wolfgang Goethe: »Nachwort zu »Die Inschrift von Heilsberg«« (1818), FA I/20, S. 1529.

35 Johann Wolfgang Goethe: »G.F. Grotefends Deutung der Heilsberger Inschrift« (1819), FA I/20, S. 631-633.

36 Johann Wolfgang Goethe, Brief an Georg Friedrich Grotefend vom 12. Mai 1819, zit. nach: Kommentar zu Johann Wolfgang Goethe: »G.F. Grotefends Deutung der Heilsberger Inschrift« (1819), S. 1547.



Abb. 3: Inchrift von Heilsberg, Tafel zu: Georg Friedrich
Grotefend: Heilsberg (vgl. Anm. 26)

der präsentierten Kupfertafel in seinem Heilsberg-Artikel die neueste Lesart und vermerkt mit Blick auf die problematische Reproduktion der Inchrift bei Schilter: »so ersuchte er den Staatsminister von Goethe um eine genauere Abzeichnung, und durch dessen Gewogenheit erhielt er drei verschiedene Versuche, das Original treu nachzubilden, wovon hier der erste Rektifikationsversuch in einer besondern Kupfertafel zu liefern genügen mag«³⁷ (Abb. 3).

Goethes Interesse an diesem Thema erlahmte, auch wenn er später gelegentlich darauf zurückkommen wird. Ingeborg Solbrig beschreibt den weite-

37 Georg Friedrich Grotefend: Heilsberg (1828), S. 171. Vgl. hierzu die Tafel »Inchrift von Heilsberg« zu Grotefends Artikel (Abb. 3).

ren Umgang mit dem Heilsberg-Projekt treffend: »Goethe, der die Reaktion auf seine Veröffentlichung aufmerksam beobachtete, ohne in den wissenschaftlichen Streit direkt einzugreifen, sammelte die Akten in einem Faszikel, das von Johns Hand die Aufschrift trägt: ›Die Inschrift von Heilsberg‹.«³⁸ Abkühlung durch Archivierung. Auch weitere mediävistische Bemühungen Goethes in diesen Jahren verliefen eher glücklos oder wie Horst Fuhrmann unter Einbindung eines Eintrags aus den »Tag- und Jahreshften« zum Jahr 1820 zusammenfasst: »Die Lust war verflogen, ›in späteren Jahren, bei höherer Ausbildung, in ein neues Fach ›d.i. die Geschichte‹ gerufen zu werden.«³⁹ Kontexte durch Archivierung: So wird nunmehr auch über diese Akte ein Sammlungszusammenhang überliefert, der latent bleibt und durch Fragestellungen manifest werden kann. Erkennbar wird: Das Wissen der Sammlung, im Beispielfall ausgespannt zwischen dynastischem Interesse und paläografischer Kontrolle, entwickelt ausgehend von einer ersten kommunikativen Festlegung eine zeitliche, soziale und erkenntnispraktische Dynamik, die als Geschichte eines Möglichkeitsspielraums beschrieben und im beobachtungsabhängigen Kontext revisionsoffen erschlossen und dargestellt werden kann.

IV

Klärungsbedürftig sind die Zugänge zum Wissen der Sammlung, das erst durch die verfügbaren Kontexte und Fragen aktiviert, ja erzeugt wird. Digitale Infrastruktur ermöglicht und beschleunigt die Realisierung von Sammlungszusammenhängen, die über Metadaten – »datenförmige Tools zur Ordnung von Daten«⁴⁰ – Netzwerke herstellen und sichtbar werden lässt. Hervorhebenswert sind mit Blick auf Sammlungen die Möglichkeiten von standardisierten Sammlungs- und Werknormdatensätzen, mit denen Beschreibungen auf Sammlungsebene und die Verknüpfung von Primär- und Sekundärliteratur unter einem

38 Ingeborg H. Solbrig: Die Inschrift von Heilsberg. Ein nicht abgeschlossenes Projekt Goethes und Hammers, in: Jahrbuch des Wiener Goethe-Vereins, Bd. 75 (1971), S. 14–28, S. 23. Die 70 Blatt umfassende Akte wird heute im Goethe- und Schiller-Archiv aufbewahrt: GSA 25/XXXVIII,4,2. Für eine Übersicht vgl. WA I 42.1, S. 412f. Ausführlich zitiert wird die Akte, gerade im entscheidenden Jahr 1819 in: Die Entstehung von Goethes Werken in Dokumenten, begründet von Momme Mommsen, fortgeführt und hg. von Katharina Mommsen, Berlin und New York 2010, Bd. VI, S. 895–907: [G.F.Grotefends Deutung der Heilsberger Inschrift].

39 Horst Fuhrmann: Goethe, Frankfurt und die Anfänge der Monumenta Germaniae Historica, in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts (1995), S. 3–21, S. 12.

40 Armin Nassehi: Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft, München 2019, S. 127.

festgelegten Werktitel angeboten werden.⁴¹ Die ordnenden Datensätze können über die »Gemeinsame Normdatei« (GND) kooperativ erzeugt und gepflegt sowie in unterschiedlichen Katalogumgebungen nachgenutzt werden.

Der Normdatensatz zum Werk »Inscripftafel aus Heilsberg«⁴² verzeichnet Verweisungsformen und verlinkt auf die zugehörige Literatur in der netzbasierten Bibliografie der Bibliothek, in der die gedruckte und damit immer schon überholte Fassung aufgeht.⁴³ Der Sammlungsdatensatz »Sammlung Inscripftafel aus Heilsberg«⁴⁴ verweist auf den Werktitel und das Objekt, bietet Bezüge zu kommunizierenden Sammlungen, zitiert die Forschungsliteratur, die der Ansetzung zugrunde lag, und berichtet kurz von der Geschichte der Translozierungen und damit der bisherigen Standorte des Steins. Der klammerbildende Sammlungsdatensatz ruft die Räume in ihrer sammungskonstituierenden Funktion und Historizität auf. Im Fall der Heilsberger Inscripftafel ist das der Weg, der von der Bonifatiuskirche in Heilsberg über einen neogotischen, musealen Vorraum in der Großherzoglichen Bibliothek in das mittelalterliche Kellergewölbe führt, das heute auch als Sozialraum und Garderobe dient – und nicht der letzte Standort bleiben muss.⁴⁵

41 »Sammlungsdatensätze [...] kontextualisieren Titel- und Exemplardatensätze«: Jürgen Weber, Sammlungs-spezifische Erschließung. Die Wiederentdeckung der Sammlungen in den Bibliotheken, in: Bibliotheksdienst 43.11 (2009), S. 1162–1178, S. 1171. Potenzial und Einsatz von Werknormdatensätzen sind jetzt Gegenstand eines DFG-Projekts (DLA Marbach und HAAB Weimar): Arno Barnert und Karin Schmidgall: Vom Nutzen vernetzter Werke. Präsentation auf der GNDCon 2018, Deutsche Nationalbibliothek Frankfurt a.M., 3.12.2018, online unter: <https://wiki.dnb.de/display/GNDCON2018> (dort abrufbar unter: Dokumentation der Sessions, Block 1, Sessionnr. F1) [zuletzt 12.10.2019].

42 <https://d-nb.info/gnd/1165256584> [zuletzt 12.10.2019].

43 Vgl. den Eintrag »Heilsberger Inscripftafel«: Erdmann von Willmowitz-Moellendorff: Dreihundert Jahre Weimarer Bibliothek. Eine Bibliographie zur Geschichte der Bibliothek der deutschen Klassik, in: Konrad Kratzsch und Siegfried Seifert (Hrsg.): Historische Bestände der Herzogin Anna Amalia Bibliothek zu Weimar, Beiträge zu ihrer Geschichte und Erschließung. Mit Bibliographie, München 1992, S. 183–327, S. 193f.: Heilsberger Inscripftafel. Vgl. jetzt die netzbasierte »Bibliographie zur Geschichte der Herzogin Anna Amalia Bibliothek Weimar und ihrer Bestände« <https://opac.lbs-weimar.gbv.de/DB=4.3/> [zuletzt 12.10.2019].

44 <https://d-nb.info/gnd/1165242354> [zuletzt 12.10.2019].

45 Der Standort in der neogotischen Vorhalle zum Bücherturm (1825) wird 1893 im »Lehfeldt« beschrieben: Bau- und Kunst-Denkmäler Thüringens. Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach: Amtsgerichtsbezirk Weimar, H. 18, bearbeitet von Paul Lehfeldt, Jena 1893, S. 381; im Zuge der Sanierung und Wiedereröffnung des Historischen Gebäudes im Jahr 2007 wurde entschieden, den Heilsberger Stein im Kellergeschoss anzubringen: Walther Grunwald: Die Gebäudesanierung, in:

Die Zugänglichkeit von Sammlungen muss erläutert werden, das gilt für beschränkte Zugänglichkeit in einem Kellergewölbe der Bibliothek ebenso wie im digitalen Raum, der Kontexte neu sichtbar machen und herstellen soll. Wenn »digitale Kultur« als »Kultur der Visualität« beschrieben werden kann,⁴⁶ dann beteiligt sich die digitale Sammlungserschließung und Präsentation auch an der Konkurrenz um Sichtbarkeit.⁴⁷ Entscheidend ist dabei, wie das digitale Potenzial genutzt wird, um über Vergleiche und Kontextbildungen die Pluralität und Komplexität beobachteter Sammlungen mit Erkenntnisgewinn zu steigern.

Mit der »Heilsberger Inschrifttafel« kann getestet werden, welche digitalen Netzwerke über eine Suchmaschine ermittelt werden können. Sie ist inzwischen Teil einer populären, netzbasierten Enzyklopädie – der Wikipedia –, die auf die Geschichte der Tafel, Normdatensätze und verfügbare Digitalisate verweist.⁴⁸ Von hier aus können Sammlungszusammenhänge erschlossen und eine digitale Präsentation aufgerufen werden, die durch die gemeinsame Klammer von Normdatensätzen relevante Bestände spartenübergreifend zusammenführt – einer Testumgebung zur digitalen Sammlungspräsentation in Weimar, mit Materialien aus sämtlichen sammlungsführenden Einrichtungen und digitalen Sammlungen der Klassik Stiftung Weimar zur »Inschrifttafel aus Heilsberg«.⁴⁹

Hinzu kommt die Möglichkeit, technisch über eine IIIF basierte Präsentation,⁵⁰ institutionenübergreifende Vergleiche von Bildmaterial herzustellen, Reproduktionen zu vergleichen, also einschlägiges Bildwissen zu relationieren und neue Kontexte zu stiften – oder ganz im Sinne von Vulpus' erster Aufforderung von 1816 die Arbeit am Sammlungswissen mit Nutzung der Kommentarfunktion zu den Digitalisaten mit einer interessierten Commu-

Walther Grunwald, Michael Knoche und Hellmut Seemann (Hrsg.): Die Herzogin Anna Amalia Bibliothek. Nach dem Brand in neuem Glanz, Berlin 2007, S. 17-124, S. 99.

46 Andreas Reckwitz: Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne, 3. Aufl., Berlin 2017, S. 235.

47 Andreas Reckwitz spricht von einem »Kampf um Sichtbarkeit«: Ebd., S. 239.

48 Andreas Schlüter (HAAB Weimar) hat für die Einträge in der Wikipedia Sorge getragen und auf die verfügbaren Normdatensätze und Informationen der Bibliothek verwiesen: https://de.wikipedia.org/wiki/Heilsberger_Inschrifttafel [zuletzt 4.11.2019]. Vgl. auch die Beschreibung als Sammlungshighlight: <https://www.klassik-stiftung.de/startseite/digital/sammlungshighlights/heilsberger-stein/>

49 https://haab-digital.klassik-stiftung.de/kulturerbe/Inschrifttafel_aus_Heilsberg/ [zuletzt 12.10.2019].

50 Vgl. zum International Image Interoperability Framework (IIIF): <https://iiif.io/> [zuletzt 12.10.2019].

nity fortzuschreiben. In den Worten von Vulpius 1816: »Den Forschern im Gebiete der Teutschen Literatur und Sprache sey es überlassen, der Inschrift selbst die Erklärung abzugewinnen, und dann, – ist unsere Bitte, – zum Besten der Leser, uns dieselbe und ihre Meinungen darüber, mitzutheilen.«⁵¹

Während die Katalogisierung der Initialpublikation von 1818 verschiedene Ebenen der Erschließung berücksichtigt, neben Autor und Titel auch Hinweise auf Provenienzen und Sammlungszusammenhänge sowie Sammlungsräume, können die aussagefähigen Kontexte auf Grundlage verwendeter Standards und abhängig von der Fragestellung geweitet werden: So im Fall der Bildererkennung für die Identifikation der in der Inschrift verwendeten Zeichen und Buchstaben oder die Nachnutzung von Volltext, Editionen oder Semantic-Web-Anwendungen. Im Fall von Heilsberg sind weitere Kontexte an anderen Standorten latent, in Wolfenbüttel zum Gelehrten Johann Schilter und in Marbach zu Herder und Bechstein.

Kurzum: Sammlung ist modellierter Kontext, Sammlungserschließung ist Kontextmanagement und Sammlungsforschung ist die auf neues, nicht schon gewusstes Wissen ausgreifende Konstruktion, Anreicherung, Infragestellung und Überprüfung von Sammlungszusammenhängen und Narrativen, die wie Bechsteins Heilsberg-Sage im Wissen um die verfügbaren Kontexte relationierte Teile der Sammlungen bleiben. Die Idee eines sammlungserschließenden Katalogs betrachtet Sammlungen als Modelle, die durch erschließende Forschung und forschende Erschließung dynamisch weiterentwickelt werden und jeden vermeintlich letzten Stand der Sammlungspräsentation mit einer neuen Beobachtung zweiter oder n-ter Ordnung konfrontiert: Ich sehe was, was Du nicht siehst.

51 Christian August Vulpius: Eine sehr alte Steinschrift (1816), S. 509.

Tobias Heinzelmann

BÜCHERSAMMLUNGEN UND BIBLIOTHEKEN IM OSMANISCHEN REICH

TYPOLOGIE UND FORSCHUNGSPERSPEKTIVEN

I. Einleitung

In den Nachfolgestaaten des Osmanischen Reiches existieren verschiedene Bibliotheken, Sammlungen und Archive, deren Geschichte bis in die osmanische Zeit zurückreicht. Diese Institutionen sind eine wichtige Ressource für Quellen für Forschende verschiedener Disziplinen. Dabei stößt die Handschriftenforschung auf dem Feld der Nahostwissenschaften auf zunehmendes Interesse. Auffällig ist aber, dass die Sammlungsforschung nach wie vor in den Anfängen steckt und bislang kaum Studien vorliegen. Es lohnt sich darum, einen Überblick über diese Sammlungen zu geben und aktuelle Forschungsperspektiven zu erörtern.

1.1 Zeitliche und geografische Eingrenzung

Das Osmanische Reich entwickelte sich um 1300 von einem kleinen Fürstentum im Nordwesten Anatoliens zu einem weltgeschichtlich bedeutenden Reich, das sich auf den drei Kontinenten Europa, Asien und Afrika ausbreitete und schließlich nach dem Ersten Weltkrieg auseinanderbrach. Das Gebiet umfasste zahlreiche kulturelle Zentren. Bibliotheken und Sammlungen enthalten Bestände in verschiedensten Literatursprachen – neben Arabisch, Persisch und Türkisch sind das u. a. Griechisch, Armenisch, Aramäisch, Koptisch, Hebräisch, Judäo-Spanisch und verschiedene slawische Sprachen des Balkans. In der Forschung stößt man folglich – allein schon sprachlich – schnell an Grenzen und ich werde mich im Folgenden auf Sammlungen in einem muslimischen Kontext beschränken und in meinen Ausführungen exemplarisch auf fünf Sammlungen in drei Städten fokussieren – Istanbul, Konya und Kairo.

Im Osmanischen Reich kam es im 18. und 19. Jahrhundert zu außerordentlich vielen Bibliotheksgründungen, diese Zeit bildet darum auch einen Schwerpunkt in meinen Ausführungen. Zum Teil geht die Sammlungsgeschichte jedoch bis in vorosmanische Zeit zurück. Die Geschichte der Sammlungen

werde ich bis heute verfolgen und den aktuellen Zustand, Nutzungsbedingungen sowie Katalogisierungs- bzw. Digitalisierungsprojekte einbeziehen.

1.2 Herstellung, Besitz und Stiftung von Büchern

Die Buchkultur im Osmanischen Reich war bis ins 20. Jahrhundert stark von handschriftlicher Textüberlieferung geprägt. Zwar brachten sephardische Juden nach der Vertreibung aus Spanien den Buchdruck ins Osmanische Reich und druckten in Istanbul und Saloniki mit hebräischen Typen, mit arabischen Lettern aber wurde erst seit den 1720er Jahren gedruckt. Es dauerte dann noch einmal etwa hundert Jahre, bis der Buchdruck an Dynamik gewann und Bücher auch in signifikanter Zahl gedruckt wurden.¹ Die vorgestellten Sammlungen enthalten darum einen hohen Anteil von sehr jungen Handschriften (nicht nur im Fall von Autografen, sondern auch in Form von Abschriften weitverbreiteter Texte), und das Verhältnis von Handschriften zu Drucken unterscheidet sich deutlich von europäischen Sammlungen.

Bei den noch heute existierenden Sammlungen handelt es sich hauptsächlich um Stiftungsbibliotheken. Privatbibliotheken und staatliche Sammlungen sind deutlich seltener und jungen Datums (19.-20. Jahrhundert).² Ältere Privatbibliotheken lassen sich anhand von Nachlassregistern durchaus belegen, zu diesen existieren auch bereits Studien, sie sind aber nicht erhalten.³ Offen bleibt bislang völlig, ob sich anhand der erhaltenen Stiftungsbibliotheken Privatbibliotheken von Stiftern rekonstruieren lassen, inwieweit Teile der Sammlung speziell zum Zweck der Stiftung hergestellt oder aus anderen Beständen erworben wurden. Die im Folgenden vorgestellten Sammlungen sind ohne Zweifel wichtige Quellen für Studien zu solchen Fragen.

Für die Bibliotheksgeschichte im Osmanischen Reich spielt ein Institut des islamischen Rechts – die Stiftung bzw. der *waqf* – eine zentrale Rolle. Nach Vorstellung der Rechtsgelehrten wird durch Stiftung etwas zum *waqf*, d.h.

- 1 Vgl. Lehrstuhl für Türkische Sprache, Geschichte und Kultur Universität Bamberg und Staatsbibliothek Bamberg (Hrsg.): *The Beginnings of Printing in the Near and Middle East: Jews, Christians and Muslims*, Wiesbaden 2001; Yavuz Köse: *Die Entwicklung des Druckwesens im Osmanischen Reich*, in: *Manuscript Cultures* 9 (2016), S. 260-264; Tobias Heinzelmann: *Lithographic Prints – Lithographische Drucke*, in: *Manuscript Cultures* 9 (2016), S. 265-267.
- 2 Boris Liebrecht: *Die Rifāʿiyya aus Damaskus. Eine Privatbibliothek im osmanischen Syrien und ihr kulturelles Umfeld*, Leiden 2016.
- 3 Henning Sievert: *Verlorene Schätze: Bücher von Bürokraten in Muḥallafāt-Registern*, in: Tobias Heinzelmann und Henning Sievert (Hrsg.): *Buchkultur im Nahen Osten des 17. und 18. Jahrhunderts*, Bern 2010, S. 199-263.

(als Besitz Gottes) zu etwas »Unbeweglichem« bzw. »Unveräußerlichem«. Verfügt werden kann nur noch über Nutzungsrechte. Nutznießer können die Angehörigen der eigenen Familie sein (was bei einzelnen Büchern und kleineren Sammlungen oft belegt ist) oder im Fall einer frommen Stiftung (*waqf hayri*) die Allgemeinheit. Nach islamischem Recht muss eine fromme Stiftung Liegenschaften beinhalten, aus deren Ertrag die Institution (d.h. Moschee, Schule oder Bibliothek) einschließlich Gehältern unterhalten werden kann.⁴

Die Einrichtung staatlicher Bibliotheken setzte dann – ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – ähnlich wie hierzulande ein deutlich verändertes Konzept von Staatlichkeit voraus.⁵

1.3 Gesellschaftlicher Kontext der Sammlungen

Die Zeit zwischen dem späten 17. und der Mitte des 19. Jahrhunderts, in der viele der Sammlungen entstanden, war von starken gesellschaftlichen Veränderungen geprägt. Bis etwa 1700 war am Hof und im Militär das Phänomen der Elitesklaverei allgegenwärtig.⁶ Eine Karriere – bis etwa zum Großwesir (dem höchsten Minister bzw. Ministerpräsidenten) – war aus dem Ausland erworbenen oder unter der nicht muslimischen Bevölkerung ausgehobenen Sklaven des Sultans vorbehalten. Ab dem 18. Jahrhundert konkurrierten mit diesen aber zunehmend frei geborene Muslime aus Familien von Notablen und lösten sie im 19. Jahrhundert vollständig ab. Einflussreiche Familien bildeten sich unter anderem in Gelehrtenkreisen (einschließlich Jurisprudenz), Administration und Handel. Der Palast war aber bis zum Ende des Osmanischen Reiches Anfang des 20. Jahrhunderts von der Elitesklaverei geprägt. Die Sultane heirateten nicht, der Nachwuchs entsprang Konkubinatsverhältnissen mit Sklavinnen. Waqf-Stiftungen kommen aus allen diesen gesellschaftlichen Gruppen (Sultane, Sultansmütter, Eunuchen, Händler, Rechtsgelehrte

4 Zur Institution des *waqf* siehe Rudolph Peters: Waḳf, in: Peri J. Bearman et al. (Hrsg.): *Encyclopaedia of Islam*, Second Edition, Band 11, Leiden 2005, S. 59–63.

5 Vgl. dazu unten, Abschnitt 4.2., zur Khediven-Bibliothek bzw. Nationalbibliothek in Kairo.

6 Einen neuen – aber nicht unumstrittenen – Zugang zur Gesellschaftsgeschichte dieser Epoche vertritt Baki Tezcan: *The Second Ottoman Empire. Political and Social Transformation in the Early Modern World*, Cambridge 2010. Eine biografische Studie zu einem wichtigen Würdenträger im Palast, die ebenfalls einen guten Einblick in die Thematik gibt, ist Jane Hathaway: *Beshir Agha – Chief Eunuch of the Ottoman Imperial Harem, Makers of the Muslim World*, Oxford 2005.

etc.).⁷ Buchbesitz in kleinerem Umfang lässt sich aber in sehr breiten gesellschaftlichen Bereichen belegen.⁸ Eine wichtige Rolle für die Entstehung von Bibliotheken und die Buchnutzung spielten auch die Sufi-Orden und ihre Konvente, die im Osmanischen Reich ohnehin wichtige gesellschaftliche Netzwerke – vom Palast und den Gelehrten-Eliten bis zu breiten Teilen der muslimischen Bevölkerung – bildeten.⁹

2. Sammlungen in Istanbul

Zwei Sammlungen in Istanbul gehören zu den größten Sammlungen von Handschriften in arabischer, persischer und türkischer Sprache – die Bibliothek des Topkapı-Palasts und die Süleymaniye-Bibliothek bei der gleichnamigen Moschee. Sie sind auch deshalb von großer Bedeutung, weil sich in beiden Institutionen zahlreiche Sammlungen seit Jahrhunderten in ihrem originalen Kontext erhalten haben.

2.1 *Die Bibliothek des Topkapı-Palasts in Istanbul*

Der Topkapı-Palast war von der zweiten Hälfte des 15. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts Sitz der Osmanischen Sultane. Die ältesten Teile gehen auf die Regierungszeit von Mehmed II. (dem »Eroberer«, reg. 1444-1446 und 1451-1481) zurück. Die Idealvorstellung eines Palastes als Garten mit ver-

7 Einen sehr guten Einblick zu Frauen als Stifterinnen von Gebäuden und Institutionen geben die beiden Studien von Lucienne Thys-Şenocak: *Ottoman Women Builders. The Architectural Patronage of Hadice Turhan Sultan*, Aldershot 2006 und Muzaffer Özgüleş: *The Women Who Built the Ottoman World. Female Patronage and the Architectural Legacy of Gülnuş Sultan*, London und New York 2017.

8 Zu populärer Buchkultur im Osmanischen Reich des 15.-19. Jahrhunderts siehe Tobias Heinzelmann: *Populäre Religiöse Literatur und Buchkultur im Osmanischen Reich. Eine Studie zur Nutzung der Werke der Brüder Yazıcıoğlu*, Würzburg 2015, S. 199-263.

9 Gerade beim Sufismus (der islamischen »Mystik«) ist auf die Problematik der Terminologie – Orden (*tarikat*), Konvent (*dergâh*), Heiliger (*veli*) – hinzuweisen. Obwohl es gewisse Ähnlichkeiten gibt, die die jeweilige Übersetzung ins Deutsche nahelegen, unterscheiden sich die Institutionen, gesellschaftlichen Strukturen und Konzepte deutlich. Die Sufi-Orden kennen beispielsweise kein Zölibat, und der Scheich – teils ein Nachfahre des Ordensheiligen – lebt mit Familie im Konvent. Die Adepten sind in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen (etwa Administration, Handel, Handwerk) tätig und wohnen mit ihren Familien außerhalb des Konvents.

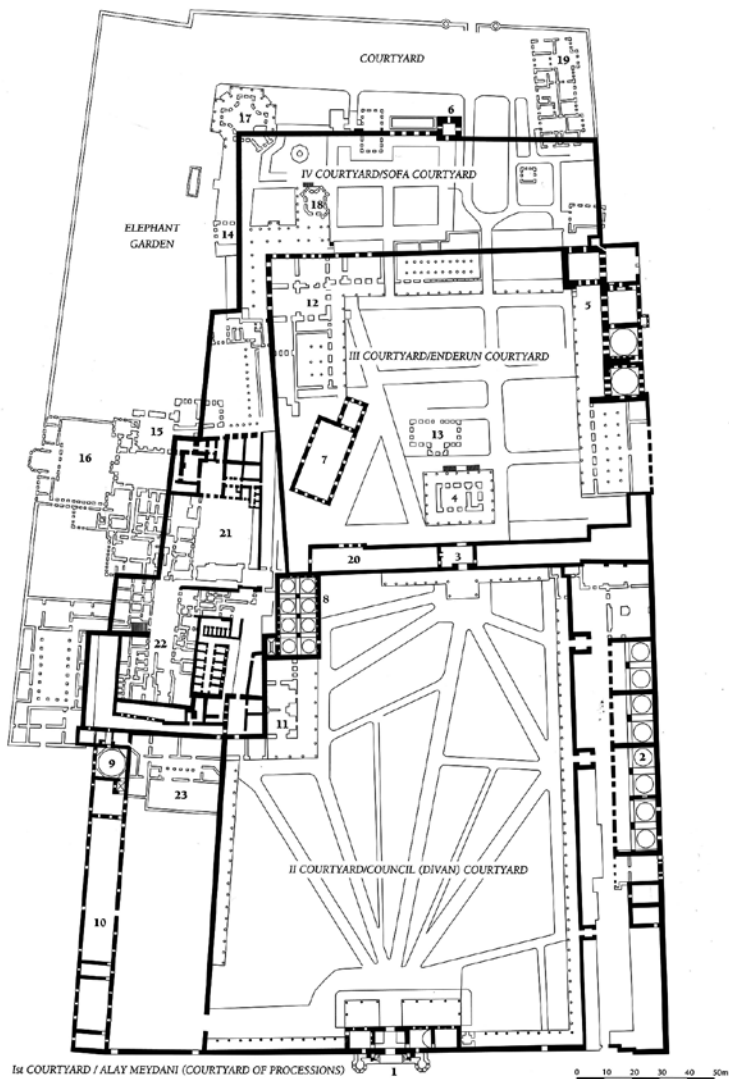


Abb. 1: Grundriss des Topkapı-Palasts

schiedenen Pavillons ist auch heute noch erkennbar. Es handelt sich um eine über einen längeren Zeitraum entstandene, komplexe architektonische Struktur. Dabei war im Palastzeremoniell genau reglementiert, welcher Personenkreis Zugang zu welchen Räumen und Pavillons hatte (Abb. 1.) So setzt sich auch die heutige Topkapı-Bibliothek (offiziell Topkapı Sarayı Müzesi Kütüphanesi – »Bibliothek des Topkapı-Palast Museums«) aus verschiedenen kleineren Einheiten zusammen, die in dieser Form auch in der Architektur erkennbar sind. Im Palast gab es verschiedene Bibliotheken. Die reichste und umfangreichste Sammlung ist die Schatzkammer (*hazine*). Sie war Eigentum des Sultans, es handelte sich also eigentlich um eine Privatbibliothek. In dieser Sammlung lassen sich die ältesten Bestände in die Regierungszeit von Mehmed II. datieren (durch Besitzstempel oder Paratexte). Die Schatzkammer umfasste neben Büchern, kalligrafischen Blättern und Tafeln auch sonstige Gegenstände (etwa Textilien oder Reliquien), die heute zum Teil im Museum ausgestellt sind und auch der Forschung zur Verfügung stehen.¹⁰

Weitere Sammlungen in der Topkapı-Bibliothek sind nach den Räumen bezeichnet, wo sie sich befanden, bevor der Palast im 20. Jahrhundert in ein Museum umgewandelt wurde. Es handelt sich hierbei um Sammlungen, welche sich aus Stiftungen von Personen zusammensetzen, die jeweils Zugang zur betreffenden Räumlichkeit hatten. Diese wurde je nach Raum auch durch weitere Stiftungen des Sultans erweitert. Es handelt sich im Gegensatz zur Schatzkammer also um Stiftungsbibliotheken. Solche Stiftungsbibliotheken befanden sich beispielsweise im privaten Ratssaal des Sultans (*hâşş odası*), zu dem nur ein sehr enger Personenkreis Zugang hatte, oder im Bagdad-Pavillon, für den dasselbe gilt. Eine Stiftungsbibliothek befand sich aber auch in der Palastküche bzw. der Vorratskammer – mit einem viel breiteren Kreis von Stiftern bzw. allgemeinen Nutzern. Die Palasthierarchie spielte hier eine zentrale Rolle.

Einen Sonderfall stellt die 1718 von Sultan Ahmed III. (reg. 1703-1730) gegründete und nach ihm benannte Bibliothek im inneren Hof des Topkapı-Palasts dar. Hierbei handelt es sich um eine Stiftungsbibliothek, die damit eine unter vielen Bibliotheken im Palast war. Der bedeutende Unterschied ist

10 Gülru Necipoğlu: *Architecture, Ceremonial, and Power. The Topkapı Palace in the Fifteenth and Sixteenth Centuries*, Cambridge (Mass.) und London 1991, S. 135: »The Inner Treasury was, then, not only a Schatzkammer for precious and exotic artefacts, but also a storage depot for archival documents, manuscripts, practical equipment, household furnishings, and clothing used in the palace. Its inventories suggest, that little attempt was made to classify its contents systematically in distinct categories of natural and cultural curiosities, in the manner of the *Wunderkammer* or *studiolo* of Renaissance Europe.«



Abb. 2: Die nach Sultan Ahmed III. benannte Bibliothek im inneren Hof des Topkapı-Palasts

allerdings, dass es sich um eine architektonische Einheit handelt, die konkret als Bibliothek konstruiert war – nicht um eine Bibliothek in einem Pavillon oder einem Gebäude mit anderem oder insgesamt breiterem Nutzungszweck (Abb. 2). Das 18. Jahrhundert als ein Jahrhundert der Bibliotheksgründungen hinterließ also auch innerhalb des Palasts seine Spuren. Es gab nun eine Institution, die speziell der Bildung und dem Studium der Palastangehörigen diente. In die Bibliothek von Ahmed III. wurden bei ihrer Stiftung auch Bestände aus anderen Sammlungen des Palastes überführt.¹¹

11 Zur Bibliothek von Ahmed III. und den weiteren, im Folgenden behandelten Bibliotheken siehe İsmail E. Erünsal: *Osmanlı Vakıf Kütüphaneleri. Tarihi Gelişimi ve Organisasyonu*, Ankara 2008 und ders.: *Ottoman Libraries. A Survey of the History. Development and Organization of Ottoman Foundation Libraries*, Cambridge, Massachusetts 2008. Sehr informative Einträge zu den in meinem Beitrag besprochenen Bibliotheken finden sich auch in Ahmet Topaloğlu (Hrsg.): *Türkiye Diyanet Vakfı İslâm Ansiklopedisi*, 44 Bde., Istanbul 1988–2013. Zur architekturgeschichtlichen Einordnung siehe Doğan Kuban: *Ottoman Architecture*, Woodbridge 2010.

In den 1850er Jahren verlegten die Osmanischen Sultane ihren Sitz in den neu erbauten Dolmabahçe-Palast und in den 1880er Jahren in den Yıldız-Palast. Die Struktur der Bibliotheken des Topkapı-Palasts blieb vom Umzug des Palasts unberührt. Im Yıldız-Palast entstand Ende des 19. Jahrhunderts unter Sultan ‘Abdülhamid II. (reg. 1876-1909) eine stark repräsentative Herrscherbibliothek mit deutlich homogenerer Struktur, auf die abschließend im Zusammenhang mit der Kairiener Khedivenbibliothek noch einmal kurz zurückzukommen sein wird. Mit der Gründung der Türkischen Republik wurde der Topkapı Palast zu einem Museum, die verschiedenen Bibliotheken dieses Palastes blieben wiederum unberührt in ihrer ursprünglichen Struktur erhalten. Die Bestände werden inzwischen aber nicht mehr an den ursprünglichen Orten, sondern zentral in einem Magazin aufbewahrt.

In den 1960er Jahren erschienen fünf Kataloge der etwas mehr als 13 000 arabischen, persischen und türkischen Handschriften der Topkapı-Bibliothek im Druck. Die Sammlung ist bislang nur zum Teil digitalisiert, vor Ort ist es im Allgemeinen aber möglich, Digitalisate einzelner Handschriften zu erhalten. Gerade wenn es um größere Projekte geht, wie es Projekte zur Sammlungsgeschichte wären, welche die Autopsie größerer Teile der Sammlung erfordern, dürfte meiner Erfahrung nach zum Erwerb einer Forschungsgenehmigung diplomatisches Geschick nötig sein.

Ein zentrales Charakteristikum der Topkapı-Bibliothek ist ihre Heterogenität. Die Sammlungen werden folglich für Forschungen auf verschiedenen Gebieten genutzt – ein Schwerpunkt liegt hier auf kunstgeschichtlichen Projekten, die sich vor allem mit den Handschriften der Schatzkammer – also Handschriften aus einem Luxussegment – beschäftigen. Die Bibliotheken des Topkapı-Palasts – insbesondere auch die Bibliothek von Ahmed III. – sind Gegenstand von verschiedenen institutionengeschichtlichen Forschungen; sehr wichtig sind hier die Publikationen von İsmail Erünsal zur Geschichte der Bibliotheken im Osmanischen Reich.¹² Ihm geht es in seinen Beiträgen um die Auswertung der Archivalien und narrativen Quellen. Eine sammlungsgeschichtliche Auswertung der Handschriftenbestände fehlt bislang. Gerade die Teile der Bibliothek, an deren Entstehung und Entwicklung verschiedene Personen und Personenkreise durch Einzelstiftungen beteiligt waren, sind ein vielversprechendes Quellenkorpus zur Frage der Buchnutzung im Palast

12 Erünsal, Osmanlı Vakıf Kütüphaneleri; ders., Ottoman Libraries. Zwei wichtige Artikel in englischer Sprache sind außerdem İsmail E. Erünsal: The Establishment and Maintenance of Collections in the Ottoman Libraries 1400-1839, in: *Libri* 39/1 (1989), S. 1-17, und ders.: A Brief Survey of the Development of Turkish Library Catalogues, in: Irvin Cemil Schick (Hrsg.): *M. Uğur Derman Armağanı. Altmışbeşinci Yaşı Münasebetiyle Sunulmuş Tebliğler*, Istanbul 2001, S. 271-282.

und dessen Umfeld. Dabei wären auch Studien zu einzelnen Sammlungen im Topkapı-Palast schon ein großer Gewinn. Sie sind zudem die Voraussetzung für eine komparative Analyse, die auch Bibliotheken einschließt, welche von Angehörigen des Hofes in Istanbul gestiftet wurden und die sich heute in der Süleymaniye-Bibliothek befinden – etwa die Stiftungsbibliotheken des Obereunuchen Beşir Ağa (st. 1746) oder der Sultansmutter Mihrişâh Sultân (st. 1805).

2.2 Die Süleymaniye-Bibliothek in Istanbul

Die Süleymaniye-Bibliothek ist heute eine der größten Handschriftensammlungen der Welt. Dort wurden seit Anfang des 20. Jahrhunderts die Stiftungsbibliotheken der Stadt Istanbul (und zum Teil auch darüber hinaus) zusammengeführt. Der Name der Süleymaniye-Bibliothek geht auf den Aufbewahrungsort in einem der größten Moschee-Komplexe Istanbuls zurück, dem Süleymaniye-Komplex (Abb. 3). Die Süleymaniye-Bibliothek im engeren (d.h. ursprünglichen) Sinn ist nur ein sehr kleiner Teil der heutigen Sammlung. Sie entstand zusammen mit dem Moschee-Komplex 1550-1557 als Stiftung unter Sultan Süleymân I. (reg. 1520-1566). Der Komplex umfasst – wie üblich – Moschee, Schulen, Hochschulen, Spital, Armenküche, Hamam etc. Ein separates Bibliotheksgebäude ist nicht vorhanden. Die Stiftungsurkunde umfasst jedoch Regelungen für die Stelle eines Bibliothekars, unter anderem mit genauen Angaben zur Höhe des Gehalts; eine Bibliothek existierte also im Rahmen der Hochschulen und in deren Räumlichkeiten.

Damit vergleichbar gab es an den meisten Moschee-Komplexen Bibliotheken; diese wurden praktisch alle während des 18. Jahrhunderts durch eine separate Stiftungsbibliothek ergänzt oder ersetzt. Meist beinhalteten diese neuen Stiftungen auch den Bau eines Bibliotheksgebäudes. In dieser reformierten Form sind die Sammlungen älterer Moschee-Stiftungen – z.B. die der Hagia Sophia (1739) oder der Fatih-Moschee (1742) – nach wie vor erhalten.¹³

Die Phase der Bibliotheksstiftungen des 18. Jahrhunderts hatte allerdings schon etwas früher eingesetzt; die erste dieser zahlreichen Stiftungsbibliotheken war 1667 von Großwesir Köprülü Fâzıl Ahmed Paşa eingerichtet worden. Es handelte sich dabei außerdem um den ersten Fall, in dem die Stiftung einer Sammlung mit der Stiftung eines unabhängigen Bibliotheksgebäudes

13 Die Hagia Sophia wurde nach der Eroberung durch die Osmanen zu einer Moschee umgewandelt. Die Stiftungsbibliothek von 1738 ist ein Einbau im Innenraum der Moschee.

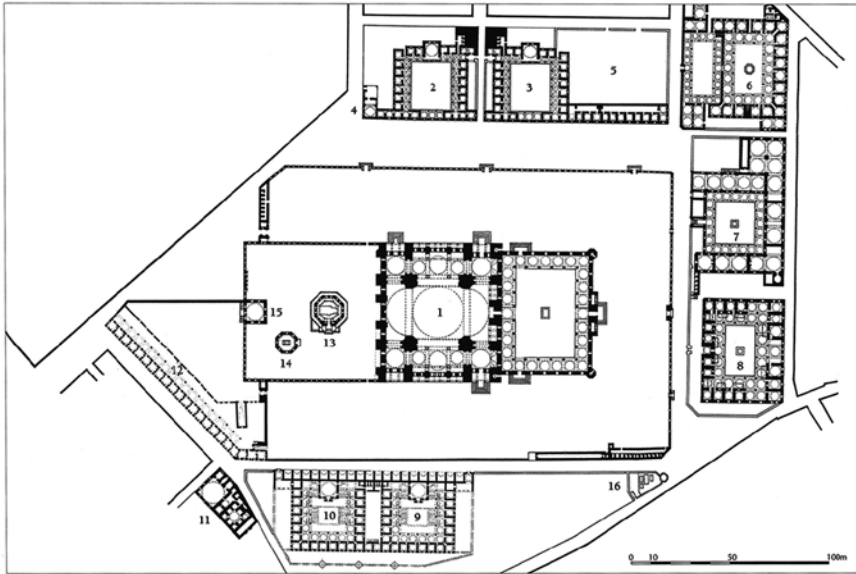


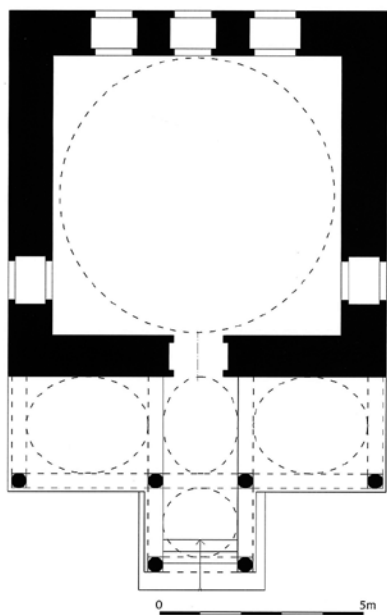
Abb. 3 :Grundriss der Süleymaniye-Bibliothek

verbunden war – unabhängig auch von einem größeren Stiftungskomplex an einer Moschee (Abb. 4). Bei den meisten Bibliotheksgründungen des 18. und 19. Jahrhunderts blieb die Verbindung zu einem Moschee-Komplex – inklusive Bildungseinrichtungen – aber gegeben (Abb. 5). Das eindrucksvollste Beispiel – mit einer der größten Handschriften-Sammlungen innerhalb der Süleymaniye-Sammlungen – ist die Nuruosmaniye-Moschee und die zugehörige Bibliothek. Der Moschee-Komplex wurde unter Sultan Mahmūd I. und Sultan ‘Osmān III. erbaut und 1755 vollendet. Wie im Topkapı-Palast die Bibliothek von Aḥmed III. befand sich auch hier die Sammlung von Anfang an in einem als Bibliothek entworfenen Gebäude.

Heute befindet sich die Süleymaniye-Bibliothek in zwei der ursprünglichen Hochschulgebäude des Süleymaniye-Komplexes. Seit Beginn des Ersten Weltkriegs wurden die meisten anderen Stiftungsbibliotheken Istanbuls in die Süleymaniye gebracht. Dort befinden sich heute 154 Sammlungen bzw. 82 924 Handschriften und 55 812 Drucke. Diese blieben glücklicherweise in der ursprünglichen Struktur erhalten. Die Bestände einiger größerer Stiftungsbibliotheken, die inzwischen ebenfalls administrativ in die Süleymaniye integriert wurden, blieben vor Ort – die Bibliothek von ‘Ātif Efendi (gegr. 1741,



Abb. 4: Foto und Grundriss der
von Großwesir Köprülü Fâzıl
Ahmed Paşa 1667 eingerichteten
Stiftungsbibliothek



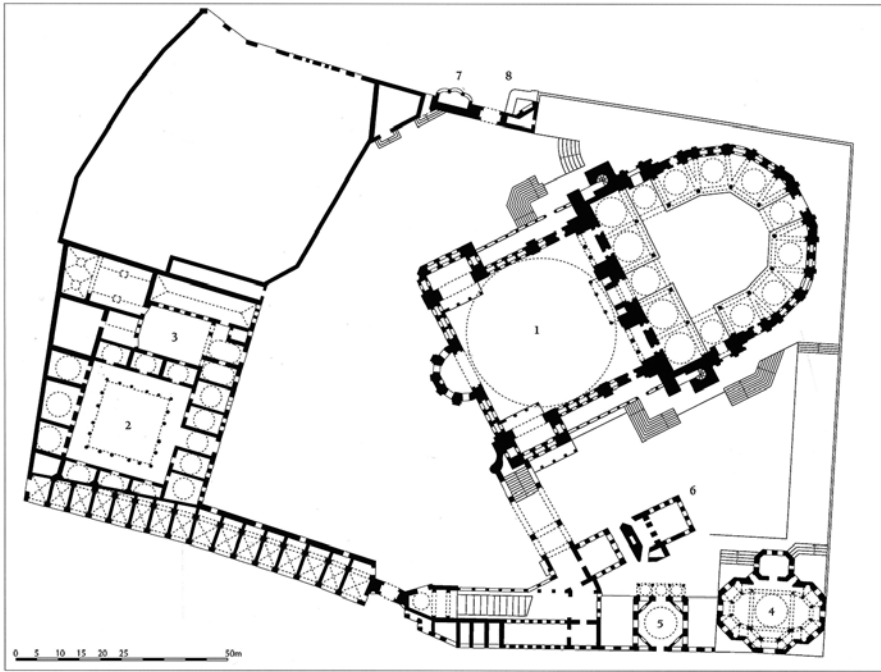


Abb. 5: Grundriss der Nuruosmaniye-Moschee

3453 Hss. und 9207 Drucke), die Köprülü-Bibliothek (gegr. 1667, 2537 Hss. und 238 Drucke), die Nuruosmaniye-Bibliothek (gegr. 1755, 5063 Hss. und 77 Drucke) und die Bibliothek von Râğîb Paşa (gegr. 1763, 1446 Hss. und 1794 Drucke).¹⁴

Die Arbeitsbedingungen für Forschende sind in der Süleymaniye-Bibliothek sehr gut. Dies betrifft vor allem die Recherche vor Ort, da die Handschriften – einschließlich jener in den vier noch in situ befindlichen Sammlungen –

¹⁴ Auf der Homepage der Süleymaniye befindet sich eine Übersicht über die Bestände der einzelnen Sammlungen (<http://www.suleymaniye.yek.gov.tr/>). Die hohe Zahl von Drucken ist auf spätere Zustiftungen zurückzuführen, z.B. in der Bibliothek von 'Âtîf Efendi die Bibliothek des Historikers Mehmet Zeki Pakalın (1886-1972). Eine Katalogrecherche ist online nicht möglich. Auf der Homepage findet sich eine Übersicht über die Bibliotheksbestände: <http://www.suleymaniye.yek.gov.tr/Content/UploadFile/Doc/dijitalveesersaglamlama/koleksiyonlar2021.PDF> [zuletzt 14.9.2022]

sowie ein großer Teil der Drucke digitalisiert sind und so im Lesesaal über das interne Computersystem gesichtet werden können. Ein großes Problem ist jedoch, dass ein gedruckter oder online einsehbarer Gesamtkatalog fehlt. Die Kataloge verschiedener Stiftungsbibliotheken einschließlich der Süleymaniye wurden mit rudimentären Angaben – basierend auf den handschriftlichen Inventarlisten – erstmals in den 1890er Jahren gedruckt.¹⁵ Detaillierte Kataloge der ursprünglichen Bibliothek der Süleymaniye-Moschee und der Bibliothek von Râğib Paşa wurden in den letzten Jahren in arabischer Sprache (finanziert von einer saudischen Stiftung) publiziert.¹⁶ Somit sind Katalogrecherchen für Drucke und auch für den größten Teil der Handschriftensammlung nur vor Ort möglich. Unkompliziert ist die Süleymaniye-Bibliothek meiner Erfahrung nach wiederum, wenn ein Forschungsprojekt die Autopsie der Originale erfordert.

Auch die Sammlungen in der Süleymaniye-Bibliothek wurden bislang vor allem aus institutionsgeschichtlicher Perspektive erforscht; wie bei der Topkapı-Bibliothek ist auch hier auf die Publikationen von Erünsal zu verweisen.¹⁷ Im Fall der Süleymaniye liegen aber erste Forschungsbeiträge vor, welche das Sammlungskorpus auswerten. Ein 2015 von Berat Açıll herausgegebener Tagungsband fokussiert auf die Erforschung der osmanischen Buchkultur anhand einer Stiftungsbibliothek, welche 1734 von Velîyüddîn Cârullâh gegründet wurde und sich heute in der Süleymaniye befindet.¹⁸ Es geht dabei vor allem um eine Auswertung der Marginalien in den Handschriften dieser Sammlung.

Ein bedeutender Beitrag zur Sammlungsforschung ist Konrad Hirschlers Studie zur Aşrafiya-Bibliothek in Damaskus. Ausgangspunkt von Hirschlers Forschungen ist ein Inventarkatalog der Aşrafiya-Bibliothek aus dem Jahr 1270, den er in der Süleymaniye entdeckte.¹⁹ Der Katalog war offenbar

15 Die bibliografischen Informationen zu den Handschriftenkatalogen finden sich in Geoffrey Roper (Hrsg.): *World Survey of Islamic Manuscripts*, 4 Bde., London 1992–1994, zur Süleymaniye ebd., Bd. 3, S. 351–359.

16 Maḥmūd as-Sayyid ad-Duğaym und Mahmud Seyitoğlu (Hrsg.): *Fihris al-maḥṭūṭāt al-ʿarabiya wa-t-turkiya wa-l-fārisiya fī l-maktabat as-Sulaymāniya*, [Catalogue of Manuscripts in the Süleymaniye Library], 3 Bde., Dschidda 2010; Maḥmūd as-Sayyid ad-Duğaym (Hrsg.): *Fihris al-maḥṭūṭāt al-ʿarabiya wa-t-turkiya wa-l-fārisiya fī l-maktabat Rāğib Pāšā*, 10 Bde., Dschidda 2016.

17 Erünsal, *Osmanlı Vakıf Kütüphaneleri*; ders., *Ottoman Libraries*. Die einzelnen Sammlungen sind jeweils gut mittels Index zu finden.

18 Berat Açıll: *Osmanlı kitap kültürü. Cârullah Efendi kütüphanesi ve derkenar notları*, Istanbul 2015.

19 Konrad Hirschler: *Medieval Damascus. Plurality and Diversity in an Arabic Library. The Ashrafiya Library Catalogue*, Edinburgh 2016. Vgl. auch ders.: *The*

nach der osmanischen Eroberung Syriens 1516 zusammen mit Teilen der Sammlung nach Istanbul gekommen.²⁰ Hirschlers Studie ist einerseits relevant, um die mittelalterliche Buchkultur in Damaskus, andererseits auch die Sammlungsgeschichte osmanischer Bibliotheken zu verstehen.

Die Projekte von Açıll und Hirschler sind erste, wichtige Schritte auf dem Gebiet der Sammlungsgeschichte. Die Sammlungen der Süleymaniye-Bibliothek beinhalten jedoch ein enormes Potenzial für weitere Forschungsprojekte zu verschiedenen Themen: Ein Vergleich der Struktur verschiedener Stiftungsbibliotheken verspricht Antwort auf die Fragen, 1. inwieweit sich aus den heutigen Beständen eine Privatbibliothek des Stifters rekonstruieren lässt, 2. wie stark die Bestände solcher Bibliothek kanonisiert waren, 3. ob sich Zukäufe oder Aufträge zu neuen Abschriften anlässlich der Stiftung nachweisen lassen. Gerade auch im Fall von Stiftern aus einem Palastkontext könnte sich ein provenienzzgeschichtlicher Zugang anbieten, um die Stiftungspolitik des Sultans und seines Umfelds zu analysieren.

Eine Handschrift aus der bereits oben erwähnten Stiftungsbibliothek der Sultansmutter Mihrişāh Sulţān (st. 1805), die heute Teil der Süleymaniye ist, zeigt, wie eine kodikologische Analyse Daten für eine weitere Erforschung der Buchnutzung im Kontext des Palastes und der Stiftungsbibliotheken liefert. Die Handschrift Mihrişāh 258 – ein sehr populäres religiöses Gedicht zur Biografie des Propheten Muhammad – wurde laut Kolophon 1660 von einem gewissen Muşţafā, Sekretär der Verwaltung der Ayasofya-Moschee (Hagia Sophia), angefertigt. Dieser trug außerdem den Ehrentitel eines »Pfortners des Sultans« (*kapıcı*), der eine gewisse Nähe zum Palast aufzeigt, die sich aber nicht genauer eingrenzen lässt. Es lässt sich dann eine interessante Palastkarriere der Handschrift rekonstruieren (Abb. 6). Folio 1r enthält rechts oben zwei undatierte Nutzervermerke – vom Sekretär des Obereunuchen und von ‘Ayşe Hatun, einer bislang nicht identifizierbaren Frau aus dem Harem des Sultans. Groß in der Mitte der Seite prangt der Stiftungsstempel der Sultansmutter Mihrişāh von 1800 und die Stiftungsurkunde, gesiegelt von einem Rechtsgelehrten. Die Handschrift entstand im Palastumfeld und wurde danach offenbar bis zur Stiftung im Harem des Sultans genutzt. Ob eine so enge Verbindung der gestifteten Bestände zum Palast der Normalfall oder die Ausnahme ist, bedarf weiterer Untersuchungen.²¹

Written Word in the Medieval Arabic Lands. A Social and Cultural History of Reading Practices, Edinburgh 2012.

²⁰ In Hirschlers Studie lassen sich 143 Handschriften der Süleymaniye als ehemalige Bestände der Damaszenener Bibliothek identifizieren.

²¹ Heinzelmann: Populäre Religiöse Literatur, S. 292 und 343 f.

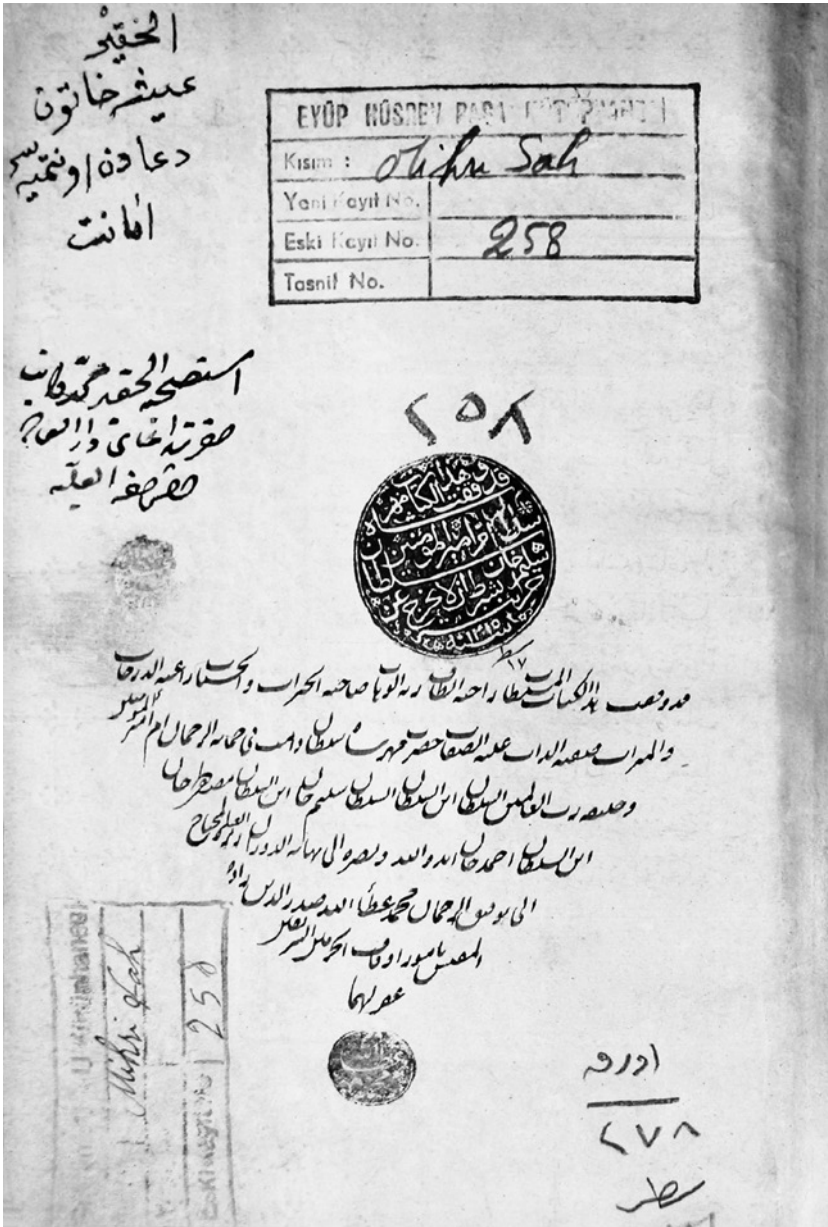


Abb. 6: Titelseite der Handschrift Mihrîşâh 258

3. Konya – Die Bibliothek am Grab von Mevlânâ Celâleddîn Rûmî

Wie in Istanbul gibt es auch in der zentralanatolischen Stadt Konya verschiedene Stiftungsbibliotheken mit Handschriftensammlungen.²² Besonderes Interesse verdient in Konya dabei die Bibliothek am Grab des Sufi-Heiligen Mevlânâ Celâleddîn Rûmî (st. 1273), denn es dürfte sich um eine der ältesten Bibliotheken der heutigen Türkei handeln. Konya war in der Zeit der anatolischen Seldschuken (11.-13. Jahrhundert) der Sitz der Sultane. Dort lebte und wirkte Mevlânâ Celâleddîn Rûmî – Gelehrter, Dichter und Eponymos des Mevlevîye-Ordens, d.h. der »tanzenden Derwische«. An seinem Grab wird Mevlânâ als Heiliger verehrt und der Derwisch-Konvent dort wurde zu einem Zentrum der Sufi-Gelehrsamkeit.²³

Die Anfänge der Bibliothek am Heiligengrab sind nicht bekannt.²⁴ In der Bibliothek sind jedoch Handschriften vorhanden, die in den Jahrzehnten nach dem Tod Mevlânâs, in den ersten Generationen der Nachkommen-schaft und in deren Umfeld zu verorten sind. Die formelle Gründung einer Stiftungsbibliothek fand aber auch in Konya erst wesentlich später statt: 1854 wurde von Sa'îd Hemdem Çelebi – dem damaligen Scheich des Ordens – eine Bibliothek gestiftet. Diese Entwicklung ist mit verschiedenen Stiftungsbibliotheken in der Süleymaniye vergleichbar – bei keiner jedoch liegen die Daten zwischen Entstehung (bzw. ersten Belegen) und formeller Institutionalisierung so weit auseinander.

Nach dem Verbot der Sufi-Orden 1925 wurde der Konvent geschlossen und in ein Museum umgewandelt. Zu den Beständen dieses Museums gehört heute auch die Bibliothek. Handschriften – gerade auch aus der Frühzeit des Ordens – sind im Museum auch ausgestellt. Einige haben, wie auch andere Ausstellungsstücke, den Charakter von Reliquien; so sind etwa Museumsbesuchende im Gebet vor Vitrinen zu beobachten.²⁵

22 Die Yusuf-Ağa-Bibliothek aus dem Jahr 1795 ist nach dem Stifter benannt, dem Sekretär der Mutter von Sultan Selim III., vgl. http://www.yusufaga.yek.gov.tr/Home/Index_?n_id=3 [zuletzt 1.5.2019]. Auch hier wurden im 20. Jahrhundert andere Stiftungsbibliotheken eingegliedert, aber ebenfalls im Originalkontext belassen. Weitere Sammlungen wurden in der Handschriftensammlung des Regierungsbezirks zusammengeführt, <http://www.konya.yek.gov.tr/> [zuletzt 14.9.2022].

23 Franklin D. Lewis: *Rumi, Past and Present, East and West, The Life, Teachings and Poetry of Jalâl al-Din Rumi*, Oxford 2000.

24 Erünsal, *Osmanlı Vakıf Kütüphaneleri*, S. 167 und S. 305.

25 Die Verehrung der Reliquien wurde von mir bei verschiedenen Besuchen, so zuletzt im September 2017, beobachtet.

Die Handschriften der Bibliothek des Mevlânâ-Museums sind in insgesamt fünf Bänden katalogisiert, die zwischen 1967 und 2003 erschienen.²⁶ Der Autor, Abdülbâki Gölpinarlı, entstammt einer Familie, welche vor dem Verbot Verbindungen zum Mevlevîye-Orden hatte. Er kannte sich darum in der Bibliothek und der Buchnutzung des Ordens sehr gut aus, was neben dem Sammlungskorpus auch seinen Katalog zu einer wichtigen Quelle macht. Auch hier blieben allerdings die Drucke unberücksichtigt. Online steht für Katalogrecherchen in der Sammlung des Mevlânâ-Museum eine Homepage zur Verfügung, die zahlreiche Handschriftensammlungen der Türkei – inklusive der Nationalbibliothek in Ankara – einschließt (<http://yazmalar.gov.tr/>).²⁷

Die Sammlung ist vollständig digitalisiert und so im Ethnographischen Museum in Konya nutzbar. Bei einem Forschungsaufenthalt im September 2017 stellte ich fest, dass die Digitalisate auf CDs vorlagen und jeweils von den Museumsmitarbeitenden herausgesucht werden mussten. Das machte die Nutzung im Vergleich zu den Beständen der Süleymaniye umständlicher. Ich gehe aber davon aus, dass sich in näherer Zukunft auch in Konya die technischen Voraussetzungen für die Bibliotheksnutzung verbessern werden. Während meines Aufenthalts war ich der einzige Nutzer der digitalisierten Bestände. Zum Mevlevîye-Orden liegen aus den letzten Jahren einige wichtige Forschungsbeiträge vor.²⁸ Einmal mehr bleibt jedoch festzustellen, dass die Sammlungsforschung vernachlässigt wird und dieses bedeutende und vielversprechende Quellenkorpus bisher nicht analysiert wurde. Ich plane aktuell selbst ein Forschungsprojekt, welches auf das 19. und 20. Jahrhundert fokussiert. Dabei geht es vor allem darum, welche Folgen die neue Organisation als Stiftungsbibliothek auf die Struktur und Nutzung der Bestände hatte. In die Analyse ist mit einzubeziehen, wie stark sich dabei ein Einfluss des Buchdrucks nachweisen lässt, der zeitgleich an Dynamik gewann. Das Forschungsprojekt ist dadurch auch verknüpft mit der Frage, inwieweit sich die Sammlungsgeschichte vor 1854 rekonstruieren lässt und welche Daten zur Entstehung und Entwicklung der Sammlung und zum Ordenskontext des

26 Abdülbâki Gölpinarlı: *Mevlânâ Müzesi Yazmalar Kataloğu*, 3 Bde., Ankara 1967–1972. Der vierte Band erschien unter demselben Titel 1994 posthum, der fünfte unter dem Titel *Mevlânâ Müzesi Müzelik Yazmalar Kataloğu* 2003.

27 Die Digitalisate der Nationalbibliothek Ankara sind über diese Internetseite auch bereits einzusehen. Das gilt für die Bestände in Konya bislang nicht [zuletzt 14.9.2022]. In diese Datenbank wurden auch die Daten der gedruckten Kataloge der Topkapı-Bibliothek eingegeben. Direkten Zugriff auf deren Online-Katalog hat man aber nicht.

28 Sezai Küçük: *Mevlevîliğin Son Yüzyılı*, Istanbul 2003.

14. und 15. Jahrhunderts zu finden sind. Die lange Geschichte der Bibliothek stellt hier ein großes Potenzial im Rahmen der Sammlungsforschung dar.

4. Kairo

Kairo ist eines der frühesten und bedeutendsten Zentren islamischer Gelehrsamkeit. Im Folgenden werden die beiden großen Handschriftensammlungen von Kairo – die Bibliothek der Azhar-Universität und die Ägyptische Nationalbibliothek – vorgestellt. Der historische Hintergrund dieser beiden Institutionen unterscheidet sich deutlich. Im ersten Beispiel reicht der historische Hintergrund der Institution weit in vorosmanische Zeit zurück, im zweiten handelt es sich um eine Neugründung des 19. Jahrhunderts. In beiden Fällen ist allerdings festzustellen, dass Sammlungsforschungen in Ägypten – selbst im Vergleich zu den Beispielen aus der Türkei – noch in den Kinderschuhen stecken.

4.1 *Die Bibliothek der Azhar-Universität (al-Maktaba al-Azharīya)*

Die Azhar-Universität gilt für die Anhänger der vier sunnitischen Rechtsschulen als eine der höchsten Autoritäten. Sie ist darum auch hierzulande in den Medien immer wieder präsent, wenn sie in aktuellen Konflikten Gutachten zu rechtlichen, politischen und gesellschaftlichen Fragen veröffentlicht. Die Azhar wurde im 10. Jahrhundert – also lange vor der osmanischen Eroberung Ägyptens 1517 – gegründet und ist damit eine der ältesten nach wie vor existierenden Bildungseinrichtungen in der islamischen Welt.²⁹ 1897 kam es zu einer Reform der Universität und deren Bibliothek. Für die Bibliothek bedeutete dies, dass verschiedene Sammlungen zusammengeführt wurden (wohl vergleichbar mit der Zentralisierung von Stiftungsbibliotheken in der Süleymaniye in Istanbul).³⁰ Hinzu kamen seither zahlreiche Privatbibliothe-

29 Zur Azhar-Universität allgemein vgl. Bayard Dodge: *Al-Azhar. A Millennium of Muslim Learning*, Washington 1961. Zu den Reformen des 19. und 20. Jahrhunderts vgl. Indira Falk Gesink: *Islamic Reform and Conservatism. Al-Azhar and the Evolution of Modern Sunni Islam*, London and New York 2010, sowie Dahlia E.M. Gubara: *Al-Azhar in the Bibliographic Imagination*, in: *Journal of Arabic Literature* 43 (2012), S. 299–335, und Dahlia E.M. Gubara: *Al-Azhar and the Orders of Knowledge*, New York 2014.

30 Ahmed El Shamsy: *Islamic Book Culture through the Lens of Two Private Libraries, 1850–1940*, in: *Intellectual History of the Islamicate World*, 4, 1–2 (2016), S. 61–81.

ken von Gelehrten aus dem Azhar-Kontext, die der Bibliothek im späten 19. und vor allem 20. Jahrhundert vermacht wurden.

Ich kenne nur wenige Forscherinnen und Forscher, welche die Bestände der Azhar-Bibliothek nutzen, und ich habe dort auch selbst noch nicht recherchiert. Das ist wohl weitgehend darauf zurückzuführen, dass über diese Bibliothek nur verhältnismäßig wenige Informationen vorliegen – was in deutlichem Kontrast zur Bedeutung dieser Institution steht. Laut Geoffrey Ropers »World Survey of Islamic Manuscripts« umfasst die Azhar-Bibliothek 24 000 Handschriften.³¹ Zwischen 1945 und 1952 publizierte die Bibliothek einen achtbändigen Handschriftenkatalog, der aber nur einen Teil der Bestände umfassen dürfte. Über die Homepage der Bibliothek kann online der Katalog – offiziell einschließlich Handschriften – recherchiert werden.³² Erfahrungsgemäß ist die Homepage allerdings immer wieder – auch für längere Zeitabschnitte – nicht erreichbar, oder es muss ein neuer Link recherchiert werden. 2018 hatte ich Gelegenheit mich mit Davidson MacLaren, geschäftsführender Direktor der Islamic Manuscript Association, zur aktuellen Situation der Katalogisierungs- und Digitalisierungsprojekte zu unterhalten.³³ Die Islamic Manuscript Association unterstützt Katalogisierungs- und Digitalisierungsprojekte – so auch im Fall der Azhar und der Ägyptischen Nationalbibliothek. Die Digitalisierungsprojekte sind in beiden Fälle aktuell ins Stocken gekommen.³⁴

Zur Azhar-Bibliothek liegen zwei Forschungsbeiträge vor. Dahlia Gubara untersuchte die Azhar-Universität und ihre Bibliothek im 19. und 20. Jahrhundert aus dem Blickwinkel der Ideen- und Institutionengeschichte, wobei sie sich hauptsächlich auf narrative Quellen stützt. Sie analysiert, wie veränderte gesellschaftliche und politische Rahmenbedingungen das Konzept von »Universität« und »Bibliothek« beeinflussten.³⁵

Ein wichtiges und vielversprechendes Forschungsprojekt wird von Ahmed El Shamsy (Chicago) verfolgt und widmet sich den Privatsammlungen von Gelehrten innerhalb der Azhar-Bibliothek. Eine ausführliche Analyse von zwei Sammlungen (Mitte 19. bis Mitte 20. Jahrhundert) liegt bereits in einem

31 Roper: *World Survey*, Bd. 1, S. 208–210.

32 <https://www.azhar.edu.eg/central-lib/ar-eg> [zuletzt 14.9.2022].

33 <https://www.islamicmanuscript.org/home.aspx> [zuletzt 14.9.2022].

34 Dahlia E.M. Gubara: *Al-Azhar in the Bibliographic Imagination*, in: *Journal of Arabic Literature* 43 (2012), 299–335. Zu den Digitalisierungsprojekten siehe S. 301, 325 und 334.

35 Gubara, *Al-Azhar in the Bibliographic Imagination*. Siehe außerdem Dahlia E.M. Gubara, *Al-Azhar and the Orders of Knowledge*.

Artikel von 2016 vor.³⁶ Eines der zentralen Themen ist der Übergang von der Handschriftenkultur zum Buchdruck im 19. und 20. Jahrhundert. Es geht El Shamsy unter anderem darum, welchen Einfluss dieser Übergang auf die regionale Herkunft von Handschriften beziehungsweise Drucken hatte oder auf die thematischen Sammlungsschwerpunkte der jeweiligen Bibliotheken.³⁷

Die Forschung fokussiert bislang also auf das 19. und 20. Jahrhundert und Sammlungen, die erst verhältnismäßig spät in die Azhar-Bibliothek kamen. Die Sammlungsgeschichte der Bibliothek, einer der wichtigsten Institutionen der islamischen Welt, ist bislang ein völlig unbeschriebenes Blatt.

4.2 Die Khedivenbibliothek (seit 1952 Nationalbibliothek)

Bereits 1870, knapp dreißig Jahre vor der Umstrukturierung der Azhar-Bibliothek, wurde in Kairo die Khedivenbibliothek gegründet. Die Dynastie der Khediven (der »ägyptischen Vizekönige«) war Anfang des 19. Jahrhunderts aus der Familie des osmanischen Gouverneurs hervorgegangen. Es handelte sich bei der Khedivenbibliothek (al-Kutubhāna al-Hidiwīya) – im Gegensatz zur etwa gleichzeitig gegründeten Bibliothek des Sultans im Yıldız-Palast in Istanbul – nicht um eine Privatbibliothek des Herrschers, sondern um eine staatliche Bibliothek.³⁸ Eine ideengeschichtliche Studie zum konzeptionellen Hintergrund wurde 2012 von Dahlia Gubara in einem Artikel publiziert.³⁹ Die Studie zeigt Bezüge zur Bibliothèque du Roi beziehungsweise zur Bibliothèque nationale in Paris auf. Repräsentativität, Bildungsaufgaben und Bewahrung kulturellen Erbes waren in Kairo dabei Themen in einem Dreieck zwischen der turkophonen Elite des Khedivenhofes, dem immer stärker werdenden kolonialen Druck Großbritanniens und dem aufkommenden arabischen bzw. ägyptischen Nationalismus. Alle drei Aufgaben waren an ein verändertes Konzept von »Staat« geknüpft. Mit der Ab-

36 Ahmed El Shamsy: Islamic Book Culture.

37 Er diskutiert aber auch das in der wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Literatur oft anzutreffende Motiv »Niedergang der Gelehrtenkultur im islamischen Nahen Osten«.

38 Eine vergleichbare Institution wurde in Istanbul 1884 als »Osmanische Öffentliche Bibliothek« (Kütübhāne-i ‘Umūmī-i ‘Osmānī) gegründet. Dass diese sich nicht zur Nationalbibliothek entwickelte, dürfte auf die Verlegung der Hauptstadt nach Ankara und die größere Konkurrenz an Bibliotheken in Istanbul zurückzuführen sein. <https://istanbulbeyazitdevlet.kutuphane.gov.tr/TR-201446/tarihce.html> [zuletzt 14.9.2022].

39 Dahlia E.M. Gubara: Al-Azhar in the Bibliographic Imagination.

schaffung der Monarchie wurde die Kedivenbibliothek 1952 zur Ägyptischen Nationalbibliothek (Dār al-Kutub al-Miṣrīya, wörtlich »Ägyptisches Haus der Bücher«).

Ähnlich wie im Fall der Azhar-Bibliothek erhält man den besten Überblick über die ägyptische Nationalbibliothek – einschließlich der bibliografischen Angaben zu den zahlreichen Teilkatalogen des Handschriftenbestands – anhand von Geoffrey Ropers »World Survey of Islamic Manuscripts«. ⁴⁰ Zur Digitalisierung der Bestände und Online-Präsenz des Bibliothekskatalogs gilt das bereits im Fall der Azhar-Bibliothek Gesagte. Es lässt sich kaum etwas Generelles über die Nutzungsbedingungen sagen. Von vielen Fachkollegen höre ich, dass Forschung praktisch nur anhand von Digitalisaten der Mikrofilme (von sehr unterschiedlicher Qualität) möglich ist. Ich selbst erhielt bei einem Forschungsaufenthalt 2007 allerdings die Möglichkeit zur Autopsie der angeforderten Handschriften. Diese fand aber unter sehr improvisierten Bedingungen statt: nicht in einem Lesesaal, sondern in einem kleinen Raum, der hauptsächlich von Bibliotheksangestellten zum Gebet genutzt wurde, was wiederum ein Beleg dafür ist, wie außergewöhnlich diese Situation war. Der Unsicherheitsfaktor »Nutzungsbedingungen« ist eine schlechte Voraussetzung für Forschungsprojekte zur Sammlungsgeschichte.

Zur ägyptischen Nationalbibliothek und ihrer Geschichte gibt es eine Untersuchung von Ayman Fu'ād Sayyid aus dem Jahr 1996. ⁴¹ Der Fokus ist wiederum ein institutionengeschichtlicher. Heute befinden sich in der Nationalbibliothek etwa 60 000 Handschriften. Darunter befinden sich Sammlungen von Würdenträgern und Privatsammlern im Umfeld des Khediven- und späteren Königshofes. Das sind Sammlungen, welche größtenteils in den 1920er und 30er Jahren erworben wurden. Sie sind noch im originalen Kontext erhalten. Offenbar sollen bereits in den Jahrzehnten unmittelbar nach der Gründung die Stiftungsbibliotheken der Stadt Kairo in die Nationalbibliothek gebracht worden sein. Darauf geht die Studie von Sayyid nicht ein, mit einiger Wahrscheinlichkeit sind die Stiftungsbibliotheken wie bei den Beispielen in Istanbul im originalen Kontext erhalten.

Zusammenfassend bleibt festzustellen, dass es sowohl zu den Bibliotheken in Istanbul als auch in Kairo erste spannende Ansätze auf dem Gebiet der Sammlungsforschung gibt. Dabei wurde bisher aber nur ein Bruchteil des äußerst umfangreichen, interessanten Quellenmaterials gesichtet. Voraus-

⁴⁰ Roper, *World Survey*, Bd. 1, S. 212–218.

⁴¹ Ayman Fu'ād Sayyid: *Dār al-Kutub al-Miṣrīya – ta'riḥuhā wa-taṭawwuruhā*, Kairo 1417 h./1996, und ders.: *Dār al-Kutub al-Miṣrīya bayna l-ams wa-l-yawm wa-l-ḡad*, Kairo 2008.

setzung ist bei künftigen Projekten allerdings allgemein ein Mindestmaß an politischer Stabilität sowie im Besonderen die Zugänglichkeit des Quellenmaterials. Obwohl die Forschungsthemen auf dem Gebiet der Sammlungsforschung – im Vergleich zu anderen Forschungsgebieten (Gender studies, Islamismus) – zumeist unverfänglich sind, werden doch auch Fragen angesprochen, die beispielsweise im Zusammenhang mit den Bibliotheken Konzepte von Nation erörtern. Während Sammlungsforschung mit Bezug zur »Türkenherrschaft« in Ägypten oft schlicht Desinteresse auslöst, können die Sammlungen in der Türkei als zentraler Teil des historischen Erbes sehr wohl im Rahmen einer neo-osmanischen Politik instrumentalisiert werden. Ich habe bei der Zusammenarbeit mit Fachkolleginnen und -kollegen in der Türkei im Rahmen meiner Forschungen bisher gute Erfahrungen gemacht. Die Forschungsbedingungen und die Situation insgesamt dürfte aber schwieriger sein, wenn die Sammlungen einer nationalen Ikone wie des Topkapı-Palastes Gegenstand sein sollen. Das zeigt aber auch, welche Chancen zum (wissenschaftlichen) Dialog sich hier bieten.

AUTORINNEN UND AUTOREN

Dr. Constanze Baum
Humboldt Universität zu Berlin
Institut für deutsche Literatur
Dorotheenstraße 24
10117 Berlin

Prof. Dr. Markus Hilgert
Kulturstiftung der Länder
Spandauer Damm 10
14059 Berlin

Dr. Petra Feuerstein-Herz
Herzog August Bibliothek
Wolfenbüttel
Lessingplatz 1
38304 Wolfenbüttel

Dr. Jan Horstmann
Universität Münster
Service Center for Digital
Humanities (SCDH)
Krummer Timpen 3
48143 Münster

Tobias Gradl
Otto-Friedrich-Universität Bamberg
Bereich Angewandte Informatik
An der Weberei 5
96047 Bamberg

Robin Jegan
Otto-Friedrich-Universität Bamberg
Bereich Angewandte Informatik
An der Weberei 5
96047 Bamberg

Prof. Dr. Tobias Heinzelmann
Universität Zürich
Asien-Orient-Institut
Rämistr. 59
8001 Zürich

Dr. Caroline Jessen
Leibniz-Institut für jüdische
Geschichte und Kultur –
Simon Dubnow
Goldschmidtstraße 28
04103 Leipzig

Prof. Dr. Andreas Henrich
Otto-Friedrich-Universität Bamberg
Bereich Angewandte Informatik
An der Weberei 5
96047 Bamberg

Dr. Reinhard Laube
Klassikstiftung Weimar
Herzogin Anna Amalia Bibliothek
Platz der Demokratie 1
99423 Weimar

Dr. Timo Steyer
Technische Universität Braunschweig
Universitätsbibliothek
Universitätsplatz 1
38106 Braunschweig

Dr. Joëlle Weis
Universität Trier
Trier Center for Digital Humanities
Universitätsring 15
54296 Trier